Digitized by Google

Deutschland's

jüngste

Literatur- und Culturepoche.

Characteristiken

von

Hermann Marggraff.

Leipzig, 1839.

Wilhelm Engelmann.

630.9
M33

Google

Zu Schutz und Trutz!

Wäre das Buch, was ich hier den Kritikern in die Hände und dem Publikum in die Taschen spiele, eine freie Produkzion, etwa ein Roman, Epos oder Drama, so würde ich mich wohl hüten, mit der nackten Prosa einer Vorrede den Leser zu ängstigen und ihn auf eine Weise zu ernüchtern, daß es schwer hielte, ihn wieder trunken zu machen. Eine künstlerische Produkzion kommt auf eigenen Füßen am besten fort; sie beruht auf sich selbst, auf ihrem eigenen Nennwerthe, sie lobt und tadelt sich selbst, sie entschuldigt und verurtheilt sich selbst. Nicht in gleichem Maße ein kritisches Buch, dessen Schwerpunkt und Axe außer ihm liegen, das nicht egoistisch von sich selbst ausgeht und sich wieder auf sich selbst zurückzieht, sondern sich in aller Bescheidenheit der

Selbſtverleugnung an auswärtige Zuſtände anſchmiegt und nicht dadurch ſtark iſt, daß es überhaupt raiſonnirt und beſpricht, ſondern durch das, worüber es raiſonnirt und was es beſpricht. Einem fliehenden Feinde, heißt es, ſoll man eine ſilberne Brücke bauen, aber auch ein andringender Feind bedarf ihrer. Eine ſolche ſilberne Brücke baue ich meiner Schrift in dieſer Vorrede, damit ſie darüber hinwegſtürme und ein halbgewonnenes Spiel habe, noch ehe ſie ihre Trümpfe eingeſetzt und Blut und Leben in die Schanze geſchlagen hat.

Man hat in der jüngſten Zeit die Fäden der Literatur, ſo weit ſie der Kritik angehört und ſo weit ſie der Produkzion anzugehören prätendirt, ſo verwirrt, verwickelt und verzupft, daß die Fäden des Gewebes bunt und wirr durch einander liegen. Ich war der Meinung, daß es einmal der Mühe werth und zur Löſung der Literaturfragen nöthig ſei, den Einſchlagsfaden zu ſuchen. Ich ſuchte ihn, indem ich einen weiten Anlauf nahm, die Hauptfäden unſerer früheren Literaturperiode nachwies, und darlegte, was des Volkes Character und Weſen ſei, wie ſeine Geſchichte verlief, wie ſich Geſchichte, Cultur und Literatur an einander aufbildeten, in Mißformen und Kunſtformen, je nachdem die Lage der

Dinge und der Geschmack des Publikums zu jenen verführten oder diese begünstigten. Man erwarte daher keine eigentliche Cultur- und Literaturgeschichte, sondern eine Darstellung ihrer Coincidenzpunkte, einen Nachweis ihres gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses, von der Dumpfheit früherer Jahrhunderte an bis zur gegenwärtigen, aus Schwäche gutmüthigen, aus Ueberreife skeptischen, aus Selbstsucht verderbten Civilisation, doch in der Art, daß die Literatur in der Darstellung das Uebergewicht behauptet und zuletzt, wo die literarischen Characteristiken an Breite wachsen, fast allein den ganzen Raum in Besitz nimmt. Manche werden meinen, daß ich zu vieles nicht hierher Gehöriges eingemischt habe, und doch sind hier nur die Grundfäden zu einer künftigen umfassenden Darstellung gelegt. Diese kann aber erst dann geschrieben werden, wenn sich das gegenwärtige weniger in Produkzionen und Thaten, als in Reflexionen und Ideen fortgährende Chaos beruhigt und gelichtet haben wird.

Viele in dieser Schrift betheiligte Autoren werden meinen, daß es nicht recht sei, die von ihnen selbst veranlaßten Literaturstreitigkeiten dem Publikum vorzuführen; sie werden meinen, daß dadurch der Mißcredit, in welchem die Literaten zum Theil

ſtänden, ſo noch vermehrt werde. Damit hat man indeß viel zugegeben; wenn man Sünden begangen hat, ſo iſt es für den Unbefangenen Pflicht, ſie im weiteſten Umfange aufzudecken und hiſtoriſch zu behandeln. Iſt man ſich erſt über die Symptome, den Sitz, die Urſach und den Verlauf einer Krankheit klar, ſo iſt die Heilung ſchon halb vollbracht. Prätenſionen allerlei Art zu bekämpfen, war Hauptzweck. Vielleicht trägt meine Schrift dazu bei, die darin Getroffenen zu vermögen, ſich über ihre Abſichten, Geſinnungen und Zwecke und was im Umfange ihres Strebens und Wollens liegt, klar und begrenzt auszuſprechen. Nachdem man ſo viele diplomatiſirende Bücher und Aufſätze verfaßt hat und trotz aller Diplomatie göttlich grob geweſen iſt, habe ich es über mich genommen, ein ehrliches Buch zu ſchreiben, ohne, trotz der Ehrlichkeit, grob zu ſein, ein ehrliches Buch, ſelbſt auf die Gefahr hin, von W. Alexis unter diejenigen ſeiner jüngern Freunde gerechnet zu werden, die er in die Literatur einführte, die ſich jetzt emancipirt haben, und deren Namen er, um ihre Undankbarkeit aufzudecken, zu ſammeln verſprochen hat. Was an unſern Schriftſtellern wahr und ein geſchichtliches Moment in der Entwickelung der Literatur geworden iſt, wird um ſo zuverſichtli-

cher hervortreten, je ungescheuter ihre Irrthümer besprochen und enthüllt worden sind. Auch vergiebt man einem Schriftsteller um einer Wahrheit willen, die er festgestellt hat, gern doppelt so viele Irrthümer, wenn sie nur aus einem an sich wahren und treuen Gemüthe kommen. Denn der Irrthum kann und wird widerlegt werden und widerlegt sich durch sich selbst, die Wahrheit ist unwiderlegbar und wird, wo und wann sie sich auch erzeugt, sogleich Eigenthum der Geschichte und der Menschheit. — Da übrigens Mundt und Gutzkow ebenfalls skizzirte Darstellungen der jüngsten Literaturperiode versprochen haben und Laube, wie es heißt, an einer großen Literaturgeschichte dichtet, so ist zu hoffen, daß sich aus diesen verschiedenen Auffassungen doch etwas Positives ergeben wird.

Die Operationsbasis dieser Schrift liegt außerhalb eines philosophischen Systems, ja sogar auf einem dem hegel'schen Systeme durchaus fremden und feindlichen Gebiete; meine Polemik richtet sich aber nicht gegen den Meister des Systems, noch gegen die Hegelianer erster Generation, die durch Rosenkranz, Gans, Hotho und viele andere würdig vertreten wird, sondern gegen die Hegelianer zweiter und dritter Generation, welche sich, je oberfläch-

licher, deſto anmaßender, je abhängiger vom Syſtem, deſto herriſcher zu geſtalten droht. Ein philoſophiſches Syſtem hilft regeln, ordnen und die gährenden geiſtigen Elemente abklären; ehe aber Schiller Kantianer war, war er Produzent und Dichter, und nie hätte Göthe ſeinen Fauſt und jene berühmte Scene zwiſchen Mephiſtopheles und dem Schüler gedichtet, wenn er ſeine Selbſtſtändigkeit einem Syſteme geopfert hätte. Die Schule, das Syſtem, das bloße Spekuliren, Rubriciren und Claſſificiren pflegt, wenn auch nicht am Ende aller Tage, doch am Ende der poetiſchen Tage eines Volkes einzutreten. Wenn aber das Syſtem in die Hände der geſchwätzigen Müßiggängerei, der Unreife und Unbärtigkeit fällt und von Leuten gehandhabt wird, deren Kenntniſſe wenig über das Syſtem und höchſtens in die Kreiſe der Belletriſtik hinausreichen, deren Erfahrungen ſich mit den Erfahrungen von Schule und Univerſität abſchließen, deren natürliches Gefühl gebrochen, deren produktives Vermögen gering oder doch höchſt zweifelhaft, deren Eitelkeit aber in hohem Grade unzweifelhaft iſt, dann wird das Syſtem zu einem Blaſen ziehenden ſpaniſchen Fliegenpflaſter des abſprechenden Raiſonnements; was Beruf hat, ſeine Selbſtſtändigkeit außerhalb

des Syſtems aufrecht zu erhalten, wird urkundlich untertreten, jede Produkzion bemäkelt und bekrittelt, was rein aus dem Gemüthe kommt, einfach, geſund, liebevoll, natürlich und herzlich iſt, verdächtigt und mißachtet, und kein Individuum, kein Kunſtwerk aus ſich heraus erklärt, ſondern Alles und Jedes, das Größte wie das Kleinſte, unter eine und dieſelbe Lupe des philoſophiſchen Syſtems genommen. Das heißt Literatur und Leben nicht entwirren, ſondern verwickeln, nicht die Theorie mit der Praxis verſöhnen, ſondern bis zur Unvereinbarkeit aus einander zerren. Hierüber iſt noch Vieles zu ſagen und mit Thatſachen zu belegen, wenn die Umſtände dringender dazu auffordern ſollten.

Dieſe philoſophiſche Schulrichtung iſt eins von jenen krankhaften Zeitſymptomen, die ich in meiner Schrift namhaft mache. Man ſage nicht, daß ich Wunden ſchlage, ſondern die Wunden ſind ſchon da, ich betaſte nur die Maale und ſchlage den Mantel zurück, der ſie verhüllt. Wenn ich Leben und Literatur ernſthaft nehme, ſo haben mich Leben und Literatur auch ernſthaft genommen. Und um von mir ſelbſt zu ſprechen, was eben nur in der Vorrede möglich iſt, ſo habe ich von früh auf innere und äußere Revolutionen erlitten und Schickſale ſich um

mich entfalten ſehen, welche allerdings das Gemüth zur ernſten Auffaſſung der Dinge und menſchlichen Angelegenheiten ſtimmen. Ich habe keine freundliche Schule der Erfahrung durchlebt, ſie hat ſich nicht auf das bloße Univerſitätsleben, auf ein Paar Weltſpazierfahrten oder ein Paar diplomatiſche Sopha- und Divans-Verhandlungen beſchränkt; ich habe mich durch das Leben hindurchgepreßt und in Verhältniſſen getummelt, die meiner Neigung und Gemüthsrichtung bis zum Extrem entgegengeſetzt, ja feindlich waren. Unter ſolchen Erfahrungen geſchieht es, daß man die Mächte des Himmels und die Gewalten des irdiſchen Daſeins erkennen lernt. Ich war während meiner Univerſitätsjahre mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als wie die Herren Studenten von jetzt, die in den Conditoreien Belletriſtik und Welterfahrung ſtudiren und wenn ſie einer Univerſität entronnen ſind, auf der andern Gelegenheit ſuchen, ihre ehemaligen Univerſitätslehrer zu recenſiren und zu ſchmähen, ein liebenswürdiges Geſchäft, wobei ſie von berühmten und vielbelobten Männern geheim unterſtützt und aufgemuntert werden. Ich kenne ſie und mag ſie nicht namhaft machen. Der ruhigen Produkzion geneigt, ergriff mich das Verhängniß und ſtürzte mich in die ſtürmiſche Tagesde-

hatte, in die Wirren der Literatur, welche wenig mit meinen Idealen von einem vernünftigen, männlichen und glücklichen Literaturzustande übereinstimmten. So kann ich wohl sagen, daß mich meine Erfahrungen älter gemacht haben als meine Jahre, obgleich ich doch auch bereits in einem Alter stehe, wo ein rechter Staatsbürger seinen Hausstand hat und ein Paar kleine lebendige Fortsetzer und Fortsetzerinnen seines Namens und Geschlechts um seine ehrwürdigen Vaterkniee spielen sieht. Dies zur Entschuldigung, wenn ich wirklich die Dinge hier und da zu ernst genommen haben sollte. Ich war immer gewohnt, die ernsten Betrachtungen von meinen innern Gemüthszuständen und äußeren Umgebungen auf die Betrachtung der Menschenschicksale und des allgemeinen Looses der Dinge abzuleiten. „Unsere Zeit," sagt der gutmeinende Diesterweg, „kommt mir wie eine ungeheure Zeit vor, ungeheuer wegen ihrer Wichtigkeit für die nächsten Jahrhunderte, weil sie an dem Fundament für dieselben arbeitet; ungeheuer wegen der Kräfte, die ihr zu Gebote stehen, wenn man sie für die Grundlegung und die Anbahnung einer wirklich neuen Zeit zu benutzen verstehen möchte. — — — Es kommt mir vor, als wäre jeder Tag, jede Stunde von schwerem Gewicht. Die-

ſes Gefühl beherrſcht mich oft in ſolchem Grade, daß mir der Leichtſinn der Zeitgenoſſen wie eine ungeheure Ironie des Schickſals erſcheint. Wir ſollten nur den ſchweren Ernſt auf der Stirn, die Gediegenheit auf der Zunge, die Gewiſſenhaftigkeit im Herzen haben, aber der Leichtſinn iſt den Zeitgenoſſen auf die Stirn geſchrieben" u. ſ. f.

Während der Zeit, die mich an meine hier dargebotene Schrift feſſelte, bin ich ſogar durch Zuſchriften aus der Fremde, geſchweige durch mündliche Zumuthungen, beſtürmt worden, dieſe oder jene Angelegenheit, dieſe oder jene Perſönlichkeit in ſo oder ſo einem Lichte zu ſehen, wie ſie nicht ich, ſondern der Briefſteller ſah. Ich habe von alledem keinen Gebrauch machen können. Nur einem guten Münchner, der für Viele geſprochen haben will, ein Paar Worte zur Entgegnung. Er wünſcht, daß ich in meiner Schrift den Gegenſatz zwiſchen Nord- und Süddeutſchland nicht berühren möchte, weil das der Mißſtimmung zwiſchen beiden Theilen nur neuen Nahrungsſtoff geben hieße. Indeß iſt dieſer Gegenſatz, da er nicht abzuleugnen iſt, doch berührt worden, aber gewiß auf keine den Süddeutſchen unerfreuliche Weiſe. Ich wünſche nicht, daß München je aufhörte zu tanzen, baieriſch Bier zu

trinken und gegen Fremde gaſtlich zu ſein. Jener brave beſorgte Münchner wird ſich wohl mit der Erklärung zufrieden geſtellt finden, daß ich die in München verlebten Tage zu den glücklicheren meines Lebens rechne. Behaltet eure Biederkeit, euer natürliches Urtheil, und laßt uns unſer Geiſtreichſein, unſere Kritik und Philoſophie, die euch nichts nütze wären und die volle Lebenskraft abſorbiren. Gebildeten und verſtändigen Männern wird es immer möglich ſein, jenen Gegenſatz zu überwinden. Männer wie der wackre patriarchaliſche Profeſſor Söltl, der auch, wie ſo viele Dinge in der Welt, quiescirt iſt, und viele Andere haben ihn zu überwinden gewußt.

Was meine Anſichten über die jetzt gangbar gewordene religiöſe Skepſis betrifft, ſo weiß ich, daß ich damit den Zeitgemäßen, welche dem Chriſtenthum eine freiere, d. h. loſere und unkirchliche Verfaſſung geben möchten, ſchroff gegenüber trete. Man wird indeß nicht verkennen, daß ſie auf einer ganz andern Grundlage ruhen, als Menzel's kritiſches Verfahren, womit er abermals, ſtatt für die Sache und ſeine Herzensmeinung allein zu eifern und die Perſonen aus dem Spiele zu laſſen, die Skeptiker und die Hegelianer insgeſammt denuncirt, indem er es dem Staate ſelbſt offenbar zur Pflicht macht, ſich

mit Bann und Interdict in das Mittel zu legen und auf dieſelbe Weiſe gegen ſie einzuſchreiten, wie vordem gegen das junge Deutſchland eingeſchritten worden iſt. Es geſchah dies von Menzel bei Gelegenheit einer Beſprechung der Leo'ſchen Schrift „die Hegelingen," die er nur, wie die Kannibalen und Karaiben, als Gift benutzt, um ſeine tödtlichen Recenſirpfeile damit zu betüpfen. Ich klage nicht an, ich ſchreibe nur eine Elegie, eine Nachklage, eine Klage über eine Zeit, die, wie man faſt glauben möchte, in ſich ſelbſt zuſammenſinkt.

Nach einer Stelle meiner Schrift zu urtheilen, könnte es faſt ſcheinen, als ob ich mich zu einem Gegner der Humaniſtik aufwürfe. Auch dagegen muß ich mich verwahren. Ich wüßte nicht, aus welcher Quelle unſere Jünglinge Ernſt, Gediegenheit, Feſtigkeit der Geſinnung, Ruhe des Gemüths, und da die neue Politik auf der Schule nicht geübt wird, auch die politiſche Geſinnung, die Theilnahme an Staatsintereſſen ſchöpfen ſollten, als aus den Schriften der Alten. Aber wie man ſie auf Schulen zu leſen pflegt, ſcheint mir nicht die rechte Art zu ſein und oft dahin abzuzwecken, den Sinn für das Alterthum zu tödten und die Autoren dem jungen Volke zu verleiden, wie zugleich auf der andern

Seite das Aufleben deutſcher Geſinnung zu hindern und der zeitgemäßeren Geiſtesrichtung und der Fähigkeit, echt deutſch zu ſchreiben und zu denken, Abbruch zu thun. — Ob in den Kreis der Unterrichtsgegenſtände auf Schulen auch das Altdeutſche gezogen werden ſollte, iſt freilich eine Frage, die ich in der Schrift ſelbſt zu wenig als Frage hingeſtellt habe. Gervinus und Andere haben ſich dagegen ausgeſprochen. Wenn mir die Wahl freigeſtellt wäre, ſo würde ich allerdings eine größere Ausdehnung des Unterrichts auf die Naturwiſſenſchaften vorziehen. Wie viel bleibt uns auf dieſem Felde unſer Lebelang dunkel, weil der Unterricht meiſt in ſo hohem Grade dürftig und mangelhaft zu ſein pflegt! Und doch liegt in dieſem Studium etwas ſo Stärkendes, Erfriſchendes, Liebevolles, Erhebendes und Beruhigendes, daß es gerade in unſerer geiſtig zerſetzten und zerfetzten Zeit nicht genug anzuempfehlen iſt. So würde auch dem gänzlichen Abgewandtſein von aller Natur überhaupt unter den jungen Leuten vorgebeugt werden und das „Grauen vor der Natur" ein Ende nehmen. Die Naturwiſſenſchaften und die auf ihrem Gebiete gemachten Entdeckungen und geſammelten Erfahrungen haben mehr als alles Andere zur Ausrottung der dumpfen Wahngläubig-

keit des Mittelalters beigetragen; sie würden, pflegte man sie, auch beitragen, die geistige Trockenheit und Starrheit und den Egoismus, der so offenbar überhand nimmt, auszurotten. Die Zersetzungswissenschaft, die Chemie, scheint ohnehin für unsre zersetzungssüchtige Zeit passend und angemessen.

Um meinen Recensenten, die sich größtentheils in meiner Schrift recensirt finden werden, ihr Geschäft zu erleichtern, schlage ich ihnen Folgendes vor. Jeder wird in meiner Arbeit, wie es bei einer solchen Schrift nicht anders möglich ist, etwas finden, was mit seinen Ansichten nicht übereinstimmt; diese einzelnen Momente fasse man auf, reiße sie aus ihrem Zusammenhange, widerlege sie vom eigenen individuellen Standpunkte aus, und man wird ein leichtes gewonnenes Spiel haben. Die Gesinnung und Grundstimmung, die durch das Ganze durchgehen, thun dabei nichts zur Sache. Sonst etwas Gutes herausfinden und mir auch auf der andern Seite gerecht werden zu wollen, ist dem gegenwärtigen würdigen Zustande der Kritik nicht gemäß und widerspräche unsern Ansichten von Unparteilichkeit und Billigkeit. Der Eine bezeichne mich daher als einen Vaterlandsfeind, obgleich ich so gut ein deutscher Patriot bin, vielleicht zu engherzig für unsre

Kosmopoliten, wie ein Franzoſe, der ſeinen Landsleuten ihre vielen Nationalſchwächen vorhalten wollte, ein franzöſiſcher Patriot ſein würde; ein Andrer rechne mich zu dem jungen, ein Andrer zu dem alten Deutſchland, ein Andrer zu den religiöſen Fanatikern, ein Andrer zu den Revolutionären, ein Andrer zu den Stabilen, ein Andrer zu den Allzumilden, ein Andrer zu den Allzuſcharfen, ein Andrer zu den Allzuhalben, ein Andrer zu den Allzuganzen u. ſ. f. Was iſt einem klugen Kopfe nicht möglich in eine Schrift hinein oder aus ihr herauszuleſen? — Auch dürfte wohl ein zu gewagter Ausſpruch, oder gar eine Vernachläſſigung im Styl, oder ein dreiſtes Bild oder eine kecke Antitheſe Veranlaſſung geben, die Schrift in aller Kürze abzuthun. Andern ſchlage ich ein Paar unbedeutende Druckfehler vor, die überall nicht zu vermeiden ſind, wie einmal S. 134 „Lieben" ſtatt „Leiber" (wo übrigens der Sinn merkwürdigerweiſe derſelbe bleibt) oder einmal „ſclaveriſch" ſtatt „ſclaviſch." S. 307 möge man „Wiſſenſchaftslehre" für „Wiſſenſchaft" als ein Schreibeverſehen entſchuldigen. Auch einige Inconſequenzen in der Orthographie dürften als eine ſehr günſtige Ausbeute für die Recenſenten in der Halle'ſchen Literaturzeitung zu empfehlen ſein. Bei einem rai-

sonnirenden Buche, wie gegenwärtiges, wo die Woge der Reflexion leicht die Erinnerung an ein geschichtliches Factum, einen Namen oder eine Jahreszahl hinwegschwemmt, sind Gedächtnißfehler, — gute Anhaltpunkte für eine tadelnde Kritik — nicht gerade unmöglich. Ich führe leider selbst den Beweis. Einmal verwechsele ich den Namen der Gemahlin Friedrichs I. von Preußen, Sophie Charlotte, mit dem der Sophie Dorothee, Gemahlin Friedrich Wilhelms I. und an einem andern Orte lege ich der Schwägerin des Don Carlos, Marie Christine, den Namen seiner Nichte Isabelle bei. Das sind zwar Vorfälle, welche die Sache selbst nicht ändern; aber ich kenne einen berühmten Schriftsteller, der auf solche Irrungen Jagd macht und bald da bald dort in einem Journale veröffentlicht, um selbst anerkannte Gelehrte des Mangels an Kenntnissen zu beschuldigen. — Menzel hat auf all diese Fingerzeige nicht zu merken; er wird hoffentlich die Schrift lesen, aber nicht recensiren, um irgend einen Roman von und für Leihbibliotheken an die Stelle treten zu lassen. Die süße Unschuld!

Man hat mich häufig zu einem bloßen Schildknappen des jungen Deutschlands, jenes Phantoms ohne Körper und Existenz, machen wollen, zu einem

von ſeinen Schlepppträgern, der auf die Ideen der ſogenannten jungen Deutſchen ohne Bewußtſein ſchwöre und ganz auf ſie verſeſſen ſei; einer von jenen jungen ſuffiſanten Berliner Philoſophen, die immer von vorgefaßten Meinungen ausgehen und euch haarſcharf beweiſen, daß T dem Z vorangehe, weil Z dem T folge und daß das TZ die Einheit von dem Satze T und dem Gegenſatze Z ſei, hat mich ſogar einen Nachahmer Mundt's genannt, obgleich ein ſchlichter geſunder Verſtand auf den erſten Blick erkennen wird, daß meine und Mundt's Geſinnungen, Abſichten und ſprachlichen Eigenſchaften rechts und links oft in eine unermeßliche Ferne aus einander gehen. Gutzkow, in dergleichen Dingen ſcharfſichtiger als ſie alle, ſagte einmal, ich gehöre zum jungen Deutſchlande, aber ſo, wie der Hammer zum Ambos gehört. In wie weit dieſer Ausſpruch begründet ſei, wird ſich jetzt entſcheiden laſſen.

Die Kritik desorganiſirt, die Poeſie organiſirt — iſt eine Sentenz von Dumas in Bezug auf die jüngſte Periode der deutſchen Literatur. So wünſchenswerth es wäre, wenn jetzt das freie und ſchöne Reich der Produkzion ſeinen Anfang nähme, ſo wollen wir doch das Raiſonnement und die Kritik, deren Sturmhauch, ſtatt in die Segel zu blaſen, das

Schiff selbst ergriff und verschlug, nicht unter Gewissenszwang und Gewissensangst gänzlich aufgeben, so lange noch zu raisonniren, zu kritisiren und zu polemisiren so viele Veranlassung unterwegs liegt. Ich für mein Theil suche keine Händel, wo sie nicht schon sind, aber man wird mich, wenn man mich provocirt, immer gerüstet und geneigt finden, meine Sache durchzufechten, und was zum Theil in dieser Schrift nur scizzirt worden, in detaillirterer Ausführung näher zu begründen.

Mögen die Zöglinge der jüngsten Literaturperiode sich sträuben oder nicht, es ableugnen oder nicht, sich befehden, schmähen, verdächtigen, bloßstellen oder nicht, in den wesentlichsten Punkten treffen sie doch zusammen, wenn sie auch auf dem Wege dahin eben so oft von einander abweichen als sich berühren; mögen sie sich ihrem Grundwesen nach noch so entfernt stehen — vor dem Publikum rücken sie am Firmamente der Zeit doch an einander, wie die Fixsterne zu Nebelhaufen und Milchstraßen, großen und kleinen Bären. Die Entfernungen verschwinden und die Erscheinung bleibt vor den Augen der Welt nur eine.

Leipzig, im October
1838.

H. Marggraff.

Inhalt.

Zu Schutz und Trutz! . . . . . S. III—XX.

Erstes Buch.

Character der Zeit. Allgemeines Niveau. Industrielle Grundlage der Zeit. Ihr Friedenszustand. Drängen nach der Mittelmäßigkeit. Mangel an wirklichen Characteren und Heroenthum. Die gemeinsame Langweile. Fortschritt nach der Demokratie hin, vermittelst des anwachsenden kaufmännischen Geistes. Die Adels- und Geldaristokratie. Abdruck dieser Zeitphysiognomie in der Physiognomie der Literatur. Der Handwerkerstand und der Spekulationsgeist in der Literatur. Unselbstständigkeit der literarischen Produzenten in Deutschland. Produkzion und Kritik unter den verbitternden und gleichmachenden Einflüssen der Zeit. Die schwankenden Gemüther. Hoffungen für die Zukunft. . . . . S. 1—34.

Zweites Buch.

Characteristik Deutschlands. Nord- und Süddeutschland. Die Brüche des deutschen Nationallebens. Katholizismus und Protestantismus. Deutschlands politische Formen. Die Nachtheile der Zerstückelung Deutschlands. Parallele zwischen dem Westphälischen Frieden und dem Wiener Congreß. Vortheile der Zerstückelung. . . . . S. 35—54.

Drittes Buch.

Gemälde des deutschen Landes und der deutschen Geschichte. Ihre Tag- und Nachtseite. Trostloser Zustand nach dem westphälischen Frieden. Deutsche Langmuth. Hofdespotismus. Der religiöse Kern im deutschen Volke. Die pragmatische Sanction und Maria Theresia. Friedrich der Große, der Nationalheros. Erwachende Theilnahme an vaterländischen Interessen. Gelahrtheit und Philosophie. Das Zeitalter der Humanität vorbereitet. Klopstock. (Begriff der „Freiheit"). Winkelmann und Lessing. (Begriff des „Schönen"). Ebbe nach dem siebenjährigen Kriege im Innern. Joseph II. Die Vorgänge und Revolutionen im Auslande. Ihre Rückwirkungen auf das deutsche Vaterland. . . . . S. 55—70.

Viertes Buch.

Zustand der deutschen Literatur nach Lessing. Umwandlung des Geschmacks. Göthe. Seine Polemik gegen die moderne Gesellschaft in Götz und Werther. Seine Briefschaften. Die Flegel-, Sturm- und Drangperiode. Der jugendliche und der alte Göthe, Hamlet und Polonius. Göthe und Schiller. Ihr Publikum. Schiller der „deutsche Genius des Zeitalters." Damals ein Chaos der Individualitäten, jetzt der Massen und Richtungen. Characteristik Jean Paul's, des Repräsentanten der deutschen Gemüthswelt. Bedeutung des Humors für und Rückwirkung Jean Paul's auf die Gegenwart. Johannes von Müller, Schöpfer des historischen Styls, vertheidigt gegen seine Ankläger. Die unsaubern Elemente in der Literatur der Gegenwart. . . . . S. 71—100.

Fünftes Buch.

Schattenseiten des deutschen Characters, vermöge seiner unfreien Ausbildung unter engherzigen Lebensformen. Hölderlin's, Börne's, Jochmanns und Anderer Ausfälle gegen die Deutschen als Nation. Deutsche Gesellschafterei. Der Schulunterricht. Das Fami-

lienleben. Der moderne Jammer im Allgemeinen. Eine Episode vom Selbstmord. Die Wehen der Zeit, ihre schreckhaften Gegensätze und ihre Einflüsse auf die jüngste „sociale" Literatur. . . . . S. 101—147.

Sechstes Buch.

Deutsche Sentimentalität. Wunderlichkeiten der Deutschen. Die romantische Schule. Die Sucht der Deutschen nach unwirklichen Zuständen. Bettina, ein krankhaftes Produkt der romantischen Richtung. Die Heldensänger vom J. 1813. Fouqué und die Männer der „Liebe und Ehre." . . S. 148—173.

Siebentes Buch.

Poetische Wunderlichkeiten der Deutschen nach den Befreiungskriegen. Sand's That. Die Karlsbader Beschlüsse. Einbruch der alten Apathie in das Gemüths- und Gesellschaftsleben. Flauheit der politischen Welt. Um so mehr Schlechtigkeiten in der Literatur. Kotzebue, Müllner, Clauren. Die Novelle. Tieck. Hoffmann. Die Walter-Scottisten. Die Saphir- und Sontagperiode in Berlin. Die Lüge in der Literatur. Das Zwittergeschöpf der Ironie. . . . . S. 174—194.

Achtes Buch.

Das Jahr 1830. Politische und sociale Literatur in Deutschland. Characteristik der socialen. Die Vorläufer und Propheten dieser Periode. Cynische, skeptische und frazzenhafte Dichter. (Byron, Shelley, Puschkin, Grabbe, die französischen Romantiker und Melodramatiker, Hoffmann, die Schicksalstragödieen). Characteristik der Rahel. Berlin und Rahel. Ludwig Börne. Die Jungen und die Alten. Börne's Polemik gegen Göthe. Die Göthe-Vergötterung. (Zelter). Börne und Heine. Heine's Frivolität. Seine Lyrik. Die Juden in der Literatur. Emancipation der Juden. . . . . S. 195—264.

Neuntes Buch.

Der politiſche Zuſtand nach 1830, beſonders in Frankreich. Periode der Kritik und des Raiſonnements in Deutſchland. Der Witz. Die ſprachliche Darſtellung. Wolfgang Menzel. Menzel und das junge Deutſchland. Problematiſcher Begriff des jungen Deutſchlands. Die Camaraderie. Heinrich Laube. Ludolf Wienbarg. Die Emancipation der Frauen. Theodor Mundt. Karl Gutzkow. Das Interdict. . . . . S. 265—339.

Zehntes Buch.

Die Zeit der Fragen. Die Corruption der Gegenwart im Vergleich zu der Corruption unter der Regentſchaft nach Ludwig XIV. Die Friedenskrankheit. Ihre Symptome. Die um ſich greifende Skepſis im Allgemeinen. Die religiöſe Skepſis. Das Hegelthum. Strauß. Egoismus und Terrorismus des modernen Bewußtſeins. Allgemeine Troſtloſigkeit. Zerſetzungsprozeß der jungen Deutſchen. Mundt, Kühne und Gutzkow. Die jüngſten Literaturwirren. — Der Roman und die Novelle. Der Roman des Raiſonnements und der Roman der Thatſache. Franzöſiſcher, britiſcher, däniſcher Roman. Unmoralität im Roman. Unſere compacten Romanſchriftſteller. Der Verf. der transatlantiſchen Reiſeſkizzen. Die Tendenznovelle. Tieck. Henrik Steffens. Bührlen. W. Alexis. Sternberg. Immermann's Epigonen. E. Willkomm. Kühne's Kloſternovellen. L. Schefer. S. Wieſe. E. Duller. Der komiſche Roman. Reiſeliteratur. Die Characteriſtiken, Memoiren und Biographien. (Zſchokke. Funck. Bacherer. Varnhagen von Enſe. Mundt. Kühne. Münch). Das Drama. Die Lyrik und Epik. Die Kritik. Wie ſie von den Hegelianern geübt wird. Die Journaliſtik. Hitzig und die Belletriſterei. Schluß. S. 340—434.

Erſtes Buch.

Dem Blicke eines aufmerkſamen Beobachters wird und kann es unmöglich entgehen, daß die Literatur nicht, wie der Ungeübte wohl glauben möchte, ſo unterwegs und neben der Geſchichte her gemacht und allein von den Schriftſtellern wie unſer tägliches Brot uns zubereitet wird; ganz und gar nicht! — Die Zeit ſelbſt ſpinnt am Webſtuhle der Literatur mit; die Nation hat ſich die Tugenden ihrer Literatur zuzurechnen und die Schwächen derſelben zu vertreten; ſelbſt das Genie, das doch über ſeine Zeit hinausragt und zugleich am Buſen der Zukunft liegt, wurzelt im Boden ſeiner Zeit und iſt mit ihren Säften erfüllt. Der Geiſt macht freilich ſeine Zeit, aber nicht ein einzelner, ſondern eben der Geiſt der Zeit ſelbſt, die Geſammtheit der Richtungen, die ſie verfolgt, die Meinungen, die ſie eingeſogen, die Fähigkeiten, die ſie ſich angeeignet. Auch ragt ein Genie ſelten allein aus dem Meere der Zeit, wie etwa der Pik auf Teneriffa, viel öfter ſieht man Vorberge, Mittelzüge, Bergketten und darüber den Gipfel, auf welchem der Blick des Beſchauers und der Strahl der Sonne am längſten haften. Die Rückwirkung eines Genius auf ſeine Zeit wird um ſo bedeutender ſein, je

mächtiger in ihm die gegenwärtige Bildung seiner Nation zur concentrirten Blüthe aufgeschossen, je tiefer das Verständniß ist, das er für ihre Fähigkeiten, Neigungen, Forderungen und Bedürfnisse gewonnen hat. Ein solcher Genius steht um so höher über seiner Zeit und Nation, je tiefer er in Zeit und Nation Wurzel geschlagen hat. Man könnte auf's bündigste beweisen, daß Luther, Friedrich der Große und Göthe, von denen Jeder in einer eigenthümlichen Richtung Reformator des deutschen Volkes gewesen ist, echt nationalen Geistes waren; und diejenigen haben sich nur an den trügerischen äußeren Schein gehalten, welche behaupteten, daß Friedrich der Große mehr Franzose und Göthe etwa mehr Grieche als Deutscher gewesen sei. Im Uebrigen haben wir jetzt eine Zeit, wo dieser angehören oft erst recht sagen will, seiner Nation selbst angehören.

Die Literatur entspricht den Bedürfnissen ihrer Zeit und ist ihr Gewächs. Die blutbefleckten Romantiker in Frankreich, Byron und Shelley in England, Hoffmann, Börne und Heine in Deutschland, selbst Puschkin in Rußland, dann die durch ganz Europa im Schwange gehende Walterscottomanie, jetzt die sociale Literatur, welche mit Tendenzen und Richtungen die Individuen erstickt — sie waren sämmtlich Erscheinungsformen der Zeit selbst und haben sich nicht so ganz abrupt durch sich selbst gemacht, wie man zu glauben scheint. Jetzt haben wir eine Literatur der Gleichmäßigkeit, eine Literatur mehr des Discutirens, als des Produzirens, mehr des Zersetzens, als des Zusammensetzens, mehr des Verneinens als des Bejahens, mehr des Zweifelns als des Glaubens. Wo aber das Discutiren, Zersetzen, Ver-

neinen und Zweifeln übermächtig iſt über das Produziren, Zuſammenſetzen, Bejahen und Glauben, da hat das einzelne Genie als Autorität ſein Recht verloren. Man will die demokratiſche Ausgeglichenheit, das Aufgehen in allgemeinen Richtungen, aber man will kein Beruhen auf ſich ſelbſt und eigener Schöpferkraft, kein ariſtokratiſches ſich Vordrängen. Unſere Hügelſeelen dulden einmal keinen Montblanc in der Politik, keinen Mont-Roſa in der Poeſie, keinen Groß-Glockner in der Muſik, keinen St. Bernhard in der Theologie; das Genie wird von dieſer Periode der Gleichmäßigkeit abgeſtoßen wie ein Teufelshorn. Die Verhältniſſe, die ſogenannten Zuſtände, ſind die Despoten, die an die Stelle der Individualitäten getreten ſind. Das Herz der Völker ſchlägt zu mächtig, um noch die Schläge des eigenen Herzens zu hören und zu zählen, und Bulletins über ſeine eigenen Geſundheits- und Krankheitszuſtände in die Welt ausgehen zu laſſen — ſo lautet ungefähr die gäng und gäbe Meinung. Man ſagt, Völkerſchaften wären ſtatt der Individuen auf die Bühne der Weltgeſchichte getreten — Völkerſchaften möchte ich nicht ſagen, vielmehr gewiſſe Richtungen und Tendenzen, welche ſich aus dem Gährungsprozeß, worin ſich die europäiſche Menſchheit ſeit Langem befunden, ausgeſchieden haben. Aber man hat, kaum weiß man durch welche Mittel, einen Stillſtand in die Gährung gebracht. Der Anlauf war zu heftig, und Abſpannung und Uebermüdung ſind darauf erfolgt. Man iſt nicht ſtehen geblieben, aber man hat ſich geſetzt und trocknet ſich den Schweiß von der Stirn, um zugleich im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot zu eſſen. Man verlangt, wie ehrliche Handwerksleute

und Kinder, die ſich überlaufen haben, panem et circenses — Brot und Tanzvergnügen. Die wackere Ehefrau oder die romantiſche Liebſte am Arm ſchlendert man vor das Thor der Weltgeſchichte hinaus, freut ſich über das Getreide, das ſo ſchön anſchlägt, über die Kartoffeln, die ſo vortrefflich behackt ſind, und gelangt endlich in das Dorf, welches ſo nah und doch außerhalb der Weltgeſchichte liegt. Man iſt ein guter Bürger und reſpectirt die Landesgeſetze ſelbſt ſo weit, daß man nur an den Orten raucht, wo das Rauchen von Polizei wegen nicht vorboten iſt. Gewiß! unſere Geſinnungen und Zuſtände ſind nicht epiſch, noch dramatiſch; aber ſie könnten wenigſtens idylliſch ſein, wenn ſie nicht ſo außerordentlich hausbacken wären. Höchſtens daß ſich hier und da ein lyriſcher Schwärmer oder ein kritiſch Verbiſſener oder ein in hegelſche Baumwolle Eingewickelter unter die Menge verirrt.

Das Gemeinleben kehrt jetzt vor Allem die induſtrielle Seite heraus. Man läßt Haus und Hof, Meublen und das Leben ſelbſt veraſſecuriren; man baut Eiſenbahnen, aber weniger ihrer ſelbſt, als der Actien wegen, die man darauf anlegen kann; Alles, was wir unternehmen, muß ſein Profitchen abwerfen. Wir haben vor der alten Zeit Manches voraus: Staatspapiere, Moden, philoſophiſche Floskeln u. ſ. f.; Dinge, die nur einen fingirten Werth haben und wie die Wetterfahnen vom Drehen des Windes abhängen. Was man früher als unnütz verfliegen ließ, den Dampf, das ſperrt man jetzt ein uud macht es zu einer lebendigen Schnell- und Druckkraft; wir ſind Meiſter in der Kunſt, zu ſchnellen und ſchnell zu machen. Unſere größten und geiſtreichſten Erfin-

dungen hängen mit der Industrie und dem Handel zusammen, und die Erfindung der Teufelskünste, der Schießpulverbereitung und der Buchdruckerkunst — auch die Buchdruckerkunst ist, als Mutter so vieler literarischer Schlachten ja vielleicht selbst der Reformation und der Revolution eine kriegerische Kunst — gehören einer kriegslustigeren Zeit an. Unsere Dampfschiffe und Dampfwagen sind friedliche Erfindungen; sie rücken die Völker näher, statt sie von einander zu entfernen; und es ist merkwürdig, daß die rechte Benutzung des Gases und der Dämpfe gerade in unsere Zeit fallen mußte, die so reich an Gasen und Dämpfen ist. Wir haben kaum andere als industrielle — man denke nur an John Cockerill in Lüttich — und merkantilische Genies aufzuweisen. Diese finden sich hauptsächlich unter den Juden vor und es möchte kaum ein geborner Christ neben Rothschild und Aguado zu stellen sein. Wir haben nur die Legitimität der Geburt voraus; aber die homines novi sind immer und überall die schlauesten, fähigsten und die am meisten erfinderischen. Für Industrie- und Intriguenritter ist jetzt ein weites Feld eröffnet; viele von ihnen, wie Mendizabal, gelangten bis zum Ministerposten.

Die Periode von 1830 ist nicht folgerichtig gewesen. Die Juliusrevolution war anscheinend keine Bürgschaft ewigen Friedens, und doch hat sie dem civilisirten und geordneten Europa den Stempel eines friedlichen Zustandes aufgedrückt, wie er vordem in dem Maße nicht da war. Säße noch sogenanntes legitimes Bourbonenblut und kein Bürgerkönig auf dem französischen Thron, so würde schon längst ein allgemeiner Krieg entbrannt sein, wenn nicht früher, doch

jetzt, wo der Katholizismus dem Proteſtantismus und dieſer jenem Raum abzugewinnen bemüht iſt. Wie fehl ſind doch Alle gegangen, welche von der Juliusrevolution blutige Reſultate oder gar ein conſtitutionelles Leben durch ganz Deutſchland und die Unabhängigkeit Polens und Italiens, vor Allem einen Zuſtand erwarteten, welcher große erſtaunenswürdige Thaten herbeiführen und Charactere hervorrufen würde, bei deren Anſchauen wir uns über unſer kleines Ich emporgehoben fühlen könnten! — Gerade durch ihre friedlichen Folgen iſt die Juliusrevolution überaus merkwürdig. Der König der Franzoſen iſt offenbar ein Genie des Friedens und der Friedfertigkeit und ſeine kühnſten Ausfälle, die Wegnahme der Citadellen von Antwerpen und Ancona, waren die friedfertigſten von der Welt, oder man nahm ſie wenigſtens von der andern Seite dafür. Wie man einen Strom, der mit den Dämmen wenigſtens auf gleichem Niveau ſteht, zurückſtaucht und was die königliche Autorität einem brauſenden Volksgeiſte gegenüber noch vermag, ſehen wir an der jüngſten Geſchichte Frankreichs. Das friedliche Syſtem des gegenſeitigen Nutzens beſtimmt unſer Thun und Laſſen; ſo tief unſere Antipathien und ſo begründet ſie auch ſind, ſo gut wiſſen wir ſie zu maskiren. Wir leben in einer diplomatiſchen Zeit, in der Zeit der merkantiliſchen Wechſelnoten und des diplomatiſchen Notenwechſels, ein Grundcharacter, der ſich nicht bloß in der politiſchen Welt ausdrückt, ſondern auch in der ſocialen, der literariſchen und der Handelswelt.

Unſere Zeit iſt keine des Heroismus, alſo auch nicht des Genies, denn jedes Genie iſt ein Heros. Wir verdauen und wiederkäuen das Geweſene und Verweſte; aber es giebt

keinen unerquicklichern Anblick als denjenigen eines langweilig ſchläfrigen, wiederkäuenden Thieres. Einem ſolchen Thiere ſieht unſere Zeit ziemlich ähnlich, einem Thiere, welches auf einem wüſten Sandfleck träge ſich dehnt, verdaut, wiederkäut und zwiſchen den Zähnen die Spuren früheren Weidereichthums, ein Bündel Heu und Gras, feſthält. Die Jetztwelt macht keinen großen Mann, auch wird ſie von keinem großen Manne gemacht. Lady Morgan ſagt, daß zu unſerer Zeit nicht Einzelne, aber wohl die Völker geſchichtlich groß ſich zeigten. Dann würde es nur ungeſchlachte Maſſenverhältniſſe geben. Hätten wir große Völker, ſo würden wir auch große Männer haben, zu deren Bildung alle im Volk vorhandenen Säfte wie zur Bildung einer Blumenkrone zuſammenflöſſen.

Es iſt in der That auffällig, wie ſelbſt in der Politik die noch vorhandenen genialiſchen Männer ausſterben, ohne daß auf einen neuen Zuwachs Hoffnung vorhanden iſt. Man hätte glauben ſollen, daß ſie ſeit dem revolutionären Epochenjahre 1830 wie Pilze hätten hervorſchießen müſſen; keineswegs — unſere Zeit iſt für den Augenblick abgeſtanden und erzeugt wie ein Sumpf Infuſionsthierchen, und zwar zu Tauſenden, welche ſich im Schlamme, ihres Daſeins froh, umhertummeln. Nennt mir doch die Staatsmänner, die parlamentariſchen Redner, welche ſeit 1830 zu einer durchgreifenden Wirkſamkeit gelangt wären — und wenn ein ſolches Genie auftritt, ſo erliegt es dem Druck der Conſtellationen und der Flauheit der tauben, fauligen Maſſe, oder es iſt der Machtſpruch des Schickſals ſelbſt, der es zum Stillſtande verurtheilt und ſein Leben kurz abſchneidet. Perier,

Lamarque, Lafayette, Armand Carrel, Talleyrand — wie raſch auf einander ſind dieſe Sterne erloſchen! Mauguin und Odilon Barot halten Sieſte und Dupin eröffnet glänzende Salons; Thiers, Guizot und Humann räumten einem Molé und einem Lacave Laplagne das Feld und ein Soult dem Bernard — welch ein Drängen nach der Mittelmäßigkeit! — O'Connell iſt alt, Burdett perfide, Cobbett todt, Brougham's Stimme verhallt im Oberhauſe, und Wellington und Peel ſind gemüthliche nachgiebige Leute geworden. Alles wird alt, mittelmäßig, abtrünnig, characterlos, oder, was noch das Beſte iſt, ſtirbt ab. Wollt ihr vielleicht nach den großen Staatsmännern Deutſchlands fragen? — Eine Thräne des Dankes den guten Hausvätern, Friedensfürſten und Rechenmeiſtern — eine Thräne des Dankes und der Rührung! — Nun denn! ſo laßt uns wenigſtens nach großen Characteren ſuchen! Verlorene Mühe! Das iſt auch eine Species, die allmälig ausſtirbt. Der Boden der Zeit bringt Quecken, Heidekraut, Pilze und allerhand nützliche Küchengewächſe hervor, aber Eichen, Cedern und Palmen, mit Ausnahme der Friedenspalmen und der kritiſchen Stechpalmen, gedeihen nur ſpärlich. England erzeugt noch hier und da etwas, was einem großen Character ähnlich ſieht; Frankreichs Charactere vibriren und fiebern, in Deutſchland wachſen ſie für Schule und Haus als Schling- und Paraſitenpflanzen des Urſtammes der Zeit. — Aber das iſt nicht zu läugnen, daß die Giraffe in Paris die Aufmerkſamkeit verdient, welche ihr von ihren dankbaren Zeitgenoſſen geſchenkt wurde, daß die Beine der Taglioni nobel ſind und eine gediegene Baſis für unſere cosmopolitiſche Begeiſterung abge-

ben, und daß das Ballet in Berlin, jenes glänzende Freicorps feuriger und entſchloſſener Schenkel, voll Kunſt- und Unternehmungsſinn, mit ſeinen Beinſtrecken eine fühlbare Lücke in der moraliſchen Strecke der Weltgeſchichte ausfüllt, und wie Laube ſagt, als eine glänzende Rückforderung verloren gegangener Körperſchöne anzuſehen iſt.

Dies iſt die Zeit, unſere Zeit, die Zeit der Charactere in Form von Knieſtücken und Kniehölzern. Man hat ſo viele Mäßigkeitsvereine — warum das? Wiſſen wir doch überall ſo hübſch und gehorſam Maß zu halten; ein Mittel-Mäßigkeitsverein iſt die ganze Welt ohnehin.

Es iſt auffallend, daß ſelbſt auf den Territorien, wo der Kriegsgott los iſt, kein alle gährenden Elemente an ſich reißender und die Umſtände glücklich benutzender Heros zur Erſcheinung kommen will. Einige Jahrhunderte früher derſelbe Bürgerkrieg in Spanien, dieſelbe Kriegsfurie in Nord-Afrika — und wir hätten Dinge erlebt, von denen ſich unſere Phantaſie nichts träumen läßt. Kaum aber, daß man ein muſelmänniſches Neſt durch die Macht der Kanonen und die Bravheit der Soldaten bewältigt hat, ſo beräth man auch ſchon in Paris, ob es nicht am beſten ſei, den mit Blut, Schweiß und Leiden aller Art errungenen Erwerb wieder aufzugeben. Dieſe Halbheit bricht Alles an der Spitze ab und gewöhnlich in dem Augenblicke, wo ſich eine großartige Perſpective auf heroiſche Thaten und welterſchütternde Ereigniſſe zu eröffnen ſcheint. Die polniſche Revolution hätte nicht ſo kläglich geendet, wäre ſie von einem Heros, der Genie und Character zugleich war, beherrſcht worden. Die unſäglich traurigen Folgen jener rückſichtsvollen Halb-

heit, die, der Richtung unſerer Zeit gemäß, nicht auf die zu Gebote ſtehenden Kräfte baut, ſondern auf weitab liegende diplomatiſche Beſänftigungsanſtalten, werden ſchmerzlich gefühlt, aber erſt dann, wenn es zu ſpät iſt. Ibrahim mußte mitten im Siegeslaufe ſtill ſtehen, und für die Wegräumung Zumala-Carreguy's und des Sturmführers gegen Conſtantine ſorgte das Schickſal ſelbſt, vielleicht weil ſie ihm über den Kopf zu wachſen drohten. Sebaſtian iſt Infant und Valé ein alter Mann — man muß ſagen, daß das Schickſal ſehr gut zu ſubtrahiren weiß, um den Minuendus des Friedens und der Friedensmänner herauszubringen. Es geſchieht kein Kanonenſchuß, kein Säbelhieb, als um des Friedens willen. Raiſoniren iſt die Hauptſache. Wie viel Zungen revolutionirten in Canada gegen die Engländer, und doppelt ſo viel Beine haben ſich nachher auf die Flucht gemacht! Schwerlich hätte zu einer andern Zeit ein König ſo viele Attentate ausgehalten, wie zu unſerer Zeit Louis Philipp. Auch dieſe Mordanfälle geſchehen nur, um ihm das Leben und mit ſeinem Leben den Frieden deſto ſicherer zu erhalten. Zuletzt läuft Alles auf eine Heirath hinaus, ein recht liebenswürdiger Characterzug der Gegenwart. Wie lange indeß der vom Schickſale begünſtigte und durch Kunſtmittel aller Art verlängerte Friede Beſtand haben wird, iſt eine Frage, deren Beantwortung einer Zukunft angehört, welche vielleicht weniger friedliebend ſein wird, als die Zeit, in der wir — wenigſtens halb — leben, weben und ſind.

Unſere Zeit iſt alſo, wie wir bemerken können, eine der Genialität und dem Heroismus nicht günſtige, viel eher feindliche. Sie gewährt einen Anblick, der zwar nicht betrübend,

aber abſpannend und am wenigſten aufregend iſt — es iſt das Schnupfen- und Grippenwetter, welches auf faſt Alle einen gleich deprimirenden Einfluß übt. Von einer großen moraliſchen Kraft, welche ſich in der Regel als Gegenſatz gegen beſtehende kräftige Unmoral ausbildet, kann fürder wenig die Rede ſein. Man bemerke, daß die Blüthe der dramatiſchen Poeſie in Athen mit dem politiſchen Glanz- und Höhepunkt der Stadt zuſammenfiel, daß ſelbſt die römiſche Poeſie, der Blauſtrumpf, die blaſſe gelehrte Tochter der ſchönen griechiſchen Mutter, ihre Mittagshöhe mit Rom zugleich erklommen hat, daß Dante ein tüchtiger Kriegsheld war und zur Zeit jener italieniſchen Wirren lebte, wo die leibhafte incarnirte Romantik ganz Italien wie ein Netz überſpann, daß Shakſpeare zu der glorreichen Zeit der Eliſabeth blühte, als England ſeine erſten und kühnſten Aufflüge nahm, der reine natürliche Menſch etwas galt und die moderne tiefſinnige Speculation an die aus früherer Zeit herüberhängenden Blüthenzweige der Romantik ihre Fäden anzuknüpfen wußte; ja, man bemerke, daß ſelbſt die hamletiſchen Jugendjahre Göthe's und die Sturm- und Drangperiode Schiller's in die aufgeregten Introdukzionszeiten der Revolution und in dieſe ſelbſt fielen, daß ſie ihre poetiſchen Schlachten zu der Zeit ſchlugen, als der Heros der neuen Zeit, Napoleon, die Flug- und Siegesbrücke ſeines Heldenthums aus dem alten in das junge Jahrhundert hinüberwarf, daß Schiller zu der Zeit der größten Erniedrigung Deutſchlands geſtorben iſt, und Göthe zu derſelben Zeit ſeine ſtürmiſchen Adlerflügel ſenkte und ſeinen Genius erlahmen ließ. Faſt an jedem Punkte unſerer Welt- und Literaturgeſchichte läßt ſich nachweiſen, wie die Genie's

nothwendig und naturgemäß nur unter dieſen Conſtellationen, dieſen Zeitgenoſſen, dieſen parallel laufenden Erſcheinungen werden und gedeihen konnten, unter denen ſie geworden und gediehen ſind. Die Textur der Geſchichte iſt eben ſo künſtlich und wunderbar, als die des menſchlichen Ohres und Auges und deren Functionen; und es wäre ein Aberwitz, zu glauben, daß Einer der Hunderte und Tauſende ſeine Zeit mache, ſo im Sturme ſeines Genie's, in Folge ſeines Calcüls oder auf dem Wege der leidenſchaftlichen Aufwallung. Die Geſchichte iſt das Kunſtwerk eines höhern Werkmeiſters, wir ſind nur das Material, oder wenn das unſern Stolz kränkt, höchſtens die belebten und beſeelten Fabrikarbeiter, welche ihr Penſum am Webeſtuhle der Zeit abſpinnen. Wir ſind die Muskel- und Nerventhätigkeiten am Körper der Weltgeſchichte; Alles ſteht in einem gegenſeitigen Verhältniß der Wechſelwirkung, in einer durchgehenden Abhängigkeit vom hundertſten bis in's tauſendſte Glied. Davon überzeugt ſein, daß wir Knechte in Gott, ſeine Rechenknechte, die unverrückbaren Poſten der Summe „Weltgegeſchichte" ſind, das iſt unſere Freiheit.

Wie die geiſtige Ausbildung des Einzelnen unter den Einflüſſen ſeiner körperlichen Organiſation ſteht, und die feinere oder gröbere Organiſation ſeiner Nerven, ja ſelbſt die Lage im Mutterſchooße, die geſündere oder krankhaftere Nahrung, die wir da empfangen, der Milchſtoff, den wir als Säuglinge in uns ſaugen, einen großen Unterſchied bedingt, ſo daß das Menſchengeſchlecht vom Halbthiere bis zum Halbgott herauf nüancirt, und zwar unter den Geſetzen einer Nothwendigkeit, welche auf keinem Punkte unſers Daſeins

vollkommen überwunden werden kann, ſo iſt weiterhin die Zeit, in der wir leben, als Inbegriff der Thätigkeit und Wirkſamkeit ſo vieler und ſo unter ſich verſchiedener Individuen, der Geſammtkörper, der gemeinſame Fruchtboden, aus dem wir unſer Gemeinblut und unſere gleichartige Nahrung ſaugen. Freilich macht die Art und Weiſe der Empfänglichkeit und Verarbeitung einen Unterſchied. Wir ſind die Röhren und Canäle, in denen das Blut der Weltgeſchichte umläuft, oder meinetwegen die Orgelpfeifen, welche von einem und demſelben Hauche des Blaſebalgs der Geſchichte erfüllt ſind. Aber freilich! das Blut der Geſchichte läuft nicht immer friſch und rein, und wenn ein ſchlechter Virtuoſe die Orgel ſpielt, ſo diſſoniren die Pfeifen. Wir können nicht läugnen, daß es uns an Schwung der Begeiſterung gebricht. Zu rechter oder unrechter Zeit tritt das Calcul ein und macht uns aus überſchwänglichen Enthuſiaſten zu kalten Rechenmeiſtern, die ſich auf das Plusmachen verſtehen. Man kann, wie Weib und Mann jetzt ſind, weder am Weibe noch am Manne die rechte Freude haben, und weil uns die rechte Freude fehlt, ſo iſt es uns auch unmöglich, freudig zu produziren und zu genießen. Wer nicht an der Oberfläche der Dinge klebt, kann dieſe traurige Erfahrung jeden Tags zwölfmal an ſich und ſeinen Umgebungen machen. Wenn das Volk über eine Nudität oder einen dummen Witz im Theater oder über den rührenden Anblick einer glänzenden Parade in Jubel ausbricht, wollt ihr ſagen, das ſei echte Volksluſt, und ein Beweis, wie zugänglich einer wahren Freude das Volk noch ſei? — Das ſind in der That ſchöne Dinge jetzt, für die ſich zu enthuſiasmiren noch erlaubt

iſt! Das iſt Rohheit und Fleiſchesluſt — wir aber begeben uns in eine Theegeſellſchaft, laſſen ein kritiſches Lächeln um unſere Mundwinkel ſpielen, ſprechen von gutem und ſchlechtem Wetter, wie viel Perſonen in den drei letzten Tagen auf der Eiſenbahn gefahren ſind, wie die Actien ſtehen, wie ſich eine fürſtliche Perſon auf dem Balcon gezeigt hat und in hergebrachter Weiſe gerührt geweſen iſt, wie im Parquet ein ſchönes Frauenzimmer zu ſehen war, wie die Kochſtraße neu gepflaſtert wird — und bei alledem ſollte unſer Herz nicht warm werden und unſer Patriotismus, nachdem er zu Hauſe ſeinen Schlafrock angezogen und ſich ſeine Abendpfeife geſtopft hat, nicht beruhigt ſchlafen gehen können? — O gewiß! es war ein geiſtreicher Abend; gekoſtet hat er auch nichts, an der Langweile ſtirbt man nicht, oder doch nur ſehr allmälig; und Alles ſonſt iſt beim Alten geblieben. Wahrlich! wenn unſere Ehen im Himmel, vielleicht im ſiebenten, geſchloſſen werden, ſo iſt von unſern Thee's vielmehr noch zu behaupten, daß auch ſie im Himmel gegeben werden — im Himmel der Aeſthetik und der vornehmen Moroſität, welche geiſtreichen Leuten ſo überaus gut ſteht, wie ein ſchaafwollenes Mäntelchen, hinter dem ſich Gefühls- und Gemüthsarmuth ſo trefflich zu verſtecken weiß.

Es wäre ein Wunder und widerſpräche den natürlichſten Geſetzen und langjährigen Erfahrungen, wenn durch all dieſen Jammer des modernen Lebens ein echtes, ein wirkliches Genie hindurchbräche. Noch iſt die Zeit nicht da, wo das Genie emancipirt werden ſoll; aber es liegt in unſern Ideen und angeregten Tendenzen zu viel Kern, als daß ſich erwarten ließe, die Zeit werde keinen höheren Schwung neh-

men und keine neue Sturm- und Drangperiode herbeiführen; aber ſie muß zuvor ihrer eigenen Flauheit, ihres Schlendrians, ihrer in die Augen fallenden Aermlichkeit ſich bewußt und überdrüßig geworden ſein. Wie Börne für die Deutſchen einen Nationalärger hervorzurufen wünſchte, ſo möchte man jetzt faſt wünſchen, einen Zeitärger hervorrufen zu können; wozu übrigens, bei dem bekannten Indifferentismus der Zeit, wenig Ausſicht vorhanden iſt.

Für den Augenblick werden wir uns noch mit unſerm Halbzuſtand begnügen müſſen, mit jenem Halbzuſtand, der faſt für alle Literaturen der Gegenwart bezeichnend iſt. Ich verkenne die großen Ideen und Tendenzen nicht, die ſich dem Mutterſchooße unſrer Zeit entrungen haben. Wir haben offenbar einen Fortſchritt gegen die Seite der Demokratie hin gethan. Der Kaufmannſtand bildet ſich immer mächtiger und ſelbſtſtändiger aus, drückt die Erbariſtokratie nieder und befördert den Unabhängigkeitsſinn der bürgerlichen Klaſſe. Revolutionen gegen die höchſte Staatsgewalt können vielleicht hier und da noch entſtehen, aber je mächtiger der Kaufmannſtand ſich herausgebildet hat, deſto gefahrloſer werden ſie ſein. Die Geldariſtokratie hat das Arcanum in den Händen, ſie zu beſchwichtigen; ſie hat nicht das Schwert in den Händen, aber das goldene Heft des Schwertes, mithin überhaupt das Heft. Man mag gegen die Geldariſtokratie eifern wie man will, ſo gewährt doch jene demokratiſche Verbrüderung der Kaufleute und Geldmenſchen unter einander, die auf dem Wege deſſelben Intereſſes ihr Netz über die ganze Erde verbreiten, einen eigenthümlich großartigen Anblick. Die Adelsariſtokratie haftete an der

Scholle; ſie betrachtete die, welche ihre Felder beſtellten, als ihre Leibeigenen; die Geldariſtokratie hat einen Boden unter ſich, der ſo groß iſt, wie der Erdboden ſelbſt, ſie betrachtet ihre Arbeiter nicht als Leibeigene, ſondern als ſolche, die Brot und Lohn wechſeln können, mithin ſelbſtſtändig und eben ſo wenig als ihre Brotherren an die Scholle gebunden ſind. Da iſt Alles flüſſig, raſchwechſelnd und frei, wie das Geld, mit dem man bezahlt; wo man auf Kartoffelbeete und Krautgärten Anweiſung giebt, da iſt die Gebundenheit, die Hörigkeit und die Stabilität der Knechtſchaft. Je mehr der Handelsſtand in Aufnahme kommt, eine deſto größere Annäherung an demokratiſches Gemeinweſen muß ſtattfinden. Dafür zeugt im Alterthume das Gemeinweſen der Phönicier und Karthago's, im Mittelalter die Blüthe der Hanſe, der freien deutſchen Reichsſtädte, der italienſchen Handelsrepubliken Venedig und Genua; dafür zeugte ſpäterhin Holland, jetzt England, Nordamerika, Hamburg, Frankfurt. So lange die Staaten Südamerika's nicht mächtig im Handel geworden ſind, ſo lange bleibt es für ſie gleichgültig, welche Staatsform bei ihnen herrſcht; dieſe Republiken werden ſich nicht eher auf die Dauer conſolidiren, ehe ſie nicht kaufmänniſche Wirkſamkeit erlangt haben, und eher dürften ſie ein Abhängigkeitsverhältniß gegen einen monarchiſchen Gebieter eingehen, als auf die Dauer Freiſtaaten bleiben ohne Impuls des Handelsgeiſtes. Das Intereſſe des Kaufmannſtandes iſt es, nicht die ſogenannten liberalen und conſtitutionellen Ideen, wodurch die Staaten, welche den Abſolutismus feſthalten wollen, gefährdet werden. Gegen die Mauerbrecher der liberalen Ideen ſchützt man ſich wohl mit

Bollwerken; aber jenes Intereſſe wühlt nach und nach den Grund auf, bis die Bollwerke nachſinken.

Und ſomit wäre die Zeit auch auf der ſtarke Seite ihrer liberalen Ideen der poetiſchen Hülle, mit der man ſie zu bekleiden geſucht hat, bis auf ihr nacktes proſaiſches Geripp enthülſt worden. Und das iſt die Schattenſeite, welche uns der kaufmänniſche Geiſt der Zeit zukehrt; er iſt an ſich die reine Proſa, ſo ſehr auch ſchriftſtellernde Kollegen z. B. der Verf. der Lebensbilder aus beiden Hemiſphären, den poetiſchen Geiſt aus dieſem trefflich organiſirten Körper des Geld- und Handelsſtandes heraufzubeſchwören ſuchen. Aber es iſt eine großartige Proſa! Iſt die Weltgeſchichte das Weltgericht, ſo könnte man jetzt eben ſo gut ſagen, die Börſe ſei das Weltgericht der Gegenwart. Der Stand der Banknoten beſtimmt die diplomatiſchen Noten. Die hiſtoriſchen Größen ſeufzen und ſchmachten unter den Händen der Bankier, unter der Laſt der Schulden und Anleihen, wie der gebändigte Typhon unter dem Gewichte des Aetna. Man kann gegen dieſe allgemeine Proſa einen Widerwillen haben und doch ihre Größe und Schwere anerkennen; man kann ſogar in jener großartigen Benutzung einer geheimnißvollen Naturkraft, des Dampfes, eine Art Poeſie finden, in jenen Dampfſchiffen, durch welche Welttheile, und in den Eiſenbahnen, durch welche Gebiete, Völker und Ideen mit elaſtiſcher Schnellkraft verknüpft und Bauwerke und Unternehmungen veranlaßt werden, nach denen zu urtheilen eine ſpäte Nachwelt uns ſogar für Giganten der Kraft und Thatkraft halten wird. Was haben wir ſonſt für eine Poeſie? In unſerm Beamtenſtande ſuche man ſie nicht, und der

Adel hat ſchon lange ſeinen poetiſchen Glanz, ſein abenteuerlich ſchwungvolles Ritterthum eingebüßt. Man hatte nicht Unrecht, von einem Land- und Krautjunkerthum zu ſprechen; der verſunkenen Atlantis ſeiner Größe klagt der beſſere und geiſtig gebildete Theil des Adelsſtandes vergebens nach.

Mit der Zunahme des Handelthums kommt das Heroenthum in Abnahme. Heroiſche und kriegeriſche Gedanken vertragen ſich nicht gut mit kaufmänniſchen, obgleich Kriege gerade um Handelsintereſſen für die Zukunft wohl denkbar ſind; und daß ein Handelsſtaat, wo es auf Sein und Nichtſein ankommt, einen Kampf auf Tod und Leben zu kämpfen im Stande iſt, beweiſt ſich durch Karthago und Tyrus. Aber im Allgemeinen kann man ſagen, daß Reichthum und Genuß an das Leben gewöhnen und daß das Ehrgefühl des Kaufmannes, wo es bei ausgebildeterm Gemeinweſen nicht die Aufrechterhaltung des letztern betrifft, weniger zärtlich iſt als das der übrigen Stände. Die Ehre des Kaufmanns beſteht in dem Glanz und dem Erfolge ſeiner Speculationen; das iſt Erſatz für Vieles. Hier iſt ſein Kampfplatz, hier entwickelt ſich ſein Genie. Wir haben kaum noch ein anderes Genie aufzuweiſen, als das Genie der kaufmänniſchen Speculation.

Alle dieſe Erſcheinungen tragen ihre Züge auch auf die Phyſiognomie der verſchiedenen Literaturen über. Man iſt auch hier ſpeculativ geworden, man betrachtet ſeine Produkte als Handelswaare. Es giebt bereits ſogar in unſerm Deutſchlande Perſonen, welche nichts ſind als Literaten und in ihrer äußeren Erſcheinung an Glanz mit den Mitgliedern

bevorzugter Stände wetteifern können. Noch mehr reſultirt das Schriftſtellerthum in Frankreich, wo man faſt durchaus fabrikmäßig produzirt. Es giebt ganze Manufacturen, wo Vaudeville's und Comödien angefertigt werden und der Fabrikherr ſeine Arbeiter hat; der eine iſt für das muntre, der andre für das gefühlvolle Genre angeſtellt; ein dritter, welcher eine erſchreckliche Phantaſie hat, arbeitet im Melodrama; ein vierter liefert die Filetarbeit der Couplets. Auch in Deutſchland wird wenig um der Sache ſelbſt willen geſchrieben; man wirft ſich auf das, was gerade beim Publikum in Gunſt ſteht und was vielleicht den Fähigkeiten des Schriftſtellers aufs entſchiedenſte zuwiderläuft, oder man arbeitet für einen Buchhändler auf Beſtellung. Die Herren Buchhändler aber verlegen ohne Wahl und Geſchmack; das elendeſte Büchlein eines erklärten Lumpen und das einfältigſte eines gebornen oder gelernten Schwachkopfs findet zuletzt ſeinen Verleger und wer einen pikanten Titel erfunden, hat in den Augen der Buchhändler mehr gethan, als wer ein gutes Buch geſchrieben. Daß ſich die Literatur auf dieſem Wege die Sohlen durchlaufen muß, iſt augenfällig. So hat ſich ein förmlicher Literatenſtand herausgebildet, ein Handwerkerthum, eine Corporation von Handelsleuten, und dieſe Bildung iſt der Zeitbildung ganz gemäß. Bei unſern literariſchen Zänkereien iſt die Principienfrage in der Regel auch nur Nebenſache; das iſt nichts als Nachbar- und Brodneid, Muhmen- und Gevatterzank. Höchſtens führt man einen Guerilla- oder Spahikrieg, wie in Spanien und Afrika. Somit iſt die Demokratie auch in der Literatur gegeben. So viele Autoren, ſo wenig Autoritäten ſind vorhanden.

Daß der Eine den Credit des Andern herunter zu bringen ſucht, iſt eine verfehlte kaufmänniſche Speculation, welche Keinem zugut kommt und den Geſammtcredit der Literaten gefährdet. Und will man den Vergleich noch weiter führen, ſo kann man ſagen, daß Brochüren und Flugſchriften die Dampffahrzeuge und die fortlaufenden Journale die Eiſenbahnen in der Literatur vertreten müſſen. Wie in der Politik ein breitmäuliges Hin- und Herzanken ſtatt findet, ein in's Horn Stoßen, als gält es allgemeinen Kampf, ein Ultimatiſiren, welches nie zu einem Ultimum führt, auf ähnliche Weiſe characteriſirt ſich auch meiſt der Parteigängerkrieg, der in der Literatur bald hier bald da wie multriges Schießpulver aufblitzt. Zuletzt — und das iſt das eigentliche Ultimatum — verträgt man ſich in der politiſchen Welt wie in der literariſchen, und da ein gewiſſenhaftes Ehrgefühl kaum noch vorhanden iſt, ſo vergißt man die Beleidigungen, die man ſich geſagt hat, drückt ſich die Hände und meint, es wäre ſo Alles in der rechten Ordnung, während ein Stück Zunder nach dem andern zurückbleibt und jeder Funke, der zufällig darauf fällt, ein ähnliches Feuerchen und Kriegsflämmchen zu erzeugen droht.

Es möchte zur Zeit einem Genie ſchwer werden, ſich ſelbſtſtändig durchzuarbeiten. Es wird nicht niedergekämpft, aber es wird, was ſchlimmer iſt, abgeſchwächt und ermüdet, und die Speiſe, welche die Zeit ihm gewährt, iſt ohne eigentliche Nahrungskraft. An jener nivellirenden Grundſtimmung, die unſre Zeit characteriſirt, muß es zu Grunde gehen. Das in der Literatur beliebteſte Genre, der Roman, das ſogenannte moderne Epos, iſt ein Ausdruck dieſer Gleich-

heits = und Gleichmäßigkeitstheorie. Von dem Erzengel Walter Scott leben hundert wild nachgewachsene Engel der Romantik in Britanien und Deutschland. Eine Zeitlang betrachtete Frankreich seine dramatische Schreckenspoesie als den Heiland seiner Literatur, über welchen, wie man meinte, die Männer der klassischen Schule ihr „kreuzigt ihn" gerufen hätten; aber die Kritik stach jenen Heiland mit ihrem Speere an und es kam Blut und Wasser zum Vorschein — ein Beweis, daß er ein Leichnam war. Die Melodramenschreiber würfelten um die blutigen Gewänder, und der Vorhang, der das Allerheiligste im Tempel der Poesie verhüllte, war lange schon zerrissen von unten bis oben auf. In Frankreich gab es so viele Talente des Greuelhaften, daß selbst Eugen Sue in diesem Fache kaum noch der erste war. Auch die George Sand kam allmälig um ihren weltlichen Heiligenschein, vor dem man in den Staub sank. Es sind in der letzten Zeit in Frankreich selbst viele kritische Attentate gegen die Autorität der Madame Dudevant begangen worden. Es scheint in unsern Tagen nicht erlaubt und auch wirklich nicht recht zweckmäßig zu sein, den Fußschemel einer lobsüchtigen Kritik unsern mittelgroßen Schriftstellern unterzuschieben, damit sie größer erscheinen als sie sind; man duldet dergleichen Bemühungen auf die Dauer nicht; man ist zu mißtrauisch, demokratisch, kaffeeschwesterlich und liebt die Köpfe nicht, welche für sich selbst denken, etwas gelten und hervorragen wollen; alle diese langgestreckten Schwanenhälse unsrer Notabilitäten sind ein rechtes Fressen für unsere kritischen Scharfrichter. — Selbst Chateaubriand und Lamartine wanken fast wie

Geſpenſter umher und nur Berenger, der außerhalb des Zeitgeſchmacks und der möglichen Angriffslinie ſteht, eben weil er das echt und ewig Nationale ſeines Volks, mit allgemein menſchlichem Durchſchlage, ergriffen hat, ſcheint den Rumpf ſeines Rufes auf eherne Füße geſtellt zu haben.

Man könnte aus dem eben Geſagten vielleicht folgern, als ob ich zu den biedern Deutſchen gehöre, welche, Muſterbilder aller Tugend, Religioſität und Sittlichkeit, die moderne franzöſiſche Literatur als gottesläſterlich, ſchändlich und menſchenverderblich ausſchreien und die Madame Dudevant eines an Tugend und Religion begangenen Sacrilegiums anklagen. Zu dieſen beſchränkten Tugendeiferern, deren geiſtiges Auge mit einer Blende, mit Hornblende verſehen iſt, mag ich nicht gehören. Daß der Geſammtcharacter der modernen franzöſiſchen Romantik nicht gerade der einer ausbündigen Sitten = und Tugendhaftigkeit ſei, muß jeder Unbefangene zugeben; aber ich meine, dieſe Erſcheinung ſei ein Ergebniß der Nothwendigkeit. Wie ein faulendes Mauerwerk Schwämme oder ein ſtagnirender Sumpf giftige Dünſte erzeugt oder an ſtockendes Gebäck Schimmel ſich anlegt, ſo ſind alle dieſe Erſcheinungen Abſceſſe einer krankhaft organiſirten Geſellſchaft. Das Gift ſucht einen Ausweg und wird ſich ſo ſelbſt Gegengift. Wie kann uns ein Symptom, welches nur die Folge, die Anzeige einer krankhaften Verſtimmung der Organe iſt, gefährlich ſein? Nicht die Peſtbeule ſondern das in unſerm Körper vorhandene Peſtgift, bringt den Tod. Dieſe Emporſchwellungen und Tuberkeln verkünden uns die Stelle, wo die Gefahr ſitzt. Wir werden aufmerkſam, wir denken an Heilung und kön-

nen eine Prognoſe ſtellen. Wir ſollten vielmehr dieſen nachdrücklichen Symptomen Dank wiſſen und uns bemühen, die Krankheitsurſachen, welche in der Organiſation der modernen Geſellſchaft ſelbſt liegen, hinauszuſchaffen. Die franzöſiſchen Schriftſteller ſchreiben für ihre Landsleute, welche die Dinge leichter nehmen, als die Deutſchen, und einen flotteren Begriff von Moral haben, als wir. Da macht ſich denn Alles viel natürlicher und minder gefährlich, worüber wir Schul- und Familienmenſchen die Hände ringen. Der Deutſche iſt verſteckter, penibler, ſcheinheiliger; der Franzoſe ein Produkt und Produzent der Oeffentlichkeit. Dieſen Unterſchied müſſen wir feſthalten, wenn wir über die Schriftſteller Frankreichs gerecht urtheilen wollen. Die Verdienſte, welche die franzöſiſchen Schriftſteller, wie z. B. Balzac und Souveſtre, um wahre echte Lebensdarſtellung haben, ſind groß und nicht vornehm bei Seite zu ſchieben, und wer ein feines Gehör beſitzt, wird bei ihnen den Unmuth über die verdorbene Geſellſchaft, innerhalb derer ſie ſchreiben und welche ſie ſchildern, eine Sehnſucht nach natürlichern Verhältniſſen und die rührende Klage über den Verluſt ſo vieler Güter, welche die menſchliche, zumal die pariſer Geſellſchaft in aller Schnelle erlitten hat, deutlich heraushören.

Was haben wir nun in Deutſchland? — Der Prachtmantel der Hegel'ſchen Philoſophie iſt in Fezzen- und Lumpengeſtalt in Vieler Hände übergegangen, aber dieſe Lumpen, ſo bunt ſie ſind, wollen die Blöße nicht immer vollkommen bedecken; Schelling's Philoſophie hat hier und da die Geſpenſter der Myſtik hervorgerufen, eine weitläufige Verwandtſchaft von Vettern und Muhmen, die ſich alle auf

ein Haar einander ähnlich sehen, und der geistreiche Anthropologe Steffens es unternommen, den Froschlaich seiner antirevolutionären Ideen im todten Meere eines Romans abzusetzen; Herbart mit den mathematischen Definitionen seines Systems arbeitet offenbar auf eine weitere Ausdehnung des allgemeinen Niveau's hin; Gabler reitet auf einer verlängerten Linie des Hegel'schen Systems und Twesten auf der Schwanzspitze der Schleiermacher'schen Doctrin*). Strauß begann zu revolutioniren; viel Kriegsgeschrei erhob sich aus allen vier Winden; dann ist es wieder ruhig geworden, wie es sich einmal für unsere saffianene und krauswollige Zeit schickt, und es wird sich erst in hundert Jahren vielleicht zeigen, ob aus der Asche des kritischen Scheiterhaufens, den man für Strauß angezündet, ein Schwan singen wird, wie der Schwan Luther aus Hussen's Asche. Man verlange nicht, daß ich hier alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst durchgehe, um jenen Character der Gleichmäßigkeit nachzuweisen, er drängt sich überall mehr oder weniger von selbst auf. Alle Anstalten zwecken aber auch darauf hin, die Zeit

*) Man glaube nicht, daß ich die Verdienste der Angeführten um das wissenschaftliche Leben der Gegenwart zu schmälern beabsichtige. Es kam mir nur darauf an, darzuthun, wie wenig Eigenes und Originelles in der Bearbeitung selbst wissenschaftlicher Disciplinen unsre Gegenwart aufzuweisen hat. Es ist Alles nur Fortsetzung, höchstens Ergänzung eines Früheren, wir verstehen nur, was unsre Vorgänger uns überlieferten, mehr oder weniger weise zu benutzen. Blos unsre Negationen, so weit es einer Negation möglich ist, tragen zuweilen den Ausdruck der Originalität.

in ihrer mittleren Temperatur zu erhalten, die so ziemlich auf dem Eispunkt steht.

Die Kritik, welche jetzt mehr die Gesinnung eines Werkes, als dessen äußere Structur, innere Organisation oder den Zusammenhang seiner Elemente in künstlerischer Beziehung im Auge behält, ist auch ziemlich gleichmäßig geworden. Aber dieser Gesammtcharacter konnte nur durch eine merkwürdige revolutionäre Bewegung, welche in den Gemüthern vorging, erreicht werden. Alle Recensionen, welche über Steffens Revolution, über den Psalmisten Jacoby oder über Görres Athanasius im Norden Deutschlands erschienen sind, waren fast wie aus einer Kanone geschossen, und anders urtheilen als die kritische Gesammtstimmung fordert, hieße sich selbst vernichten, wozu gegenwärtig nicht viel gehört. Ob Kühne oder Mundt besser kritisiren, oder diese, oder Wienbarg, Heine und Menzel besser stylisiren, ist eine Frage, welche mit einem vielleicht nur geringen Gradunterschied zu Gunsten des Einen oder Andern beantwortet werden könnte. Die Hegelianer der strictеn Observanz besonders schauen an und stylisiren, als ob alle Individualität erloschen wäre. Ein wirklich neues Genre ist auf keinem Gebietstheile der Dichtkunst erfunden worden, wenn man auch auf dem Territorium des Drama's, der Lyrik und des Romans einzelnes Vortreffliche und Hervorstechende geleistet hat. Aber das Renomé der Schriftsteller ist wunderbar kurzathmig. Wie Raketen sieht man die Talente eines nach dem andern emporsteigen, ein prächtiges Schauspiel gewähren und plötzlich auf der möglichsten Höhe ihrer glänzenden Bahn in Nichts erlöschen. Entweder fehlt es ihnen

doch an nachhaltigem Lebensfeuer oder der demokratiſche Zuſtand der Kritik und das hin und her geſchüttelte Urtheil des Publikums, welches ſo leicht aus dem glühendſten Enthuſiasmus in die erſtarrendſte Kälte umſchlägt, tragen die Schuld. Es gibt wenig Romanſchriftſteller, denen man nicht anſähe, daß ſie ihren Stoff erſt geſucht und hin und hergewendet haben wie einen Handſchuh, ob er nicht auf die Fauſt des Leſepublikums paſſen werde; oder man merkt irgend eine Abſicht, eine Tendenz, und auch das macht kühl und verſtimmt. Unſre beſten Romane ſind meiſt Hervorbringungen des kritiſchen und ſcharf combinirenden Verſtandes, über deren blaſſe Wangen ein roſenrother Anhauch der Poeſie fliegt, wie eine hektiſche Röthe über das durchſcheinende bleiche Geſicht einer kranken Schönen, den Unerfahrnen täuſchend mit dem Schein von Geſundheit und Lebensfülle. Viel tiefer aus innerer Bruſt ziehen unſre Lyriker ihre melodieenreiche Glockentöne; aber viele ſingen ſich auch damit das Schwanenlied ihres Rufes. Hierzu kommt, daß die einzelnen hervortretenden Talente durch die Maſſe der nachdrängenden verdeckt werden. Neben Rückert — gegenwärtig der größte unſerer Epiker und Lyriker, einer der größten Dichter aller Zeiten und Nationen überhaupt — neben Uhland und Chamiſſo machen ſich noch Anaſtaſius Grün, Lenau, Freiligrath, Gaudy, Moſen und viel jüngerer Zuwachs geltend, ſo daß man kaum weiß, welchen dieſer Dichter man zum Buſenfreunde ſeiner Liebe wählen ſoll. Mächtiger, wenigſtens in größerer Ausdehnung hat die Lyrik nie im deutſchen Volke geblüht, obgleich — worauf ich ſpäter zurückkommen werde — der im Ganzen erſichtliche Mangel an plaſtiſcher Geſtaltung der Wirkung

Abbruch thut. Aber es iſt ſchlimm, daß das Epos, wo es nicht in nationalen Elementen wurzelt, mit ſeinen Senkern im Boden des Volkslebens nicht haften kann, und daß die Lyrik, wenn ſie an individuellen Zuſtänden feſthält, gewiſſermaßen nur Familienſache und Herzenstroſt gleich beſtellter Individuen iſt, daß ſie aber, wenn ſie vom individuellen Boden ſich loslöſt, wie die Dinge jetzt ſtehen, nur eine Sehnſucht nach vergangener alter Herrlichkeit oder den unbeſtimmten Glücksgütern der Zukunft in allgemeinſter Form zu erwecken im Stande iſt. Auch die Lyrik bietet einen im Ganzen gleichmäßigen Anblick, indem ſich an ihr eine allen ihren gegenwärtigen Repräſententen gemeinſame Abneigung gegen leicht treffende Sentenzenſchläge, rhetoriſche Handhaben und den Hochtorypomp ſcheinbar inhaltreicher Phraſen kund giebt, Eigenſchaften, die zu Zeiten dem grobgliedrigen Volke gegenüber ihren Werth haben. Corneille und Schiller haben ſich Aehnliches zuweilen erlaubt und auf ihre reſp. Landsleute eine Wirkung ausgeübt, auf welche von unſern Dichtern der Gegenwart keiner Anſpruch zu machen hat. Es iſt auch ein Uebelſtand, daß aus Eitelkeit auf die von ihnen eingeſchlagene Richtung oder aus wirklicher Beſchränktheit, Einzelne ein Amalgam der poetiſchen Form mit der Proſa begehren und die Lyrik z. B. als ein böſes Schäfchen ausmuſtern und vor ihrem kritiſchen Richterſtuhl verwerfen. So hat man ſich und Andern auch eingeredet, ein dramatiſches Werk ſei ein todtgebornes Ding und unlesbar, wenn es nicht als bühuliche Erſcheinung vor das Publikum getreten iſt — eine Meinung, auf deren Widerlegung ſpäterhin am geeigneten Orte eingegangen werden ſoll. Aber durch dieſe und ähn-

liche einseitige Urtheile und Vorurtheile hat man es wirklich unglücklicherweise dahin gebracht, daß der Leserkreis für jede poetische Gattung — bis auf den poesieloſen Leihbibliothekenroman — zum Schaden der Literatur außerordentlich verringert worden ist. Die, welche einen compacten Roman zu lesen oder gar zu schreiben wissen, verwerfen den Tendenz-Roman, und umgekehrt; dramatische Produkzionen werden von Wenigen und fast nur Solchen gelesen, welche sich selbst mit dramatischen Arbeiten beschäftigt haben; der Genuß der Lyrik gehört den lyrisch Gestimmten, während die Lyrischen gegen jede sogenannte junge Deutschländerei, auf dem Wege der Blutrache und Wiedervergeltung, eine Antipathie haben, wie gewisse Menschen gegen Katzen, die doch von andern Menschen gehätschelt werden, oder wie der Truthahn gegen die rothe Farbe, welche doch bei den Wilden in so hoher Achtung steht. Jeder kritisirt, lobt, tadelt, verhimmelt oder verdammt nach Maßgabe seiner Sympathieen; ein furchtbarer Egoismus beseelt diese Menschen, sie ziehen sich und den ihnen angehörigen Kreis der Literatur an den Haaren herauf und arbeiten wie die Kinder mit Händen und Füßen gegen Alles, was außer dem Kreise ihrer Sympathieen liegt und zur Geltung gekommen ist. Ein Individuum und ein Buch aus dem Individuum und dessen Entwickelungsgang heraus zu erklären, fällt so leicht Keinem mehr ein. Die Hegelianer haben zwar einen schulmäßigen Typus, nach welchem sie kritisiren und characterisiren; aber ihre vorgeschobenen und zu Grunde gelegten Principien reichen nicht hin, um jeder Gattung ihr Recht angedeihen zu lassen; im Gegentheil! sie wissen eben so ungenießbar zu sein, als in Haß und Liebe, Ta-

del und Lob einseitig; es ist ganz jene inquisitorische Strenge, womit Torquemada und seine Nacheiferer gegen Ketzer und Andersgläubige verfahren sind. Ueberall hört man das ça ira, sieht man die Carmagnole tanzen, die Guillotine aufgerichtet und aus dunkeln Spelunken, den schmutzigen Behältnissen gesinnungsloser Winkelblätter, stürzen die Sansculotten in widerlicher Nacktheit und Zerlumptheit und die Recensirweiber der Halle mit hervorgequollenem blutdürstigen Auge hervor, singen die kritische Marseillaise und brüllen ihren Vorsängern das „an die Laterne!" mit heiserer Kehle nach. Aber man glaube nicht, daß hier wirklicher Fanatismus, glühender republikanischer Schwung und Begeisterung für ein Ideal der Freiheit thätig sei; es ist ein Gemisch untergeordneter Leidenschaften, die sich bald da bald dorthin wenden und verkäuflich sind; die Lust zu Straßenunfug und Straßenraub, zur Beutelschneiderei, womit man denen, die zu Ansehn gekommen, Ehre und Brot abzuschneiden sich bemüht; persönlicher Aerger und handgreifliche Ehestandsscenen; Alles in Allem — jener Rückstand von Leidenschaften, welche durch den politischen Aufschwung im J. 1830, nachdem sie lange im Hinterhalte gelegen, geweckt wurden, damals in das allgemeine Bett der politischen Schwärmerei und der gemeinsamen Erwartung einen Abfluß fanden und jetzt, ohne eine großartige Hinterlage in der politischen Welt, wie eine ungeheilte Wunde nacheitern und die nächst anliegenden literarischen Körpertheile anzufressen suchen, um sich einigermaßen schadlos zu halten. Alles Folgen jener zweideutigen Weltlage, in welcher wir uns befinden, jener Halbheit, jener Gleichmachungstheorie, die keine Machthaber und her-

vortretenden Größen duldet. — Jener demokratiſche Zuſtand der Literatur, der ſeine Fortdauer auf das Fallbeil der Kritik ſtützt, bietet nun freilich keinen erhebenden, höchſtens einen tragikomiſchen und peinlichen Anblick. Jenſeit der kritiſchen Guillotine lebt man wieder auf, und weil man einmal beiderſeits ein ſo zähes Leben hat und der Unvertilgbare in der Zukunft eben ſo wohl nutzen als ſchaden kann, ſo weckt man Gott weiß welche alte Sympathieen wieder auf, verſichert ſich der gegenſeitigen Hochachtung und ſchüttelt ſich die noch vom kritiſchen Blute triefenden Hände. Auch die franzöſiſche Revolution wird in ihrem letzten Stadium unterſchiedslos, verworren, trotz des vergoſſenen Bluts langweilend. Alles wiederholte ſich bis zum Ueberdruß. Die Gleichheit Aller beruhte auf dem Vorrecht, für die Guillotine reif zu ſein. Die Menſchenrechte ſelbſt waren im Unrecht. Aber ſie hatte noch eine eiſerne Conſequenz. Jeder behauptete ſeinen Poſten, bis ſeine Zeit da war. Unſere kritiſchen Revolutionsmänner ſchwanken herüber und hinüber; ihre Kritik geht im Fluge die ganze Windsroſe durch, und da ſie meiſt nichts ſind als Leute, welche auf ihren guten oder verrufenen Namen Handel treiben und immer diejenigen Grundſätze auf Zinſen legen, welche zur Zeit die meiſte Geltung haben, ſo ſind ſie ſchwach oder klug genug, je nach Befinden der Umſtände, einen neuen Adam anzuziehen und ſich ſogar — was vermöchte die ſelbſt ſich belügende Dialectik eines Deutſchen nicht? — häufig zu überreden, dieſer zweite oder dritte, immer aber tauſendfach modificirte Adam ſei ihr urſprünglicher, von Kindesbeinen an mit ihnen aufgewachſener Menſch, der auf der Schule Verſsſtrecken und Streck-

verſe gemacht, irgendwo ſtudirt und Demagogie getrieben hat, auf das alte Deutſchland und deutſches Weſen ſchmähte, mit dem jungen Deutſchland ſympathiſirte und endlich den geſchwätzigen Schnabel unter die warmen Deckflügel des Alt-Würtembergerthums ſteckte, als ſei da der Sitz aller Moral und des deutſchen Nationalgewiſſens!

Laßt uns den Stab über dieſe und ähnliche Erſcheinungen nicht brechen! Nicht zu gedenken der Revolutionen, welche ſich, von äußeren Einwirkungen hervorgelockt und begünſtigt, im Innern des Gemüthes ſelbſt entwickeln, ſo iſt uns Deutſchen der Boden einer conſequenten politiſchen Geſinnung noch ein fremder, der ſeinen Mann nicht nährt und einer lange fortzuſetzenden Düngung bedarf, um Kernfrüchte der Mannheit und Geſinnung emporzutreiben. Noch wechſeln die Begriffe von allgemein deutſchem Nationalgefühl und von abgeſondertem provinziellen und Stammes-Patriotismus, von einheimiſchem Landtagsweſen und conſtitutioneller nach franzöſiſchem oder engliſchem Muſter gefertigter Staatsform, von vaterländiſcher Pedanterie in religiöſen und Familienſachen und von der für nothwendig geglaubten Annäherung an franzöſiſche Leichtfertigkeit in denſelben Dingen, von Weltbürgerthum und Deutſchbürgerthum und unzählige andre Gegenſätze ſo in einander, daß es ſchwer fällt, unter dieſen ſo verſchiedenartigen Einflüſſen Herr ſeiner ſelbſt und ſeiner Grundgeſinnung mächtig zu bleiben. Hierzu kommt, daß Meinung und Geſinnung des Volks nach keiner Seite hin eine rechte Garantie gewähren, daß unſre ſtaatlichen Verhältniſſe mehr dazu gemacht ſind, uns einzuſchläfern als rege und wach zu erhalten, daß der Deutſche

am leichteſten ſeine Jugend und Jugendſtürme überlebt und in einem gewiſſen Alter eine Freude daran hat, die Jüngeren zu hofmeiſtern und ſchon um deswillen ſeine eigene Jugend vielleicht noch vor der Zeit abzuſchwören, und daß endlich excentriſche Köpfe genug vorhanden ſind, welche den älteren Vertheidigern derſelben Sache dieſe durch ein unmäßiges Extravagiren verekeln und verderben. Wo man aber einer veränderten, abgedämpften oder in ihr Entgegengeſetztes überſchlagenden Geſinnung die Gewaltſamkeit anſieht, mit der es geſchieht, ein Abzielen nach irgend einem beſtimmten perſönlichen Zweck, da hat man ein Recht, den Mann der Treuloſigkeit und des Verrathes zu zeihen.

Die bisher entwickelten Anſichten über Zeit und Literatur ſcheinen allerdings ziemlich moroſe und im ſchwärzeſten Licht gehalten zu ſein; aber es wird mir im Laufe meiner Betrachtungen keineswegs die Gelegenheit fehlen, auch die Lichtſeiten der Gegenwart und ihrer Literatur herauszuſtellen. Unſere Literatur hat wirklich Rieſenfortſchritte gemacht, ſie hat ihren Fuß in das Leben der Gegenwart ſelbſt und darüber hinausgeſetzt. Dieſer Ausſpruch erſcheint, ſo abgeriſſen hingeſtellt, faſt wie ein Floskel, die auf dem Markte der Literatur zur Zeit eine ſo geſuchte, wenn auch wohlfeile Waare iſt; aber er wird ſeine Begründung finden. Im deutſchen Volke liegt eine unbändige Naturkraft, eine anſtaunenswürdige Elaſticität, eine Macht des Gedankens, welcher, allen Hemmniſſen zum Trotz, in der Stille fortbrütet und auf ſeinem Gange Geburt auf Geburt abſetzt, die in einem innern Zuſammenhange wechſelſeitigen Zeugens und Fortbildens ſtehen. Welch eine Veränderung hat die deutſche

Literatur innerhalb funfzig Jahren erlebt! Die Wurzel iſt geblieben, aber das Stämmchen iſt Stamm geworden, die Aeſte Stämme, und wo vor einem Jahrhundert kaum noch Keime waren, prangen jetzt Früchte. Betrachtet die Literatur der Deutſchen vom J. 1738 und die vom J. 1838 — man glaubt kaum, daß auf einem ſolchen Kartoffelboden Palmen und Eichen wachſen mochten, und die holländiſchen Gartenſchnörkeleien von damals geben auch nicht die geringſte Ahnung von den wilden und koloſſalen Parkanlagen der deutſchen Literatur, in denen wir ſeit Leſſing zur Luſt wandeln können. Das Leben der deutſchen Literatur hat ſich nicht erſchöpft; es ſammelt ſich in ſich, es ſucht zum Bewußtſein zu kommen und ſich durch Streit und Gegenſtreit weiter zu entwickeln. Solche kritiſche und ſkeptiſche Perioden ſind freilich keine der freien überragenden Produkzion, vielmehr gewähren ſie einen peinlichen und monotonen Anblick, aber an ihr Streben, an ihren Geſammtausdruck und die vorhandene Menge arbeitender Kräfte knüpft ſich die Hoffnung. Schon conſolidiren ſich die Elemente. Die Ruhe, welche der Produkzion günſtig iſt, ſcheint zurückzukehren. Es gab eine Zeit, wo wir eines einzigen aufräumenden Genie's wie Leſſing bedurften; aber wo Leſſing und nach ihm ſo viele Muſter der Produkzion voraufgegangen ſind, iſt Regel und Maß genug vorhanden und es war Beſtimmung der ſpäteren Periode, ſich zu verirren, zu extravagiren oder nach der andern Seite hin matt und ſchlaff zu werden. Auf bloße Verirrungen und Extravaganzen kann aber Jeder, der ein geſundes Auge hat, aufmerkſam werden und machen, wenn er auch kein Leſſing iſt; daher jene demokratiſche Vertheilung

der Kritik an gleich Berechtigte und darauf folgende Aufreibung der Kritik durch sich selbst; um aber aus der Schlaffheit aufzureizen, bedarf es nur des Badersystems, des Zahnbrechens, der Schröpfköpfe, der Zugpflaster; und solcher Bader haben wir genug gehabt, wir haben eine Periode durchlebt, die man die kritische Prickelperiode nennen möchte. Die Literatur pflanzt sich auf den Wellen der Zeitatmosphäre fort, wie der Schall auf den Wellen der Luft; sie ist ein Kind ihrer Zeit, wenn sich diese zu ihr auch in das Verhältniß einer unmütterlichen Stiefmutter setzt. Aber die Literatur wird reif und majorenn, sie übersieht ihre Zeit, und wo diese dem Geiste des Fortschritts, der in ihr liegt, nicht genug thut, ergreift die majorenne Literatur das Lenkseil und sucht die Zeit im Schlepptaue mit sich zu ziehen. Beide ergänzen, beide fördern und regeln sich — es ist der Geist des wechselseitigen Unterrichts.

Zweites Buch.

Der Vergleich, daß Deutſchland das Herz von Europa ſei, iſt bis zum Ueberdruſſe oft wiederholt worden. Auch Beurmann hat ſich neuerlichſt in ſeinem Werke „Deutſchland und die Deutſchen", welches freilich ein einſeitiges und faſt oberflächliches Buch, aber doch immer ein Buch des Fortſchrittes und der freien Geſinnung iſt, viel mit dem Beweiſe beſchäftigt, daß Deutſchland das Herz von Europa ſei. Dafür muß Frankreich den Kopf und Rußland den Leib und das Ganglienſyſtem vertreten; Beurmann fürchtet in der That, daß einmal die Eingeweide aus dem Unterleibe Rußlands hervorquellen und in der Form von Knuten, Koſakenlanzen und Sklavenſtricken die germaniſche Welt überſchütten möchten. Ich glaube indeß, daß wir nicht die Barbarei der Fremden, ſondern unſere eigene Barbarei und unſere Erſchlaffung zu fürchten haben. Wenn uns die moraliſche Kraft ausgegangen iſt, dann erſt wird mit dieſem Momente auch der andere zugleich gegeben ſein, nämlich der Moment des Hereinbruchs friſcherer Naturvölker, welche ihre uncultivirte Natur mit unſerer unnatürlichen Cultur zu verſchmelzen von der göttlichen Weltordnung beſtimmt ſind. Aber

wo dieſe Naturvölker ſuchen? Rom konnte nur den Germanen erliegen, aber daß die Slaven, welche die verderblichen Einflüſſe unſerer Cultur ohne ihre geiſtig erhebenden Einflüſſe in ſich aufzunehmen ſcheinen, und bei denen von der moraliſchen Kraft und der geiſtigen Elaſtizität des germaniſchen Stammes nicht die Rede iſt, unſere geſchichtliche Selbſtſtändigkeit auszulöſchen beſtimmt ſein ſollten, iſt ſchwer zu glauben. Die Slaven ſind mit uns gealtert, trotz der Kindheit, von der ſie feſtgehalten werden; und von der mongoliſchen Race, den Tſchuktſchen, den Kirgiſen, den Baſchkiren und all den geſetzloſen Horden Inner-Aſiens, möchten wir nichts zu fürchten haben. Es iſt ein ſtolzer, aber großer Gedanke von Steffens, wenn er den Menſchen den Mittelpunkt des Erdballs nennt, mit welchem der Erdball ſelbſt beſtehen oder fallen wird. In jenem Mittelpunkte iſt nun der gleichſam centralſte Punkt — nicht Deutſchland ſelbſt — ſondern das überall hin ausgegoſſene germaniſche Princip, mit deſſen Erlöſchen das Erlöſchen des Erdballs in gegenwärtiger Geſtalt gegeben ſein könnte, das Ende der jetzigen Geſchichte, die ſodann um ihren Halt- und Mittelpunkt gekommen wäre. Dieſe Meinung iſt nur eine Hypotheſe mehr, ſie entſcheidet nichts und macht eben ſo wenig auf Annahme als auf Widerlegung Anſpruch.

Deutſchland alſo iſt das Herz Europas; gut! vielleicht das Herzblatt in dem großen nutzbaren Kohlkopfe Europa, welcher in dem Küchengarten unſerer gegenwärtigen Geſchichte eine ſo treffliche Stallfütterungsrolle ſpielt. Frankreich, wird geſagt, muß den Kopf vorſtellen; was will man aber mit England oder Italien, dem Stiefel von Europa, anfangen,

dem Waſſerſtiefel, der in das mittelländiſche Meer hinaushängt? Dieſer Stiefel hat freilich einige Löcher; das letzte verurſachte das franzöſiſche Nagethier auf der Seite von Ancona; an andern Stellen iſt er mit öſterreichiſchem Sohlenleder geflickt worden. Am deutſchen Herzen hängt alſo gleich der Stiefel Italien; die Schweiz mit ihren wulſtigen Alpenzügen ſtellt vielleicht das Pelzwerk oben am Rande dar. Man ſieht, in welchen Abgrund die Luſt, überall Vergleiche anzuſtellen, führen kann. Frankreich mit ſeinem Zweikammerſyſteme ſpielt die Rolle des europäiſchen Herzens viel natürlicher; davon zeugen alle jene raſchen Wallungen im Körper Frankreichs, jener ſchnelle Blutumlauf, jene mit lethargiſchen Zuſtänden plötzlich wechſelnde erhöhte Blut- und Lebensthätigkeit. Viel eher ſpielt Deutſchland die Rolle, welche Beurmann Rußland zutheilt, die des Unterleibes, als des Sitzes der Hypochondrie und Hyſterie. Wir haben viel Kopf, viel Bruſt, und Gott weiß auch viel Magen; aber der Unterleib iſt bei uns gerade durch ſeinen abnormen Zuſtand übermächtig. Wir verdauen ſchlecht; das geſellige Leben bietet nur wenige Abzugskanäle; die Dünſte ſteigen uns zu Kopfe; das Blut kugelt ſich ſchwer durch unſere Adern; es muß ſeinen Paß am Eingang zum Herzen erſt viſiren laſſen, und nicht weniger beim Ausgange; wir haben viel mit böſen und ſchweren Träumen zu thun; aber die Träume kommen aus dem Bauche; das Herz träumt nicht, es ſchlägt nur; Heine behauptet, die Franzoſen verſtänden die Kunſt nicht, zu träumen; unſer ganzes Leben aber iſt nur ein Traumbuch, ein Buch, welches uns unſere Träume auslegt nach den Regeln der Kunſt. Wir wiſſen ſyſtematiſch zu träumen; unſere

Syſteme aber haben alle mit dem Ganglienſyſteme eine innige Verwandtſchaft. Es iſt viel Magen in Deutſchland; aber der Magnetismus hat dem Magen die Kunſt des Hellſehens zugeſichert.

Ueber den Unterſchied, der ſich zwiſchen den Norddeutſchen und Süddeutſchen kund giebt, hat Beurmann in ſeinem bereits angeführten Buche gut und meiſt wahr geſprochen; aber mit einer zu einſeitigen Vorliebe für die Süddeutſchen. Allerdings ging die größere Zahl unſerer dichteriſchen Heroen aus dem deutſchen Süden hervor; allerdings hat die Lyrik in Schwaben neuerdings eine glänzende Aera begonnen; aber jene mußten ſich dem deutſchen Norden anbequemen, der Süden ſtieß ſie aus, und Göthe, Schiller und Wieland haben erſt in Weimar eine bleibende Stätte gefunden; die öſterreichiſchen und ſchwäbiſchen Lyriker aber machen faſt ausſchließlich Geſchäfte in der kurzen Waare der Lyrik, und leiden offenbar an einem beſchränkten Horizont von Begriffen, Anſchauungen und Empfindungen. Ohne auf Flemming zurückzugehen, finden wir in Norddeutſchland eine treffliche Dichtergemeinſchaft, an deren Spitze Hölty, Bürger, Stollberg und Voß ſtehen, der alte ehrliche Voß, der etwas mehr war als bloß ein niederdeutſcher Bauer, eine Bezeichnung, womit ihn Menzel abgethan zu haben glaubt. Leſſing und Herder, der zuerſt den Welthumanismus predigte, waren Norddeutſche, der Süden hat dieſen Männern und andern, wie Humboldt, keine Ebenbürtige entgegenzuſetzen. Norddeutſche waren auch Hoffmann und Tieck, und für Uhland, A. Grün und Lenau bieten wir Chamiſſo, Freiligrath und Gaudy. Fouqué iſt wie dieſe ein Nordlandsrecke. Kant,

Fichte und Hegel, obgleich dieſer ein Schwabe war, lehrten im Norden. Die Blüthe des jungen Deutſchlands, einer doch immer ſcharf eingreifenden Richtung, erwuchs aus norddeutſchem Stamme. Klopſtock, ein Norddeutſcher, ſprach zuerſt von einer deutſchen Freiheit, und ſo unbeſtimmt dieſer Begriff damals auch war, ſo mächtig wirkte das Wort. Klopſtock hat ſich durch dieſen einen Kriegsruf ein unſchätzbares Verdienſt um Deutſchland erworben. Es läßt ſich doch bei dem Worte Freiheit Allerlei denken, was zu ſagen nicht erlaubt iſt und von der Cenſur geſtrichen werden kann. Alles in Allem: wir Norddeutſche haben auch unſere Poeſie; was aber die weltbürgerliche Stellung des Gedankens, den von der Stammesnatur ſich ablöſenden humanen Sinn, die Empfänglichkeit für dichteriſche Erſcheinungen, die Schärfe der kritiſchen Zergliederungskunſt, die legislative Macht der Theorie und die zur Blüthe gediehene Kraft der deutſchen Proſa betrifft, wird man dem deutſchen Norden unbedingt den Vorrang einräumen müſſen. Der Gedanke prozeſſirt und gährt nirgends heftiger, als in Norddeutſchland; er iſt wie ein Heros, der immerdar mit der Stumpfheit der umgebenden Welt im Kampfe liegt. Die ſchwäbiſchen Dichter am wenigſten haben ein Recht, ſo wie es geſchieht, dem deutſchen Norden gram zu ſein; aber ſie ſind Alt-Würtemberger, provinziell eingeſteift und gegen die Huldigungen, die ihnen Norddeutſchland gebracht hat, überaus undankbar. Norddeutſchland iſt das Reich der Allgemeinheit, Süddeutſchland das der Beſonderheit; die Stammesnatur hielt ſich hier viel mehr aufrecht, als dort. Die Oeſterreicher, und unter dieſen der Bewohner des Landl, der Steiermärker, der Salz-

burger, der Deutschböhme, der Reichsstädter, der Baier, der Schwabe, fühlen sich viel einseitiger abgestammt und abgezirkt als der Sachse, der Hanoveraner, wie überhaupt die Einwohner Deutschlands in der Abdachung gegen die Nord- und Ostsee zu. Der viel verhaßte preußische Stolz ist mehr ein abstracter, und nicht an die Scholle, nicht an einen Stamm gebunden. Preußen hat weniger Stämme als Stände. Sonst trägt auch die Fläche zur Auslöschung der Stammesnatur bei. Sand- und Moorfläche machen hungrig nach geistiger Nahrung; man will einen Ersatz und legt auf dem Gebiete des Gedankens Colonien an. Der größere Theil des Südens und Westens steckt noch mit halbem Leibe im vegetativen Prozesse. Die Natur ist hier eine alma mater, welche Keinen darben läßt.

Der Süddeutsche ist glücklicher, fröhlicher und darum liebenswürdiger als der Norddeutsche. Wie der Norddeutsche verschlossen ist, so ist der Süddeutsche offen; er spricht zum Gemüthe, wie der Norddeutsche zum Verstande spricht. Der Norddeutsche ist höflich, der Süddeutsche ehrlich und umgänglich. Der Norddeutsche ist abgeleitet, der Süddeutsche ursprünglich, ein Original; der Süddeutsche hat eine Form, der Norddeutsche nur Formen. Der Norddeutsche, besonders der Berliner, thut nur so, der Süddeutsche ist wirklich so. In Norddeutschland ist man hier und da witzig, in Süddeutschland hier und da gewitzigt; daher hat man hier eben so viel Mutterwitz, als in Norddeutschland Afterwitz. Der Süddeutsche kann politisch freisinnig sein, aber aus angeborenem Unabhängigkeitsgefühl, der Norddeutsche politisch-freisinnig werden auf dem Wege der Speculation. Aber

die Theorie hat für die entgegengeſetzteſten Elemente Paragraphen der Billigung und Zu-Grundelegung; die Praxis trifft nur das Eine, was recht iſt. Daher giebt es im Norden, nicht äußerlich ausgeprägte, aber deſto mehr geiſtige Gegenſätze, welche auf Principien, wahren oder falſchen, beruhen. Wo der Süddeutſche Abſolutiſt iſt, iſt er's von Herzen und Geblüt, nicht durch theoretiſche Beweisführung. Der Norddeutſche ſetzt alle mögliche Fälle, der Süddeutſche nur einen Fall; daher ſeine Entſchiedenheit. Aber der kritiſche Geiſt des deutſchen Nordens gewährt eine größere Garantie für die politiſche Zukunft Deutſchlands, als der Süddeutſchen gegenſatzloſe Entſchiedenheit und geiſtige Starrheit, die bis zur Stumpfheit zurückſinken kann. Aber wohin es das Gemüth des Süddeutſchen zu bringen nie im Stande iſt, dahin bringt es der Verſtand des Norddeutſchen — zur Albernheit. Man kann ſich in Norddeutſchland für Dinge begeiſtern, welche in hohem Grade nichtsnutzig ſind, und ein kleines Maaß für ein großes, ein Normal- und Allerweltsmaaß preiſen lernen. „Der bloße Verſtand, die bloße Vernunft, ſagt Hölderlin, ſind immer die Könige des Nordens, aber aus bloßem Verſtande iſt nie Verſtändiges, aus bloßer Vernunft iſt nie Vernünftiges hervorgegangen."

Dieſe beiden Gegenſätze zwiſchen dem deutſchen Norden und Süden brechen und ſchattiren ſich vielfältig. Wir können von keinem Alt-Deutſchland ſprechen, in dem Sinne, wie der Brite von ſeinem Old-England ſpricht, wir haben keine Metropolis, welche alle provinzielle Gegenſätze ſo in ſich ſaugt, verſchüttet und die Geſchichte des Landes macht, wie

Paris. Mithin fehlt uns eine ausgeſchiedene Selbſtſtändigkeit; aber der kleinen Selbſtſtändigkeiten haben wir viele. Contraſte, wie ſie in Deutſchland's Hauptſtädten zur Erſcheinung kommen, finden wir ſo nirgend ſonſt. Wir haben das freie, Welthandel treibende, comfortable Hamburg, das altväteriſche Bremen, das theils flache, theils geiſtig ſchwungvolle, theils in philoſophiſche Spitzfindigkeiten, theils in malitiös witzelnde Pointen auslaufende Berlin, das erhabene, melancholiſche Prag, das genießende, geweckte Wien, das bier- und tanzluſtige München, das feine, gemüthſeelige und abgeblaßte Dresden, das regſame, humane und halb republikaniſche Leipzig; wir nähern uns in dem engliſirten Hamburg dem engliſchen Typus, wir verdaniſiren uns im Holſteiniſchen, wir verſetzen uns bis zum eingerußten Riga hinauf mit ſlaviſchen Elementen; wir haben in Botzen und Trieſt italieniſches Colorit; die Städte am Rheine weiſen Gallicismen auf, weiter hinauf verſchmelzen wir mit den Belgiern oder unſer Character verliert ſich in Holländerei, und im Oſten unter faſt orientaliſchen Formen liegen Peſth und Ofen, wo deutſche Literatur und Weſen noch mächtig ſind. Das deutſche Leben bricht ſich in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Farben; aber der Urkern des deutſchen Weſens iſt unzerſtörbar, kaum durch die Zeitunterſchiede von Jahrhunderten, weniger noch durch räumliche Verſetzung. Die Sachſen in Siebenbürgen haben dieſelben deutſchen Formen wie ihre Väter, und zwiſchen den Deutſchen in Petersburg und denen in den Staaten Ohio und Pennſylvanien iſt die innere Verwandtſchaft nicht aufgehoben. In Berlin tragen die Abkömmlinge der Emigré's franzöſiſche Namen und hal-

ten ihren Gottesdienſt in franzöſiſcher Sprache, ſonſt aber ſind ſie ſo ſchlecht und recht, wie jeder andere Berliner. Es liegt viel Knorriges und Starres im deutſchen Character, eine Grundbildung, die gerade in der Fremde am Deutſchen doppelt bemerkbar wird. Es iſt aber mehr ein Familienzug, ein individuelles Gefühl, nicht ein Nationalgefühl, welches ein Deutſcher um ſo leichter mit Ehren aufzugeben vermag, da er nicht politiſch erzogen iſt und mehr ſich, als dem Vaterlande ſchuldet, was er hat und iſt. Wir haben wie kein anderes Volk Kosmopoliten im wahrſten und engſten Sinne gehabt, die bei alledem in ihrer Gemüthsrichtung und ihrer äußeren Erſcheinung vollkommene Deutſche geblieben ſind. Der herrliche Schlabrendorf, der größte unter den Sonderlingen und der ſonderbarſte unter den großen Männern, der Diogenes, welcher die deutſche Nation repräſentirte, wie ſie im hellen Lichte der Weltgeſchichte mit der Laterne kosmopolitiſcher Geſinnung Menſchen ſuchen geht, kann uns in dieſer Hinſicht als Muſter, als Normalmenſch gelten. Bei aller dieſer Starrheit hat aber auch der Deutſche eine gewiſſe Flüſſigkeit, ſich fremden Formen zu aſſimiliren. Er iſt Eklektiker, wenn er auch häufig fehl greift, und da er meiſt nur Stubenphiloſoph iſt, nicht gern vor die Thür geht, weil er Scandal fürchtet. Aber dieſe Flüſſigkeit der Aſſimilation, verbunden mit ſeiner Geduld, Starrheit und Dauerhaftigkeit, verbürgt der deutſchen Nation noch eine glänzende Zukunft. Der Deutſche ſagt leicht und gern: ich liebe mein Land und meine Nation nicht — aber er liebt ſie doch, ſo gut wie Börne, Hölderlin, Jochmann und andere, welche dem deutſchen Volke ins Geſicht Schmähreden aus-

ſtießen, und nicht weniger als Arndt oder Jahn, welche Alles erreicht zu haben glaubten, wenn ſie von deutſcher Kraft, Heldenmuth, Freiheitsſinn und Kriegseifer den Mund voll nahmen. Dies Bramarbaſiren machte ſich um ſo lächerlicher, je weniger die gerühmten Eigenſchaften mit glänzendem Eclat ſeitdem zur Erſcheinung gekommen ſind. Nicht Jeder, der in jedem Augenblicke das „Gott, König, Vaterland" im Munde führt, dient darum dem Vaterlande zum Heile, wie nicht Jeder, der Herr! Herr! ſagt, in das Himmelreich kommen wird.

Nach allen Seiten hin fehlt uns Deutſchen die rechte Einheit. Wir werden in Landestheilen groß, deren eigenthümliches Leben mit der Hauptſtadt in keinem Conner ſteht, oder in Hauptſtädten, die ſich von dem provinziellen Leben iſoliren. Was in Paris Anklang findet, klingt durch ganz Frankreich an; Paris iſt wie eine große Glocke, die, in Schwingung geſetzt, ihre Klänge auf der Schallwelle fortſetzt und in jedem Kirchſpiele des Landes wiedertönen läßt. Man kann das von keiner Stadt Deutſchlands ſagen. Wir haben keine Hauptſtadt, nach welcher ſich das geſammte deutſche Land, wie Frankreich nach ſeiner Normaluhr Paris, richten könnte, um zu ſehen, was an der Zeit iſt.

Deutſchland hat keine religiöſe Einheit; der Proteſtantismus beſitzt viele Kirchen, aber keine gemeinſame Kirche; er hat nirgendswo eine Einheit in einem Oberhaupte als in Gott. Aber ſelbſt dieſer Gott, der Herzenstroſt ſo vieler Geſchlechter vor uns, iſt uns von den Hegelianern auf eine Weiſe erklärt worden, daß damit das Erlöſchen jedes religiöſen Cultus gegeben iſt. Die Hegelianer gehen zum Theil

eben ſo gut um die Kirche, als ſie um die Schule gegangen ſind. Gewiß, man kann den Wenigſten von ihnen vorwerfen, daß ſie zu viele Schulbildung genoſſen hätten; indem ſie aber Alle nach einem gewiſſen Schema raiſonniren, und die Geige ihrer Kritik mit Hegelſchem Bogen ſtreichen, gebärden ſie ſich dabei mit einem Pli, welcher nach wirklichem Geiſt und tiefer Einſicht in den Kern der Dinge ausſieht. Die Gottheit ſind ſie los, der Gott aber iſt uns glücklicherweiſe geblieben. — Der zweite religiöſe Hauptkörper iſt der katholiſche, welcher ein ſichtbares Oberhaupt hat, den Pabſt in Rom, der für die deutſche Menſchheit indeß nicht ſichtbar iſt, dem aber ſelbſt proteſtantiſche Fürſten den Pantoffel geküßt haben. Die Proteſtanten ſtehen viel vertraulicher mit Gott; der Proteſtantismus iſt das Reich der Unmittelbarkeit und Unabhängigkeit, ja, die Hegelianer haben ihn ganz unmittelbar, indem ſie ihn in ihren Denkprozeſſen als Mitgötter fortſpinnen; der Katholizismus vermittelt ſich mit dem Reiche Gottes durch die Fäden, welche den päbſtlichen Stuhl an den Himmel knüpfen. Wir Proteſtanten haben den Hunger, weil wir an den Gedanken, an das Herz, an die Freiheit gewieſen ſind, die, wie jede Freiheit, hungrig iſt; die Katholiken haben die Sättigung, die Befriedigung, weil ſie ſinnliche Nahrung haben, Symbole und Kunſtbildungen. Der Katholizismus iſt allein ein wahrhaft religiöſer Cultus. Er erlaubt nicht, daß man ſich außer ihm ſtelle, ohne eine Sünde zu begehen; der Proteſtantismus geſtattet es, wenigſtens ſtillſchweigend, als einen Akt der Freiheit. Innerhalb des Katholizismus verſchlingt die Kirche die Individuen, innerhalb des Proteſtantismus verſchlingen die In-

viduen die Kirche. Für ein poetiſches Gemüth, einen ſchmerzlich Bewegten, einen nach Erlöſung Ringenden, hat der Katholizismus unendliche Vorzüge und Reize; aber für den proteſtantiſchen Verſtand keine Beweisführung und mithin keine Nothwendigkeit; er würde ihn mit ſeiner Skepſis zerfreſſen und, was in religiöſen Dingen das ſchlimmſte iſt, der Vernunft widerſprechende und lächerliche Seiten an ihm herausfinden. Der Katholizismus bedingt jene kindliche Empfänglichkeit und unbedingte Hingebung, die der aufgeklärte proteſtantiſche Theil des deutſchen Volkes nicht mehr beſitzt. Der nackte Verſtand kann ihn nicht zurückfordern, aber oft ein poetiſches Gemüth in dem Fall ſein, ihn zurückzuwünſchen. Höchſte Cultur und Cultus ſcheinen ſich faſt gegenſeitig ausſchließen zu wollen.

Im Ganzen verfuhr ſowohl der Proteſtantismus wie der Katholizismus zu terroriſtiſch; jener reduzirte ſich auf die allernothwendigſten Symbole und benahm ſich bilder- und cultusſtürmiſcher als ſeine Begründer je wünſchten und vorausſahen; dieſer wollte dem andringenden Verſtande der Aufklärungsperiode auch nicht um ein Fußbreit Landes weichen und ſogar ſchon verlorene Poſten mit aller Gewalt wieder einſetzen. Daher die Erſcheinung, daß innerhalb des Katholizismus Viele arge Proteſtanten ſind und der Hermeſianismus irgend eine Ausgleichung und Verſöhnung der Gegenſätze bezweckte, während im Proteſtantismus die Myſtik dunkle Maulwurfsgänge anlegte und ſinnliche Heimlichkeiten trieb, Pietismus ein Richtungsname wurde und man von Staatswegen durch die Anordnung einer Agende ein Mittel

bezweckte, um dem Proteſtantismus einen kirchlichen Anſtrich zu verleihen.

Jene wunderbaren Gegenſätze, die von der erhabenſten gegen den Himmel ſtürmenden Alpennatur bis zur gedrückteſten Sand- und Moorgegend und jenen Haideſtrecken, die faſt in Europa nicht ihres Gleichen haben, herunterſpielen, den humanen Sachſen und feinen Franken neben den intoleranten Baier und den derben Schwaben ſtellen, und zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus eine Demarkationslinie ziehen, über welche indeß das farbenreiche Wild der Sectirerei häufig hinüber und herüber wechſelt, kehren in nicht minder ausgeprägter Schroffheit in den politiſchen Formen Deutſchlands wieder. Wir haben Städte, die vollkommen republikaniſirt ſind, Staaten mit Landſtänden, denen der Stempel wahrhaft conſtitutionellen Geiſtes mehr oder weniger aufgedrückt und in denen die Cenſur milde genug iſt, um faſt die mangelnde Preßfreiheit vergeſſen zu laſſen, weiterhin Staaten, deren conſtitutionelles Leben nicht viel mehr als illuſoriſch iſt, endlich Staaten, die auf den entſchiedenſten Abſolutismus gegründet ſind und die Cenſur auf eine Weiſe handhaben laſſen, wie es einem für die höchſte Civiliſation empfänglichen Volke gegenüber nur möglich iſt. Trotz der ruhmwürdigen Anſtrengungen Preußens und der mit ihm verbündeten Regierungen, iſt es noch nicht gelungen, eine durchgehende Handelsfreiheit in Deutſchland herbeizuführen. Hier ſind die Gewerbe bis zur Zügelloſigkeit des ungehemmten uneingeſchränkten Betriebes frei gegeben, dort erſcheinen ſie noch in mehr oder weniger zünftiger Form. Wir haben ſogar keine Münz-, Maaß- und Gewichtseinheit.

Wir haben Kreuzer=, gute Groſchen= und Silbergroſchenländer. Die Kreuzerländer ſind die wohlfeilſten, gemüthlichſten, poeſiereichſten. Der unſcheinbare, graue Kreuzer, der Sproß einer weitverzweigten Familie, deren Mitglieder ſo wenig Familienähnlichkeit haben, hat eine Geſchichte, nicht der preußiſche Silberſechſer, der ein zierliches Röckchen und ein rothes Unterfutter hat. Der Kreuzer, der Batzen leben in unſern Volksliedern, nicht der Silberſechſer, der die Proſa ſelbſt iſt. Man kann mit ihm nur den Wirth, nicht die Poeſie zufriedenſtellen. Man ſieht, wie ſelbſt die kleinlichſten Dinge Symbole der verſchiedenartigſten geiſtigen Richtungen und Gegenſätze werden können.

Dieſe politiſche Auseinandergefallenheit Deutſchlands hat ihre beſondern Nachtheile und böſen Einflüſſe; aber es ſind auch Vortheile damit verbunden, die man in der Regel zu niedrig anſchlägt. Es iſt wahr, wir haben jene Centralpunkte nicht, die, wie Paris und London, alle Landestheile mit unüberwindlicher Schwerkraft an ſich reißen; wir haben kein in großen Verhältniſſen angelegtes deutſches Gemeinweſen, kein öffentliches Leben, das unſere Aufmerkſamkeit von uns ſelbſt ablenkte, auf ſich zöge und uns unſer eigenes Mißgeſchick darüber vergeſſen ließe; wir haben keine Stätte, welche zur Ausbildung bewundernswürdiger, das Volk mit ſich hinreißender Charactere Gelegenheit gäbe; wir werden wenig daran erinnert, daß wir Mitglieder einer großen Nation ſind. Es iſt wahr, daß der Wiener Congreß, ſo gut wie die Osnabrück=Münſterſche Friedensſtiftung, mehr für eine augenblickliche Inſtandſetzung der deutſchen Angelegen=

heiten geſorgt hat, als für eine Garantie, welche uns ihre Naturgemäßheit und ewige Dauer verbürgen könnte. Es ſind Stimmen klagbar geworden: man habe die gegründetſten, auf dem Purpurkiſſen ſo vielen vergoſſenen Blutes den Friedensſtiftern anheimgegebenen Hoffnungen getäuſcht, man habe, eine problematiſche Zukunft dem augenblicklichen Bedürfniß opfernd, Sympathieen verletzt, Volksſtämme zertheilt und von geliebten Fürſten getrennt, heterogene Nationalitäten zuſammengemiſcht, und ſomit überall den ergiebigen Saamen des Unfriedens in die zahlreichen Furchen des deutſchen Landes geſtreut. Man könnte den Vergleich mit der Osnabrück-Münſter'ſchen Pacification noch weiter führen und ſagen: daß die Stimme der Völker überhört wurde und daß die Völker, von langen Kriegsleiden 1815 wie 1648 erſchöpft, den Frieden um jeden Preis ſtillſchweigend angenommen hätten; aber daß die Kadmusſaat von 1648 aufgewachſen und im Kriege um die pragmatiſche Sanction mächtig geworden ſei, wenn auch beinah ein Jahrhundert ſpäter, und daß eben ſo gut wie der Osnabrück-Münſterſche Frieden auch der Wiener Congreß bittere Früchte bringen könne in unheilſchwangerer Zukunft, welche von der göttlichen Vorſehung jetzt noch mit gütigem Schleier verdeckt werde. Es wäre vielleicht eine Täuſchung, wenn wir annehmen wollten, das deutſche Volk werde ſich im Falle eines Krieges mit dem Auslande wie Ein Mann erheben — es ſei dies eine Hoffnung, welche uns leider immer betrogen habe. So könnte man ſagen, aber man kann ſagen: daß durch den Weſtphäliſchen Frieden wie durch den Wiener Congreß zumeiſt die Macht der Fürſten gewachſen iſt, wenn auch glücklicherweiſe

zwiſchen den Fürſten von jetzt und denen von damals kein Vergleich gezogen werden kann. Damals galt der Mehrzahl der Fürſten kein anderer Zweck, als die Hausmacht zu vergrößern, dem Elend der ausgeſogenen Unterthanen zum Trotz, das nüchterne, ſittenloſe Hofleben in bunte Flittern zu hüllen, und das nationale Leben bis auf die kleinſte Spur auszurotten. Von den Bürgern und den freien Städten war ein friſches Volksleben ausgegangen; in den freien Städten blühten Gewerbe und Kunſt, Handel und Wandel; aber die Fürſten arbeiteten dem freien Aufſchwunge entgegen; ſie haben es verhindert, daß Deutſchland auch zur See mächtig geworden und ſein Principat über das deutſche und baltiſche Meer und den ſkandinaviſchen Norden behalten hat; die Fürſten, nicht um das Wohl des deutſchen Landes, ſondern um den Glanz ihrer Höfe und Höfchen beſorgt, haben die Blüthe der Hanſa unter ihrer Abſicht günſtigen Conſtellationen zu Grunde gerichtet und Alles gethan, um ihr die Lebenszuflüſſe abzuſchneiden, den Stolz des bürgerlichen Bewußtſeins zu brechen und den Handel auf einen geringen Binnenhandel zurückzuführen. Der dreißigjährige Krieg, an ſich der ſchauerlichſte, welcher je geführt worden, war bei alledem kaum ein ſo trauriges Ereigniß, als der Friedensſchluß, durch welchen dieſer durch dreißig Jahre fortgeſetzten National-, aber mehr noch Fürſten-Sünde ein Ziel geſetzt werden ſollte. Die deutſche Geſchichte hat ſeitdem viele blutige Thränen geweint; das deutſche Volk hat ſich ſeitdem in Beſonderheiten zerſetzt und ſich ſelbſt mißtrauen gelernt; endlich iſt beſonders von jener Zeit her ein gewiſſer trüber Schmerz, eine Neigung, die Dinge von der düſtern Seite anzuſehen und

das Thränentüchlein nationaler Wehmuth ſtets mit ſich zu führen, als Rückſtand übrig geblieben.

Die Verhältniſſe haben ſich indeß durch die geniale Kraft einzelner Fürſten, und die Humanität und die Liberalität anderer, durch die unerſchütterliche heroiſche Geduld und die inwohnende zähe Kraft des Volkes ſelbſt, endlich durch die Bewegungen und Geſchichtsbebungen der Zeit, deren Detonationen noch andauern, immer noch feſter herausgeſtellt, als man nach ſolchen Voraufgängen erwarten durfte. Den Kaiſer, als Mittelpunkt der deutſchen Geſchichte, haben wir verloren, weil wir in dem ewigen proteſtirenden Wirbel der norddeutſchen Skepſis auch den Glauben an den Kaiſer verloren hatten. Man begrub mit ihm nichts als einen Schatten, und indem der moderne deutſche Kaiſer aufgehört hat, die alten Kaiſerheroen zu parodiren, iſt die Liebe und Ehrfurcht vor unſerm alten kaiſerlichen Deutſchland doppelt erweckt worden. Dieſe Imperatoren ſind gewiſſermaßen unſere Landesgötter geworden, und die Frömmigkeit für ſie erſcheint faſt wie ein poetiſcher Cultus, eine religiöſe Adoration.

Nehmen wir aber die Dinge, wie ſie ſind, ſo müſſen wir ſagen, daß die oft gerügte Zerſtückelung Deutſchlands dem Standpunkte unſers nationalen Bewußtſeins gemäß und einer freien Entwickelung nicht geradehin ungünſtig zu nennen iſt. Kleinere Staatskörper ſind einer durchdringenden Geiſtesbildung förderlich; eine Glasmaſſe wird um ſo undurchſichtiger, je größer ihr Volumen iſt; zerſchlagt ſie in kleine Stücke, und jedes Stück wird dem Lichte empfänglicher und zugänglicher ſein. Daher hat Deutſchland ſo viele

überall hin zerstreute Lichter, Almenfeuer der Aufklärung, wie kein anderes Land, wenn auch keinen Feuerheerd, wo das politische Eisen, auch wenn es warm wäre, geschmolzen werden könnte. Deutschland, unter einen Hut oder eine Mütze, sei es Kaiserhut oder Jacobinermütze, gebracht, wäre eine unförmige Masse, gewissermaßen ein undenkbares Ding, welches wieder nach Zersetzung streben würde. Diese Zerstückelung gewährt uns sogar so viel von Preßfreiheit, als wir davon bei unserm Mangel an öffentlichem Leben und Gemüth dafür billig verlangen können. Was in Berlin nicht erlaubt ist zu sagen, darf in Stuttgart gesagt werden, was in Stuttgart nicht, doch in Carlsruhe, was in Carlsruhe nicht, doch in Leipzig, was in Leipzig nicht, doch in Hamburg. Der Geist unserer Zeit ist, wie der Geist Hamlets, ein trefflicher Minirer, ein braver Maulwurf, ein Hic et ubique, der unserm Hamletherzen redlich den Weg zeigt, den wir zu gehen haben. Es ist in Deutschland seit der großen Revolution von 1789 mancher bis zur Schwärmerei und Raserei freisinnige Gedanke gefaßt und ausgesprochen worden, der seine Stätte gefunden hat. Unser politisches Bewußtsein ist noch jung und hat mächtige Wehren zu bekämpfen, aber wo es nicht durchzubrechen im Stande ist, da sickert es durch; und eine zweite noch mächtigere Welle folgt der ersten, die man zurückgestaucht hat. Kein unbedingter Lobredner der gegenwärtigen Zustände, betrachte ich sie als ein Zwischenreich, dessen Unbequemlichkeiten angesichts einer großartigen Zukunft man ertragen muß. Jeder stehe auf seinem Posten und harre in seiner Individualität aus. So geben wir zuletzt doch eine Summe. Die Zeit schreitet fort, wie

der Wurm, der immer ſich einzieht, um ſich wieder weiter zu ſchnellen.

Dies vorweggeſchickt, werden wir uns über den Standpunkt, auf welchem ſich die Literatur der Gegenwart befindet, leichter verſtändigen können; aber es bleiben, außer den Literatur-Momenten ſeit Leſſing, noch manche Seiten des deutſchen Lebens zu betrachten übrig, welche man nicht abweiſen kann und aus deren Verſtändniß oder Mißverſtändniß jene literariſchen Richtungen entſprungen ſind, die in jüngſter Zeit entweder Alles zu oberſt und unterſt gekehrt haben, oder, indem man ſie ſelbſt verſtand oder mißverſtand, zu oberſt und unterſt gekehrt worden ſind. Ich meine die Formen, in welcher die deutſche Geſellſchaft ſich darſtellt, und welche zu jenem Genre der Literatur Anlaß gegeben haben, die man im Allgemeinen mit der Bezeichnung einer ſocialen Literatur abgrenzte. Es iſt nicht zu läugnen, daß unſre bedeutendſten Schwächen nach dieſer Seite hin wahrzunehmen ſind, jene ſocialen Schwächen, die mittelbar aus unſern politiſchen Verhältniſſen eben ſo gut, wie beide mit einander aus den Grundformen unſers Nationalcharacters hervorgegangen ſind. Und ſomit bedingt ſich auch der Charakter dieſer ſocialen Literatur als einen der Schwächlichkeit, indem ſie ſogar nicht einmal beabſichtigte, ſelbſtſtändig zu ſchaffen und großartig und eigenthümlich zu geſtalten, ſondern ſich vielmehr veranlaßt fand, Fleiſch und Blut auf dem Altare der Tendenzen zu opfern, und nicht wie Prometheus Gebilde hervorzurufen und mit dem vom Himmel dichteriſcher Schöpferkraft geſtohlenen Feuer zu beleben, ſondern den kleinen dürftigen Wachsbildern und Automaten der deutſchen

Gesellschaft nachzuweisen, warum ihr Mechanismus aus den Fugen und wo und wie ihr Organismus, so viel davon vorhanden, krank sei. Diese sociale Literatur nimmt eine wichtige Stelle im Gesammtkörper der Literatur ein; sie hat Manches hervorgebracht, was über die Gewöhnlichkeit und Mittelmäßigkeit hinüberragt, wenn auch ihr Totalanblick einer der Gleichförmigkeit und allzugroßen Familienähnlichkeit ist, eine flache Nachbeterei selbst an sich grundlöbliche Wahrheiten zu trivialen Erscheinungen stempelte, und von den Nachschößlingen ein ekelhaftes Wiederkäuungssystem eingeführt wurde. Diese Literatur hing zugleich mit den großen Fragen der Zeit genau zusammen, sie war wesentlich kritisch, hatte freimüthige Ausgänge, viele geistreiche Kräfte zur Verfügung, aber sie schadete sich selbst durch ihre eigensinnige Starrheit und durch die Miene der Unfehlbarkeit, welche sie anzunehmen schien. Sie war indeß nur eine andere Seite unserer Einseitigkeit und ist von Vielen für minder nothwendig aber auch für doppelt so gefährlich gehalten worden, als sie wirklich war.

Drittes Buch.

Ein ſchönes, herrliches, von allen guten Göttern geſegnetes Land — unſer deutſches Vaterland! Wo die Oſtſee ihr blaues Auge zum Himmel aufſchlägt, ruhen verſunkene Städte, klingen die Glocken überflutheter Thürme im Wellengrunde; ein Augapfel der alten deutſchen Sage iſt das heimliche grüne Eiland Rügen, Hertha badete dort ihre elfenbein-weißen Glieder im märchenhaften See, welcher traumhaft zwiſchen lieblichem Grün hin und wiederſchwankt und wie ein Kind die Märchen nachflüſtert, welche die Amme des deutſchen Volksglaubens ihm vorerzählte; in durchſichtigem, mit mannigfachen geheimen Kräften ausgeſtattetem Geſtein wird das Harz, das wie flüſſiges Gold von den Seiten urweltlicher Palmen niederſtrömte, an das Ufer der Oſtſee geſpühlt, welche jene verſunkenen Urwälder wie die verſunkenen Städte in ihrem heiligen Schooße treu bewahrt. In der erſten Mainacht erhebt ſich das loſe, luftige und phantaſtiſche Geſindel junger und alter Hexenweiber und zieht in zierlichem Ritte, auf Beſenſtielen hockend, zum Harzberge, über die Roßtrappe, über das altkaiſerliche ehrwürdige Goslar hinweg; das Erzgebirge entlang treiben die neckiſchen Kobolde ihr

Weſen, und der König der Kobolde, der humoriſtiſche, gutmüthige Rübezahl, hält im Rieſengebirge Hoflager; im Kyffhäuſer ſitzt der alte Kaiſer Friedrich, deſſen Bart durch den Marmel gewachſen iſt, und wartet der Widergeburt des einigen deutſchen Reichs und der Zeit, wo die düſtern Raben der Lüge und des Zanks, die Galgenvögel, nicht mehr um den Berg flattern; noch wandert der ewige Jude, raſt- und freudelos, der den Herrn von ſich geſtoßen; noch ſchwelgt der Tannhäuſer bei ſeiner ſchönen Frau Venus, die ihm reichlich Erſatz dafür gewährt, daß er da ſitzen muß bis zum jüngſten Tage; noch ſingt die Lurley ihre Ritter in den Tod der Liebesſehnſucht; noch ringt der deutſche Fauſt nach Erkenntniß deſſen, was unerkannt iſt und bleiben ſoll, und verſchreibt ſich mit dem eigenen Herzensblute den böſen Mächten der Weltluſt. Ein ſchönes, märchenhaftes, ein poetiſches Land, welches ſo in die geheimen, dämmerig ſüßen Umtriebe der tiefſinnigen Sage verſtrickt iſt! — Durch Deutſchlands Herz zieht ſich die goldene Au, die fruchtbringende Ader Deutſchlands; Burgen, zeugend von der Väter Kraft, ragen von den Bergen Thüringens und den Felſen des ſchönen Franken- und des Rheinlandes in die blaßwangige Gegenwart herüber; gewürzreiches Feuer ſprudelt und ſprüht in der edlen Traube des Rheines; vom Golde der Aehren ſtrotzen die ſanftgeſchwungenen Thäler des Mittellandes; markige Knochen, granitene Gebirgsrieſen, mit tauſendjährigem Eiſe das Schmelzfeuer der zehrenden Sonne verſpottend, halten im Süden das Land zuſammen, während die Buſentücher der Almen, nahrungs- und kräuterreiche Weideplätze, von ihrer Bruſt herunterflattern; mäch-

tige Ströme durchpulsen und durchädern das Land, drei Meere spühlen an seine Küsten und öffnen uns den Erdkreis nach allen Weltgegenden hin, und aus dem Schooße der Erde sprudeln jene Quellen der Genesung, an denen Deutschland reicher ist, als sonst irgend ein Land Europas.

Ein trübes, trauriges, von allen guten Göttern verlassenes Land — unser deutsches Vaterland! — Es ist wahr, es ist wie das grüne Erin das Land der Sage, die sich überall annistet, wo ihr die Natur eine dunkle, geheimnißvolle und absonderliche Stätte bereitet hat; aber diese Sage ist spukhaft, finster, voll verzerrter Gebilde, voll unendlicher Seelenpein, deren Ausgeburt sie war. Deutschland ist ein Land der Nothdurft, wo man mit Thränen und im Schweiße seines Angesichtes sein Brot ißt und die himmlischen Götter in kummervollen Nächten erkennen lernt. Der Landmann, der sechs Tage lang für seine Herrschaft von der Morgenröthe an arbeitet und den siebenten Tag, den Ruhetag des Herrn, dazu benutzt, um sein eigenes kleines Feld zu bestellen und nach dem Rechten zu sehen, der Bergmann, der auf den Märkten umherzieht, um sein selbstverfertigtes Kunstwerk für ein Paar Kreuzer sehen zu lassen, während seine hungernde Familie zu Hause Spitzen klöppelt, der Weingärtner, der für den Herbstsegen sein Eigenthum mühsam bestellt, um in einer Nacht durch Reif oder anhaltendes Regenwetter die Frucht seiner Arbeit in der Blüthe zerstört zu sehen, der Weber und Tuchwirker, der sich mit Kartoffeln und Salz begnügt und seine Kinder, das verhungerte Häuflein, ausschickt, trocknes Brot an fremden Thüren zu betteln, der Prediger in der Mark, der auf Kornwucher angewiesen, seine

Getreideſäcke zu Markte bringt und der Schullehrer, der zur Vermehrung ſeiner Revenüen den Dorfleuten die zerriſſenen Jacken und Beinkleider und ihren Kindern den Verſtand und die Moral ausbeſſert, der Invalide, der als Penſion für ſeine Kriegsthaten die Erlaubniß erhalten hat, mit der beſteuerten Leyer im Lande umhetzuziehen und mit heiſerer Stimme Bänkellieder abſingen zu dürfen, der Auswanderer, der aus Verzweiflung mit Pferd und Wägelchen, Kindern und Enkeln die liebe Heimathflur verläßt, und durch ſeinen abgemagerten Leib, ſeinen ſtillen, demüthig reſignirten Blick, ſein frommes und geduldiges Weſen, den Ausländern, an deren friſchen Geſichtern er vorbeizieht, ein klägliches Erſtaunen abnöthigt — ſie ſind Deutſche, elende, von Hunger, Gram und Unterdrückung genothzüchtigte Deutſche, Ritter vom Kreuz, Helden der Geduld! Welch eine Reihe von Mißgeſchicken mußte vorangegangen ſein, um dieſe Schollenmenſchen mit Weib und Kind aus ihren Sitzen und liebgewordenen Hockeplätzen, von der Ofenbank und hinter dem Ofen her wegzutreiben! — Ganze Länder, Gebiete von weiter Ausdehnung, hat man in Deutſchland, welche, wie ein Engländer von ihnen ſagt, einem kahlen Mannskopfe gleichen, auf dem ein Paar dünn• Haarbüſchel mühſam fortkommen. Wir haben waſſerloſe Sandſteppen, welche Klein-Kobi und Klein-Californien darſtellen, in guter Menge. Sümpfe müſſen ausgetrocknet, Sandlager gedüngt werden, um ihnen einige Fruchtbarkeit abzupreſſen — man muß hier und da den Boden, der höchſtens für Fichten und Birken kärglich eingerichtet iſt, durch Ausdauer nöthigen, ein Paar Obſtbäume oder Kraut und Rüben wenigſtens wachſen, wenn

auch nicht gedeihen zu laſſen. In dieſen Kämpfen mit einer ſtiefmütterlichen Natur zeigt, bewährt und prüft ſich die deutſche Geduld. Sie muß bei der Natur zudringlich betteln gehen; aber der Südländer ſteht wie ein frohes, ſpielendes, dem dolce far niente lüſtern hingegebenes Kind vor der Natur, und hält ſeine Hand oder ſein Schürzchen oder Taſchentuch auf, und die gütige Mutter wirft ihm goldene Früchte, Orangen und Feigen, Blüthen und Düfte und ſelige Sonnenſtrahlen reichlich in den Schoß — Alles nur Abfall einer unerſchöpften, nur der Nachhilfe, nicht der Arbeit und Vorarbeit bedürfenden ſchwelgeriſchen Natur. — Peinigend und ſchmerzhaft dringt die Kälte in unſer Gebein im Winter, deſſen Nächte, ſo unendlich lang, ihre Schatten bis in den Mittag hineinwerfen; ſchwer und drückend liegt auf uns die mit Höhenrauch und gebundener Elaſtizität geſchwängerte erhitzte Luft im Sommer, deſſen ermattende und abſpannende Tage faſt der Mitternacht die heiße Hand reichen; Unbeſtand der Witterung, trübe Nebel, graue geſchmackloſe Wolkenzüge, Hagel- und Froſtſchauer bis in den deutſchen Poeten- und Nachtigallenmonat, den Mai, hinein — wie wirkt alles das auf Herz und Hirn und Unterleib, der die Geburt der deutſchen Hyſterie und Hypochondrie iſt!

Eine große, thatenreiche und thatkräftige Geſchichte — die Geſchichte Deutſchlands! Seit die Rieſenleiber der Cimbern und Teutonen Rom in ſeiner Blüthe erſchütterten — welch eine Reihe von handfeſten heroiſchen Thaten! Wir ſchlugen die Römer im Teutoburger Walde, wir drängten die Hunnen an der Marne zurück, wir verjüngten das Blut der

süd- und westeuropäischen Völker und gründeten germanische Königreiche in Gallien, Hispanien, Italien, Britannien und Afrika. Unter dem deutschen Hammerschlag wanden sich die Sarazenen bei Poitiers und die Ungarn bei Merseburg und auf dem Lechfelde, bestürzt wichen die Mongolen vor der deutschen Faust zurück und räumten die eroberte Wahlstatt streiwillig; die von den Slaven friedlich besetzte Mark, das Gebiet der Preußen bis zur Düna hinauf, erlagen uns, Sicilien fühlte unsere schwere Hand, erst am Ottensunde im Norden standen wir still. Aber die Hansa griff bis nach Seeland und Lissabon hinaus und ein Lübecker Bürgermeister gab Schweden seinen Herrscher. Otto II. warf seinen Speer in das Thor von Paris, ein Herzog von Oesterreich pflanzte in Ptolemais von den Stürmenden zuerst die christliche Fahne auf. Damals hieß es, Deutschlands Herrscher allein seien Könige, Landkönige die übrigen. Aber seine Herzöge und Markgrafen standen Königen gleich. Zum andernmale erlitt Rom eine Hauptniederlage durch Deutschland und seinen Protestantismus; Wittenberg erklärte Rom den Krieg, Luther dem Pabst. Die Buchdruckerkunst, eine deutsche Erfindung, bereitete ein neues Zeitalter der Literatur, das deutsche Pulver veränderte von Grund aus die Kriegskunst des Mittelalters. Dreißig Jahre lang bluteten und rangen wir für unser protestantisches Bewußtsein und die Freiheit der religiösen Meinung; wir waren eine Mauer der Christenheit gegen die Einbrüche der Osmanen, der politischen Selbstständigkeit Europa's gegen französische Anmaßung; aus den Trümmern des deutschen Kaiserreichs bildeten sich, gemäß der deutschen Reproduktionskraft, ein österreichisches Kaiserthum

und das junge Königreich Preußen, die nur an einander geriethen, um in der Reibung die eigene Kraft und die Kraft des Gegners kennen zu lernen und zu festeren Formen durchzudringen; vier Kriege führten wir gegen Napoleon, um überwältigt aber unermüdet zu frischer That uns zu stählen, den Weltkampf im Herzen des Landes zu entscheiden und Otto's Zug nach Paris glorreicher zu wiederholen. Selbst 1830 thaten wir das Möglichste, und die Staaten, welche dem constitutionellen Geiste nicht zugethan sind, sahen sich gezwungen, dem Geiste der Zeit im Einzelnen nachzugeben und der industriellen Richtung der Zeit ihre Sorgfalt zuzuwenden. Die öffentliche Meinung, wenn auch kindlich befangen, gehemmt und losgelöst von einem nationalen Mittelpunkt, beginnt auch in Deutschland eine Macht zu werden und mit ihrer lallenden Stimme wirkliche oder eingebildete Volksrechte in Schutz zu nehmen.

Eine düstere, formlose, rohe, ohne Bewußtsein und Gesammtzweck sich gestaltende Geschichte — die Geschichte Deutschlands! — Verrath und List begründeten die Unabhängigkeit der deutschen Stämme und Sprache von dem alles verschlingenden Ungeheuer Rom; Leiber, nicht Geister, von drängender Produkzionskraft und geschichtlichem Instinct, nicht Bewußtsein getrieben, zertrümmerten den Coloß des römischen Weltreichs. Seitdem sahen wir in Italien, im gothischen Spanien, im vandalischen Afrika, im fränkischen Gallien Jahrhunderte lang Thaten der Ungerechtigkeit, der Unterdrückung, des Blutdurstes. Im cisrhenanischen Deutschlande war gleiche Verwirrung, der Herr übermüthig, der Knecht leibeigen, das Gesetz blutig und zu Gunsten der Vor-

nehmen; von den Kaiſern der eine für den Pabſt und die Geiſtlichkeit, der andre gegen beide, der eine für den Adel, der andre für die freien Städte — nirgends eine Einheit, überall Spaltungen und Zerwürfniſſe; die Fürſten bedacht, ihre Hausmacht der kaiſerlichen Obmacht zu entziehen, der Kaiſer bedacht, den Stolz der Fürſten zu brechen, die Städte bedacht, ein abgeſondertes ſpießbürgerliches Gemeinweſen zu gründen. Für Aufklärung und Handel ſorgte Niemand. Die rohe Gewalt entſchied. Die verſchiedenen deutſchen Stämme haßten ſich, als wären ſie nicht eines und deſſelben Volksblutes. Der dumpfigſte Aberglaube überbreitete Deutſchland; daher die Hexenprozeſſe, die Judenverfolgungen, die Marteranſtalten. Wenig Recht, aber viel Rechtsverdrehung; die Juſtiz war um ihretſelbſtwillen da, nicht des Volks und der Schlichtung wegen, ſie war beſtechlich und käuflich wie der deutſche Soldat. Alles löſte ſich in einzelne Fehden auf; man wegelagerte, man raubte, man plünderte und brandſchatzte — es war ein Bellum omnium contra omnes. Gewiß — ein düſteres unheimliches Tableau, dieſe deutſche Geſchichte des Mittelalters! — Der dreißigjährige Krieg zerſtörte nun gar alle Einheit, brach und zerpflückte die Blüthen der Kunſt und Dichtkunſt, des Gewerbfleißes, der Fröhlichkeit, der alten Natur- und Thatkraft, die im deutſchen Volke vorhanden war. Seitdem hatten wir nur eine Fürſten-, keine Volksgeſchichte. Die Höfe waren franzöſirt, öde, üppig, formell, langweilig; der Landadel roh, wüſt, herriſch, gewaltſam, trunkſüchtig; der Bürger gedrückt, altväteriſch, ſteif, ohne Erfindungsgeiſt, ohne Spannkraft; der Bauer leibeigen, ſklaviſch, gehudelt, dumm, mit ſeiner

Scholle verwachſen, oft viehiſch, ſtarr und trotzig; das Weib nicht viel mehr als Beiſchläferin, Hausmagd, Keiferin, Bet- und Klatſchſchweſter; der Gelehrtenſtand pedantiſch, zankſüchtig, von beſchränkten Begriffen, eingebildet, an dem Buchſtaben hängend, wie der Juriſt an der Starrheit der altrömiſchen Paragraphen, wie der Bauer an der Scholle, der Bürger am Ererbten und Ueberkommenen. Das Volk bezahlte ſeine Steuern, lieferte ſeine Söhne in die ſtehenden, wohl dreſſirten Armeen und war, zum Vergnügen der despotiſchen Fürſten, überaus geduldig — es ließ ſich Alles gefallen, war deshalb im Auge der Fürſten ein kreuzbraves Volk, wurde aber darum nicht gnädiger und nachſichtiger behandelt.

Ja, die Geduld, die Gutmüthigkeit, die Langmuth — es ſind ſchöne Tugenden, aber wir beſitzen ſie in einem Uebermaße, daß ſie häufig in einem laſterhaften Lichte erſcheinen. Die Geduld iſt des Deutſchen Kopf- und Hauptputz, ſeine Schutz- und Trutzwaffe, die erſte Geſundheitsregel in ſeiner Makrobiotik! Mit der Geduld vertragen wir Gottes Wort im Munde eines langweiligen Landpfarrers, mit der Geduld laſſen wir uns belügen, betrügen und Knecht, Magd, Vieh und Alles was unſer iſt, abſpänſtig machen, mit der Geduld bleiben wir tugendhaft, ehrlich, keuſch und gutmüthig, mit der Geduld laſſen wir uns erzeugen, leben und ſterben wir. Gewiß! es giebt nichts Geduldigeres, als einen deutſchen Bauer, dem man ſeine letzte Kuh pfändet, einen deutſchen Leinweber, den die hungrigen Kindlein um Brot anſchreien, einen deutſchen Steueroffizianten, der auf Wartegeld geſetzt iſt und ein deutſches Genie, welchem eine ſüße

Dame das Rattengift der Langweile in die Theetaſſe ſchüttet, jener Langweile, die uns wie ein unheimlicher Koboldſpuk überall das Fette von der Sahne wegnaſcht und uns zuletzt in unſern eigenen Augen ſo lang und langweilig macht, daß wir an unſrer eigenen Perſon kein Ende aoſehen und vor dieſer durch die Langweile bewirkten Ausdehnung unſers Weſens innerlich zurückſchrecken.

Es giebt wohl kein Volk, welches gemäß ſeiner Langmuth, leichter zu regieren und dabei ſtrebſamer und geiſtigen Fortſchritten zugethaner wäre als das deutſche. Da es nichts übereilt und die Dinge faſt allzubedächtig nach allen Seiten hinwendet wie einen Rechenpfennig, ſo iſt bei ihm keine Gefahr, daß es den Regierungen durchgehen wird, wenn ſie ihm den Zügel ein wenig lockerer laſſen. Das deutſche Volk mit ſeinem angeborenen Rechtsgefühle wird keiner Aenderung auf die Dauer zugethan ſein, die nicht mit den Begriffen des geſunden Menſchenverſtandes zu vereinbaren wäre. Es iſt nicht wetterwendiſch und hängt aus Phlegma und vielleicht noch mehr aus einem gewiſſen Stolz am Alten; der Deutſche giebt ungern zu, daß er eine Thorheit begangen habe, auch wenn er ſie beging, und für die Inſtitutionen ſeiner Väter bewies er ſtets eine treuherzige Pietät. Er läßt ſich ungern etwas nehmen, auch das Verbrauchte und Unzweckmäßige nicht. Die patience allemande iſt ein Stichwort in Frankreich und deutſche Treue an aller Welt Enden zum Sprichwort geworden. Man kann aber gerechte Zweifel hegen, daß Deutſchland ſeit dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts bis zur Mitte des achtzehnten im Allgemeinen den Grundſätzen der Billigkeit und ſeinen großen Anlagen ge-

mäß regiert worden ſei. Es pflegt die Geſchenke ſeiner Fürſten wie Gottesgaben hinzunehmen; aber die Fürſten ſchenkten damals überhaupt nicht viel, höchſtens eine Pandorabüchſe, in der nichts übrig blieb als die Hoffnung. Für das Volk als Volk that man wenig; die Volkserziehung lag gänzlich brach. Es waren hier und da Höfe in Deutſchland, die nicht demoraliſirter hätten ſein können, man war hier entweder im höchſten Grade bigott oder frivol oder beides vereinigte ſich zu einer widerlichen Zwitterbildung. Doch kann man nicht leugnen, daß ſich im Kern des Volkes das Licht des religiöſen Glaubens rein erhielt und in ſchweren Zeitläufen den einzigen Troſtgrund für Deutſchlands ſieches Leben abgab. Und doch waren die Zeiten oft ſo hart, ſo grauſam, ſo wild und blutig, daß faſt ein Märtyrerglauben dazu gehörte, um die Ueberzeugung von einer Recht und Gerechtigkeit ſpendenden Gottheit in der bedrängten Bruſt aufrecht zu erhalten.

Die deutſche Nation war mit Gewalt in den cul de sac franzöſiſcher Formen gedrängt worden, ſo daß von einer deutſchen Nationalität äußerliche Spuren kaum noch übrig waren, nur daß unter der fremden unpaſſenden Gewandung die ſpitzigen Knochen deſto ſchärfer hervorſtachen. Indeß gab es die barockſten Gegenſätze, und es fanden ſich Fürſten wie Friedrich Wilhelm von Preußen und der alte Deſſauer, welche die Deutſchheit überdeutſchten, rauh, ehrlich, hart und formlos waren bis zum Uebermaß und den franzöſiſchen graziöſen Witz dem deutſchen Pickelhäringſpaß opferten. Es gelang aber dem zweiten preußiſchen Könige nicht, die franzöſiſchen Elemente, welche der Schwamm der Hauptſtadt in ſich

gesogen hatte, wieder herauszupressen. Friedrichs I. vortreffliche Gemahlin, Sophia Dorothea, hatte in edelstem Sinne für die Pflege höherer geistiger und geselliger Bildung Sorge getragen; eine Akademie war gegründet und gewöhnte die Gelehrten an Mittheilsamkeit und an Verallgemeinerung wissenschaftlicher Resultate; die Emigranten gaben lebendige Musterbilder französischer Gesittung ab und trugen wesentlich zur Civilisirung der Berliner bei. Aus diesen Gegensätzen und zwischen ihnen durch ging Friedrich der Große hervor, der zwar französisch dachte, philosophirte und schrieb, aber so weit ein Genie dem nationalen Grundstoffe verwachsen bleiben kann, deutsch fühlte und handelte und eben dadurch populär wurde. Er hatte von den Deutschen die Hand- und Ehrenfestigkeit, die Abneigung gegen alle Schaustellung und gegen die Winkelzüge einer höflichen Diplomatie und selbst sein Witz hatte eine Grundlage von deutschem Gemüth, von gesundem Menschenverstand. Er ließ in seinem Staate schreiben und denken, was und wie man wollte, und er würde, bei seiner Verehrung für die freie englische Verfassung, dem Volke noch mehr Freiheiten gewährt haben, wenn es eben im Stande gewesen wäre, besser und richtiger zu schreiben und minder steif und sclavisch zu denken.

An Friedrich dem Großen hatte man endlich wieder einen Nationalheros, an seinen Thaten ein Epos, dessen Bestandtheile in sich Zusammenhang hatten. Man gewann einen Mittelpunkt in der Bewunderung Friedrichs. Andere Ereignisse kamen hinzu, um das National-Bewußtsein zu fördern und die deutsche Menschheit aus ihrer Schlaffheit herauszustören. Durch die pragmatische Sanction und die

Kämpfe Karls VII. gegen dieſelbe wurde die Aufmerkſamkeit auf die innern Angelegenheiten Deutſchlands geleitet. Maria Thereſia, die ſchöne und gemüthvolle Herrin Oeſterreichs, erregte durch ihren muthigen Kampf gegen eine Welt von Feinden Theilnahme und Verehrung; die ſchleſiſchen Kriege förderten die Spannkraft, das Erſtaunen; im ſiebenjährigen Kriege endlich ſteigerten ſich die Kräfte, tragiſche Momente verbanden ſich mit den epiſchen, auf den Helden des Jahrhunderts richteten ſich die Blicke einer Welt. Deutſchland lernte ſich fühlen. Friedrich wurde ihm homme in derſelben Bedeutung, wie Napoleon den Franzoſen geworden iſt. Sein Blick, ſein Krückenſtock, ſein Degen, ſeine Flöte, ſeine Tabaksdoſe wurden wie Fetiſche verehrt. Friedrich iſt wie Napoleon auf allen Bildern, die man von ihm entwarf, und unter allen Situationen, der ſich immer Selbſt-Gleiche. Er iſt wie Napoleon aus der Revolution hervorgegangen, aber aus der Revolution gegen alte Vorurtheile, gegen deutſche Pedanterie, väterliche und altväteriſche, ſpießbürgerliche Anmaßung und Hofrohheit.

Das deutſche Genie, die deutſche Philoſophie und aufräumende Kritik bereiteten ſich allmälig ihren Boden. Die Gelehrſamkeit wurde vielſeitiger und mittheilender und begann zu combiniren, anzuwenden, und Reſultate zu ziehen; in Leibnitz, Thomaſius und Wolff kündigte ſich eine neue literariſche Epoche an, die zugleich eine Epoche der Humanität werden ſollte. Haller legte das Reich der Natur bloß und wirkte zugleich durch ſeine körnigen, gedankenharten Satyren. Ueberhaupt war die Satyre zu Ende des ſiebzehnten und zu Anfange des achzehnten, ja bis Rabener und Lich-

tenberg hinauf in vollſter Arbeit. Man kann ihre Wirkungen auf das deutſche Volk nicht gering anſchlagen. Klopſtock gewann der deutſchen Sprache neue ungeahnte Seiten ab, ſie empfing durch ihn jene Mannigfaltigkeit von Bildungen, wodurch ſie zu Allem geſchickt wurde; Klopſtock iſt zugleich Schöpfer des Vaterlandsgefühls und der erſte, der ein großes, geſchmackvolles, organiſch zuſammenhängendes und mit prachtvoller Rhetorik ausgeſtattetes Epos ſchuf, welches als Kunſtwerk gelten mochte. Kant ſchuf zuerſt ein vollſtändiges philoſophiſches Syſtem, welches für alle folgenden Syſteme Grundlage wurde und noch iſt. Winkelmann und Leſſing geſtalteten die ſeit Luther verwahrloſte Proſa neu und fanden neue Bahnen für die Kritik. Wir hatten viel gewonnen, als uns Klopſtock den unbeſtimmten Begriff der deutſchen Freiheit und Winkelmann und Leſſing den Begriff der äſthetiſchen Schönheit einimpften. — Am ſchlimmſten ſtand es noch mit den deutſchen Rechtsverhältniſſen, der theologiſchen Disciplin und der Pädagogik. Alle drei nahmen auf individuelle Freiheit gar keine Rückſicht. Nichts war da, was auch nur entfernt an eine habeas corpus Acte des Geiſtes und Leibes erinnerte. Es gab in dergleichen Dingen keine öffentliche Meinung. Ein Herzog von Würtemberg übergab ohne Urtheil und ohne auch nur den Schein des Rechts anſprechen zu wollen, den genialen Schubart dem Burgverließ auf dem Hohenasperg. Es war ein Streich des Fauſtrechts, ausgeführt mit Gewalt und menſchen- und rechtverhöhnender Liſt. Er hätte den Dichter in ſeinem Gewahrſam verhungern und verſchmachten laſſen können, ohne daß das deutſche Volk Reclamationen gemacht

haben würde. Jetzt geschehen dergleichen Dinge meist, aber wie wir erlebt haben, doch nicht immer, unter der Form des Rechts, wenn auch nicht überall viel an der Sache geändert ist und hier und da als Auskunftsmittel neue Straf- und Abbitteformen erfunden sind, welche die gegenseitige Lüge sanctioniren und in die Zeit der römischen Kaiser zu gehören scheinen, über welche Tacitus sein Verdammungsurtheil sprechen würde und ein künftiger Tacitus Deutschlands vielleicht sprechen dürfte. — Die deutsche Freisinnigkeit, selbst die vernünftigste, die oft in so mannhafter Gestalt erscheint und mit Aufopferung der leiblichen und geistigen Ruhe und aller weltlichen Vorurtheile gegen Stumpfheit und Starrheit vergebens kämpfte, hat nie eine rechte Stätte finden können; sie vagabondirte in Ulrich von Hutten, wurde verbrannt in Huß und eingesperrt in Frischlin. Der Priesterstand, berufen, christliche Liebe und Duldung zu predigen, war stets der eingeknöchert verfolgungslustigste. Man ist nur gewohnt, den gegenwärtigen Moment zu ergreifen und auf das Bewußtsein und Urtheil der Nachwelt keinen Schluß zu machen. Thäte man das, so würde viel Thöriges und Lächerliches vermieden werden. Es ist nur ein halber Trost, wenn die Nachwelt ihre tapfern Vorfechter in das Martyrologium ihrer Kämpfer für Recht und Freiheit mit glänzenden Zügen einzeichnet.

Das deutsche politische Leben ebbte sich wieder in seine alte Seelen- und Gemüthsruhe zurück, nachdem die alten Häuser Habsburg und Hohenzollern ihre Sache ausgefochten; es ruhte im Schooße des deutschen Fürstenbundes aus. Aber die Kritik und Skeptik waren Allgemeingut geworden, und

ſelbſt der Kaiſer Joſeph II. rüttelte an alten Satzungen und Formen, um noch auf dem Todtenbette einzuſehen, daß in Oeſterreich zu ſo gewaltſamen reformiſtiſchen Verſuchen die Zeit noch nicht gekommen ſei. Aber außerhalb begannen weltumgeſtaltende Stürme. Auf das prachtvolle Schauſpiel des nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskrieges folgte die große Revolution von 1789. Dieſe politiſchen Vulkanausbrüche erſchütterten und rührten ſelbſt das in phlegmatiſchem Kohlenfeuer hinſchmorende Herz Deutſchlands. Stille Waſſer ſind tief. In den Rheinſtädten pflanzte man Freiheitsbäume, Klopſtock beſang den Nationalconvent, und Eulogius Schneider ſtarb unter der Guillotine. Seitdem datirt der Kampf um politiſche Ideen und Principien, der bis jetzt fortgeſetzt und, wie man glauben möchte, noch nicht ausgekämpft iſt. Was ein halbes Jahrhundert angeregt und nicht einmal zur Klarheit gebracht hat, das durchzukämpfen bedarf es vielleicht Jahrhunderte — ſo heftig und von ſeinem Standpunkt aus berechtigt iſt der Widerſtand, ſo Ehrfurcht gebietend und ſtandhaft die Reſte, die uns aus dem Mittelalter und rein abſolutiſtiſchen Zeitaltern übrig geblieben ſind. Die Reaction hat Jahrhunderte für ſich, die Beſonnenheit, die Ueberlegung, die diplomatiſche Kunſt, ſie iſt verbollwerkt und gewaffnet von der Zehe bis zum Kopf, die Angriffspartei hat nichts als den guten Willen, Unſicherheit in den Motiven, Principien, die mit halbem Leibe in ein theoretiſches Chaos auslaufen, wie die lockenden Sirenen in einen Fiſchſchwanz, ſie hat endlich noch die augenblickliche Aufregung, die unbeſonnene Hitze — Affecte, welche mit dem Kopfe gegen die Wand rennen und taumelnd zurückprallen.

Viertes Buch.

Von Leſſing an begann in Deutſchland die Revolution des Geſchmacks, jetzt haben wir mehr eine der Geſinnung. Die Kritik und Skepſis warfen ſich bei uns anfangs weniger auf die Politik, als auf die Literatur und höchſtens einzelne wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Doch drückte ſich das deutſche Ungenüge an der deutſchen Geſellſchaft häufig auf's ſtärkſte aus und warf ſich zerfreſſend auf die Realität der Dinge. Göthe rumorte als ein ungezogener Liebling der Grazien in fauſtrechtlichen Zuſtänden. Sein Götz von Berlichingen iſt eine Apotheoſe biederen, ehrenfeſten, thatkräftigen Ritterſinnes im Götz, edler ungeſchminkter Weiblichkeit in der Eliſabeth, deutſcher Treue im Lerſe, eine Controverspredigt gegen pfäffiſch Weſen und die moderne Zeit, die ſich in ihrer Haltungsloſigkeit, Schwammigkeit, Treuloſigkeit und ſophiſtiſcher Art zu ſein und Handſchlag und Glauben unter dem Schein des Rechts zu vernichten, im Weislingen ankündigt. Eine eben ſo heftige Polemik gegen das moderne Geſellſchaftsleben und die ſpießbürgerliche Proſa der mitzeitigen Zuſtände findet ſich im Werther, und es iſt von hoher Bedeutung für Göthe's damalige Gemüthsrichtung, daß er die Sagen von

Prometheus und Fauſt mit ihrem trotzköpfigen, die himmliſchen Mächte herausfordernden Inhalte ſo voll in ſich aufnahm. Er ſang damals Sturmlieder, er ſatyriſirte im treuherzigen Volksſtyle des Hans Sachs; er ſuchte das rein Menſchliche auf und fand es unter der Plebs, auf dem Jahrmarkt zu Plundersweilern, er ſtand mit Landſtreichern und genialen Vagabunden gleichſam auf Du und Du. Göthe war in ſeiner Jugend ein mächtiger Stürmer und erklärte, daß die Beſcheidenheit nur als ſociale Tugend eine bloß limitirte Geltung habe, während er ſpäter von der Unbeſcheidenheit meinte, daß ſie mit dem Wahnſinn verſchwiſtert ſei. Damals fand er noch nicht Alles für ſo „bedeutend, wunderſam, incommenſurabel, incalculabel," wie in ſeinem Alter; ſeines Weſens Kern ſtand noch in Saft und ſeine Liebe zu den Umgebungen von Menſchheit und Natur in der Blüthe. Man vergleiche Göthe's Jugendbriefe mit denen, die er in ſeinem Alter ſchrieb. Dort Feuer, Ungeſtüm, hier berechnende Kälte, die darauf ſpeculirte, daß die Nachwelt von dieſen Briefchen Kenntniß nehmen wolle und werde. Doch ſchreibt er bereits an Lavater im Jahre 1780, er ſolle ſeine Briefe nur hübſch in Ordnung halten und ſie lieber heften laſſen, denn, ſetzt er hinzu, die Zeit vergeht! Lavaters von Hegner umſichtig geordneter Briefwechſel iſt für die damalige literariſche Periode ſehr bezeichnend. Der Briefſtyl war damals nicht wenig burſchikos, oft bengel- und flegelhaft, ja häufig ſchmuzig gemein, wovon ſelbſt die Edelſten und am feinſten Gebildeten ſich nicht frei erhielten. Die Literatur ſtak in den Flegeljahren und ſpazirte mit einem Knotenſtock und in Pelzſtiefeln; ſie war aber auch die Zeit des

Genies, des Sturmes und Drangs, des Hochfahrenden und Hochtrabenden. Jeder errang ſeine ihm gebührende Stellung, weil kein Widerſtand und allgemeiner Gegendruck ſtatt fand. Man kehrte ſich heraus, nicht ſtückweiſe, ſondern in entſchiedenſter Ganzheit; man ſpielte nie und nirgends Verſteckens; man lobte und tadelte, pries, ſegnete, betete an, verwarf und verdammte einander, wie es einem um's Herz war, und wie das Herz gerade auf der Zunge lag. Die Intereſſen kreuzten ſich nicht ſo wirr und bunt, wie in gegenwärtiger Zeit, Parteien, wenigſtens politiſche gab es nicht, höchſtens poetiſche und religiös phantaſtiſche. Man wußte überhaupt von einem politiſchen Verfahren nichts, und wie man durchaus ungemiſchter und urſprünglicher war als jetzt, ſo ließ man auch den Menſchen zunächſt gelten, die entſchiedene Individualität, die Originalität, die man um ſo mehr als etwas Außergewöhnliches bewunderte, je ſcharfkantiger ſie hervortrat. Man fand ſich mit der Grobheit leicht ab, denn man war ſelbſt nicht fein. Kaum brauchte man die Bayonnetſpitze, man zog auf gut pommerſch die Kolbe vor. Höchſtens daß man jetzt das, was man ſich an herzlichen Gemeinheiten und gemeinen Herzloſigkeiten zu ſagen hat, gleich veröffentlicht, um vor dem Publikum den Straßenbuben zu ſpielen. Unter Couvert und Siegel haben wir, auch im ſchlimmſten Falle, noch immer die Ehre, ein hochachtungsvoller und ergebenſter Diener zu ſein. „Mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Wohlgeboren Ergebenſter" unterzeichnet man jetzt wohl einen Brief, worin man mit dem Schuldgefängniſſe oder einer Injurienklage gedroht hat.

Der eben angeführte Briefwechsel und die von den Heroen der damaligen Literatur an Merck gerichteten und von Wagner herausgegebenen Briefe liefern Beweise genug, daß damals der Anstand das wenigste war, was Sorge machte und berücksichtigt wurde. Diese Briefe sind äußerst wichtig für die Kenntnißnahme der in Rede stehenden Literaturperiode. Blicke in die Briefschaften berühmter Verstorbener sind Blicke in das Allerweltlichste oder Allerheiligste ihres Herzens. Freilich belügt der Mensch und täuscht sich selbst, des Tages wenigstens sechs Mal, und des Nachts, so oft der Hahn kräht, denn er träumt beim Hahnenschrei und belügt sich im Traume und durch den Traum. Auch sollten die Freunde großer Männer nicht verlangen, noch sich einbilden, daß sie von diesen stets mit Ehrlichkeit und vollkommner Aufdeckung innerster Persönlichkeit bedient werden. Entweder schreiben sie in der Leidenschaft, welche eine an der Vernunft, oder in baarster Vernünftigkeit, welche eine an der Leidenschaft, die auch ihre Wahrheit hat, begangene Lüge ist. Göthe wußte sich in seinem Alter eine liebe „Aneignung" recht wohl anzueignen, nämlich die, in seinen Briefen Jeden zu behandeln, wie er behandelt sein wollte, nach Maßgabe seiner Individualität. An Merck, an Lavater schrieb er in ganz anderer Weise, als an Schiller, an Schiller in ganz anderer Weise, als an Zelter, an Zelter in ganz anderer Weise als an Bettina. Der Dichter, der Gelehrte, der Sprachforscher, der Naturkundige, der Kunstliebhaber — jeder durfte darauf rechnen, von Seiten seiner Lieblingsneigung gefaßt und bedacht zu werden. So gab er das Mannigfaltigste, ohne sich selbst etwas zu vergeben noch sich aus-

zugeben. Unzweifelhaft kann auch ein Genie in den Fall kommen, Briefe zu ſchreiben, die nichts ſind als bloße elegante Muſterblättchen und nicht viel mehr als feingerändelte Viſitenkarten, womit man ſich dem und dem empfiehlt, aber man hätte ſie nicht in ſo weitem Umfange und ohne Wahl ſammeln und Oſtentation mit ihnen treiben ſollen. Es gab aber für die Empfänger keinen ſtolzern Gedanken, als die von Göthe an ſie gerichteten Briefe gedruckt zu ſehen und vor aller Welt dokumentiren zu können, daß ſie mit dem erſten Dichter und geringſten Miniſter Deutſchlands Billete gewechſelt. Jedenfalls ſind Göthe's Jugendbriefe in ſofern wichtiger, als ſie uns Göthe's Individualität ungetrübter zeigen und zugleich ein rechter Spiegel für die damalige rüſtig aufſtrebende und ſchwungvolle Literaturperiode ſelbſt ſind. Göthe war in ſeiner Jugend ein wahrhaft ſchöner Apollo, der mit der einen Hand Ungeheuer erlegte, mit der andern in den zauberhaft tönenden Saiten wühlte; ſpäter legte er den ſiegreichen Bogen aus der Hand, weil die zarten Weimarſchen Muſen den Anblick nicht hätten vertragen können und behielt die Lyra allein, die indeß ihre rauſchendſten Töne verloren hatte. In ſeiner Jugend, die bei ihm freilich weit hinaufreichte, hielt er es mit allem was Genie war, oder darnach ausſah; in ſeinem Alter emancipirte er die Mittelmäßigen, die unter der weitverbreiteten Gefolgſchaft des mächtigen Heerfürſten die Mehrzahl bildeten. Daß er ſich damals in ſeiner Größe nicht gefühlt hätte, kann man nicht ſagen. Er war ſeiner und ſeiner guten Sache, die er ſelbſt war, zu gewiß und ſicher. „Schreibe mir viel", ſchreibt er an Lavater „und ſtiehl dir eine Viertelſtunde für mich.

Ich heiße Legion. Du thuſt Vielen wohl, wenn Du mir wohl thuſt.“ Ein andermal ruft er treffend aus: „ich denke auch aus der Wahrheit zu ſein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne. Gott habe Geduld mit mir, wie bisher!“ Seine Gewalt herrſchte dämoniſch über ſeine Freunde. Selbſt der pietiſtiſche Schwärmer Lavater vergaß in Göthe den Heiden über das Genie. Später ignorirte Göthe den armen Lavater gänzlich und ließ ihn ſelbſt dann nicht vor, als Lavater ihn in dem Gaſthofe, wo Göthe logirte, aufgeſucht und ſeinen frommen demüthig um Berückſichtigung flehenden Namen an die Stubenthür geſchrieben hatte. Der gewiß ruhige, unparteiiſche und alt ernſte Hegner nennt Göthe's Jugend ſelbſt eine hamletiſche, ſetzt aber hinzu, er ſei aus einem gemüthlichen Hamlet ein ſteifer Polonius geworden, und ſeine Art, wie er ſpäter ſeinen alten Bekannten Lavater verfolgt und mißachtet habe, könne als eine faſt „ſchauerliche“ Veränderung gelten. Die Jünglinge keines Volks ſind enthuſiaſtiſcher, ſchrankenſtürmender und in der Freundſchaft und Liebe idealiſtiſcher als die des deutſchen; aber ſie haben auch eine bewundernswerthe Fähigkeit, als gemachte Männer alte und eitelſtolze Perücken zu werden, die der Himmel weiß was darum gäben, wenn ſie ihre glorreichſte Zeit, die Zeit der herrlichen Jugendthorheiten und enthuſiaſtiſchen Träume, in das Reich der Nichtexiſtenzen verweiſen könnten. Man kann unter ihren braunen Haaren die grauen Haare faſt wachſen hören und genau die Zeit beſtimmen, wo der Polonius in ihnen des Hamlets Meiſter wird. Ich fürchte faſt, daß unſre hamletiſche Literaturperiode abgelaufen und unſre jetzige Literaturperiode ſteif und eitelgeſchwätzig

genug iſt, Ihren Majeſtäten von Dänemark und aller Welt gegenüber den wohl periodiſirenden Polonius zu ſpielen. Vielleicht aber erſcheint einmal ein beredter Geiſt und ſpornt einen neuen Hamlet an und der gute Polonius, die Ratte im Bücherſpinde, iſt todt — „für einen Dukaten todt.“

In ſeinen Wirkungen auf die Maſſe ſteht Schiller über Göthe, deſſen Publikum mehr ein ariſtokratiſches iſt. Schiller hat die Jünglinge und Jungfrauen ſammt und ſonders für ſich, das flache Land, die Städte in den Provinzen, die Enthuſiaſten, die Reinen, denen nur das Reine rein iſt; Göthe die Geiſtreichen, die über Vorurtheile erhabene Geſellſchaft, deren Mitglieder häufig bis zu einem Grade rein ſind, daß für ſie das Unreine ſogar rein iſt, er hat für ſich den Salon, den Katheder, das emancipirte Sopha, die junge und alte Blüthe der Hauptſtädte. Es gehört eine höhere Stufe der Bildung, eine tiefere Einſicht in den Kern der poetiſchen Dinge dazu, um Göthe, als um Schiller zu genießen und zu würdigen. Göthes Publikum beſteht aus Selectanern, Schiller wird bereits von Quartanern, wenigſtens in ſeiner äußern pomphaft idealiſtiſchen Erſcheinung erfaßt, geleſen, bewundert und herunterdeclamirt. Göthe concurrirte als Volksmann mit Schiller nur in ſeinem Götz von Berlichingen und beſonders ſeinem Werther, an dem ſo viele Köchinnen verſchmachtet und ſüße Jünglinge zu Grunde gegangen ſind. Ein Schuſterjunge in Halle ſtürzte ſich aus ſeinem idylliſchen Schlaf- und Dachſtübchen todt und als man die Taſchen ſeines Rocks unterſuchte, fand man darin das was ſein Pech geworden war — die Leiden des jungen Werther, mit denen er ſeine eigenen Schuſterjungen-Leiden

identificirt haben mochte, — Schiller trat überall mit einem Riesenschritt über die dumme schaale deutsche Realität hinweg; er rang gegen die schlechten, sklavischen Verhältnisse des damaligen Deutschlands wie keiner außer ihm; er kämpfte auf Tod und Leben mit der Gemeinheit, der Niederträchtigkeit; er hätte nie einen modernern Character wie Werther schaffen können, aber er schuf seinen Karl Mohr und legte ihm kolossale Worte wie Felsenmassen in den Mund, um sie gen Himmel zu schleudern; er ist von allen Schriftstellern der revolutionärste, indem er seine Rebellen und deren Rädelsführer zu Räubern stempelte und damit gegen die verdorbene menschliche Gesellschaft Sturm lief. Die Räuber waren das erste Buch aus der Sturm- und Drangperiode, welches von einem Bürger der gallischen Republik ins Französische übersetzt wurde. Selbst in Deutschland zündeten sie. Schlegel mag die Räuber für Unsinn und eine verfehlte Nachahmung Shakspeare's halten, Tieck und seine Schule sie ironisch behandeln, Einige von der Schule der Tendenzenliteratur in ihrer Sophabehaglichkeit vornehm auf sie herabsehen oder sie als eine Sünde gegen den heiligen Geist der Salonzärtlichkeit betrachten — Schillers Räuber sind eine historische nicht abzuleugnende Thatsache und können den ihnen gewordenen Unbilden gegenüber auf ihr Recht und ihre Eigenthümlichkeit trotzen, und wir können nur bedauern, daß keine von den spätern Richtungen einen gleich gloriösen Anfang nahm und daß sie auch nicht ein Werk aufzuweisen haben, welches in das Gemüthsleben der Deutschen tiefer eingriff. An Neuheit der Situationen, sprudelnder Unbändigkeit und Compositionsfehlern wetteifert

Fiesko mit den Räubern, aber das Trauerspiel Fiesko lag der Nation ferner, ein geschichtlicher Stoff verlangt Weisheit in der Behandlung, einen geordneten Bau, nicht Cyclopenmauern, regellos gehäuft, nicht Titanenarbeit, welche den Pelion auf den Ossa häuft; in freien Produkzionen mag die Subjectivität losgelassener walten; es fehlt im Fiesko jene revolutionäre Gesinnung, die sich in den Räubern in dem Maße censurwidrig ausspricht, (wie jetzt nämlich die Verhältnisse sind) daß Karl Mohr aus Deutschland eine Republik schaffen will, gegen welche Sparta und Rom Nonnenklöster sein sollen. Tiefer in die faulen Flecke der menschlichen Gesellschaft schneidet Schiller's drittes Trauerspiel „Kabale und Liebe," abermals ein Stück, welches in unsern freien Zeiten gegen die Verhältnisse nicht aufkommen und im Bauche der Censur erstickt werden würde. Man komme mir hier nicht mit Schlegels Behauptung, daß „Kabale und Liebe" nur durch peinliche Eindrücke foltern könne; es ist nicht das Dümmste, was Schlegel gedacht und ausgesprochen hat, und ich getraue mir überhaupt zu sagen, daß Schlegel sich häufig als ein, wenn auch immer geschmackvoller, doch einseitiger Kritiker kund giebt, wo es gilt, die allgemeine Bedeutung eines Produkts herauszuheben und seinen Werth aus seiner Wirkung, seine Wirkung aus seinem Werthe zu erklären. Abermals ist im „Don Carlos" ein übel berathener, verderbter Hof geschildert, ein schleichender Pfaffe, ein tyrannischer König, eine üppige Intriguantin; dagegen gruppiren sich, jenen miserabeln Bestandtheilen des Hofes erliegend, die Königin Elisabeth, die majestätische Frau, der unkluge feurige Carlos und der Marquis

Posa, der idealisirte Karl Mohr, die Lieblingsfigur des deutschen Publikums, Posa, dessen schmetternden Ruf nach Gedankenfreiheit Schiller der Weltgeschichte vorweg genommen hat, die freilich diesem Rufe innerhalb der deutschen Grenzen noch nicht recht Gehör geben will. Es würde mich hier zu weit führen, Schillers edler, freier, idealistischer Gesinnung in seinen spätern Werken, in denen er sich vollendete und einzig in seiner Art dasteht, trotz der Hunderte von Nachahmern, genau nachzuspüren; wenn aber Göthe allmälig den Zeitschwächen seinen Tribut zollte und in einer an sich sinnreichen und meisterhaft ausgeführten Erfindung, den „Wahlverwandtschaften," in jene heimlichen Verbrechen einer zu offenbaren Verbrechen wenig aufgelegten Zeit sich verlor, in deren Aufspürung nur das abgefeimteste Raffinement noch Genuß und Kunsterheiterung finden kann, so hat sich Schiller auf seiner idealen Höhe fortdauernd gehalten und nicht nur gehalten, sondern er hat sich über die nach Freiheit schlürfenden Individuen hinweggeschwungen und mit dem Horn von Uri, dem mächtigen Schall seiner Worte, ein ganzes Volk, das Volk der Schweizer, zur Freiheit und zum Durchbruch durch gewaltthätige Unterdrückungssucht aus den Alpen und Alpenthälern auf die Bretter gerufen, welche ihm die Welt bedeuteten. In dieser Größe ist Schiller von uns geschieden, von allen unsern Dichtern derjenige, welcher seiner Gesinnung am treuesten geblieben ist: an dem kein Makel haftet, der kein Alter hatte und einer Liebe bei seinem Volke genoß, welche an die hingebendste Verehrung grenzte. Selbst ein etwas apathischer Nordamerikaner, Fenimore Cooper, hat die Bedeutsamkeit Schillers für Deutsch-

land begriffen und höchſt bezeichnend in den Worten ausgeſprochen, er ſei der deutſche Genius des Zeitalters geweſen. Wenn er aber gleich darauf von Göthe ſagt, er ſei ein Dutzendmenſch und ſein Ruf erkünſtelt geweſen, ſo ſchlägt ihn der Yankee hinter den Nacken, der ſich in Coopers Reflexionen nie vollkommen unterdrücken läßt.

An dieſen beiden Grund- und Ehrenſäulen länger haften, hieße das Ziel meiner Darſtellung zu weit hinausſchieben. Ich ziehe nur Gedankenſtriche, an denen das Fehlende zu ergänzen dem denkenden Leſer überlaſſen bleibt. Meine Abſicht iſt nur, anzuregen und alte und neue Wahrheiten als discutirbare Fragen auf der Tafel des kritiſchen Parlaments niederzulegen. Ueber Göthe's und Schiller's Umgebungen ſeh ich mich verſucht raſcher hinwegzugehen. Die großartige Humanität in Herder, dem Schiller der Theologie, wie man ihn faſt nennen möchte, die feine Grazie in Wieland, das leichtflüſſige Darſtellungstalent Thümmels, den man uns neuerdings als Muſter empfohlen hat, dienten weſentlich dazu, unſere Literatur zu runden und einen Gegenhalt gegen das Allzuungenirte und Formloſe in den Männern der Sturm- und Drangperiode abzugeben. Es war damals ein Reich der Extreme, und von Lenz, Klinger und dem Maler Müller zu Thümmel iſt ein weiter Weg, der von literariſchen Mittelsperſonen beſchritten und ausgefüllt wurde. Jede Individualität trat in ihrer Entſchiedenheit und ohne Gêne auf und behauptete den ihr gebührenden Platz in der Literatur. Es war ein Chaos voll ringender Kräfte, aber dieſe als Grundelemente zeigten ſich in deutlich erkennbaren Umriſſen; in dem gegenwärtigen Chaos gilt mehr

die Maſſe, in der die einzelnen Elementarkräfte ſich noch kaum von einander unterſcheiden laſſen. Die Zeit gährt, nicht wir, die wir in ihr ſtehen; wir ſind nur Mitgährer; wir bilden uns einer Sphäre an, damals bildete ſich jeder Einzelne ſeine eigene Sphäre. Jetzt giebt es nur zwei verſchiedene Gewalthaufen, Richtungen, die ſich bekämpfen und gegenwärtig gegen einander auf der Lauer liegen. Wo man Tendenzen gehorcht, erliſcht die Individualität. Wir folgen einer Fahne, um die wir uns gruppiren und den Eid leiſten, damals ſchwur jeder auf ſeine eigene Oriflamme und bildete ein Fähnlein für ſich; man fühlte ſich ſtark genug, ſeine eigene Rotte und ſein eigener Rottenmeiſter zu ſein. Unſer beſtes und eigenthümlichſtes Theil verfällt der Kritik, die ihr Cenſoramt beſonders gegen die Geſinnung richtet. Sie macht es mit uns, wie die Köchin, von welcher der Narr im Lear erzählt, mit den Aalen. Wollen wir mit den Köpfen hinaus, ſo ſchlägt ſie uns mit dem Scheit- und Richtholz, daß wir wieder unterducken.

Zu dieſen eigenthümlichen Figuren der damaligen Zeit gehört auch Jean Paul, der, ſo unbeſtimmt er in ſich ſelbſt war, doch ſehr beſtimmt von den Umgebungen ſich loslöſt. Jean Paul hatte viele Seiten, viele Anſichten, viele Empfindungserſcheinungen, welche ſich, häufig um ſich zu widerſprechen und eine die andere in Schatten zu ſtellen, wechſelsweiſe herauskehrten. Dieſe Eigenthümlichkeit erkannte der ſcharfblickende Varnhagen von Enſe, der ſich eben dadurch auszeichnet, daß er vor Allem das Menſchliche und zugleich das individuell Berechtigte an den Perſonen herauszufinden weiß. Er ſagt, daß Jean Paul's Natur nicht ſcharf

begrenzt, überall offene Bahn für ihn gewesen sei, und hundert Uebergänge aus einer Empfindung in die andere. Eine wunderbare Figur war Jean Paul allerdings; halb von irdischer Masse und metallischer Gediegenheit, halb aus Aether, Blumenduft und Mondscheinseeligkeit gewoben, begegnet er unserm Andenken wie eine mythische Gestalt. Wir haben in Deutschland viele solcher Männer von unfaßlicher, räthselhafter Gestalt gehabt; auch Jean Paul ist in seinem Leben nie recht offiziell und geschichtlich geworden. Er war wie sein deutsches Vaterland, kleinstädtisch, provinziell, vaterländisch und weltumfassend zugleich, tief, innerlich bewegt, reflectirend. Seine Persönlichkeit füllte drei oder vier Zimmer, eine Kinderstube, ein Stück Natur und ein Stück blauen Himmel recht gut aus, aber einen desto geringeren und mehr verbauten Binnenraum auf dem Forum des öffentlichen Lebens. Er war eine Welt für sich, die in sich selbst zufrieden ruht und deren Fluctuationen mehr nach innen als nach außen gehen. Er trug wie die Schnecke das Häuschen seiner Subjectivität überall mit sich, streckte die Fühlfäden seiner Empfindsamkeit an Luft und Licht hinaus, war aber in jedem Augenblicke darauf vorbereitet, sich in das stille behagliche Schneckenhäuschen seiner Individualität zurückziehen zu können. Man soll die Menschen nicht nehmen, wie man sie haben will, sondern wie sie sind und sie sich selbst haben wollen. Das verstand Wieland nicht und darum verstand er auch Jean Paul's Persönlichkeit nicht. Indeß ließ er ihm, freilich in etwas vornehmer Weise, Gerechtigkeit widerfahren. „Er ist wie seine Schriften!" äußerte Wieland nach seiner ersten Bekanntschaft mit Jean Paul, „man fühlt sich

bei ihm auf angenehme und unangenehme Weise überrascht, und nichts ist schwerer als ihm beizukommen. Er ist zu sehr Er selbst, jedoch ein sehr interessantes Original." Und abermals: „ich war nahe daran, mich über ihn zu ärgern, besann mich jedoch noch zur rechten Zeit, daß er das Recht hätte, Er selbst zu sein, und daß das, was ich an ihm vermisse und was mich zuweilen toll machen möchte, von weit Höherem und Trefflicherem mehr als ersetzt wird. Er hat auch eine in der That göttliche Beglaubigung, zu sein, was er ist." Bei Böttiger (S. dessen Nachlaß) nennt ihn Wieland, dessen attische schöngeistige Natur an diesen Geniesprüngen und orginellen Brüchen in Jean Paul's Conversation einen leichten Aerger nahm, einen „miraculösen" Menschen. Daß Jean Paul keine plastische Begrenzung in seiner Denk- und Vortragsweise haben konnte, muß jedem klar sein, der auch nur einen seiner Romane gelesen hat. Seine Rede zwischen vier Wänden glich seinem Porträt, welches uns Allen bekannt ist — bürgerlich, hausväterlich, wohlgenährt, gutmüthig; die duftende Rose im Knopfloch.

Mit diesem Bürgerthum, dieser reinlichen Häuslichkeit, dieser sich still verlebenden und ablebenden Empfindungsfülle, diesem hastigen Wühlen, wie mit Kindeshänden, in den Natur- und Geschichtserscheinungen und dem bunten Krame von Sachen und Sächelchen, Gleichnissen und Unterschieden, Beispielen und Beweisführungen, Weltfabrikaten und Nürnbergerspielwaaren, mit diesen harmlosen witzigen Anspielungen, diesen Fata-Morgana's der Träumerei, diesen Visionen des Somnambulismus, diesen riesenhaften Gebilden der Phantasie, dann vor Allem mit dieser unzerstörbaren Gemüthlich-

keit und Gutmüthigkeit, dieſer häuslich-religiöſen Andacht, dieſer pedantiſchen Stubengelehrſamkeit, und doch wieder mit dieſem freien Weltblick, der über die gemeine Realität hinaus in das Aſchgraue der Unendlichkeit ſchaut, mit dieſen lehrreichen Sentenzen, welche ſeinen Perſonen wie auf den bekannten alten Bildern zum Munde herausflattern, iſt Jean Paul ein Abgott der deutſchen Jugend geworden, die ſich durch ihn in ihren geheimſten Regungen erfaßt und darüber verſtändigt fand. Das kleine nette Landhäuschen, dieſe Jean Paul'ſche Poeſie, mit dem anliegenden Gärtchen voll Roſen und Röschen, Lilien und Lilienkäfern, Blumen-Frucht und Dornenſtücken, Honigwaben und Bienchen, weiterhin die üppige von durchſichtigen Bächen durchrieſelte Wieſe, das Kornfeld mit wilden Feldblumen untermiſcht, dahinter der wilde regelloſe Wald voll Geſtrüpp, das man mit Gewalt zertheilen muß, um ſich durchzuwinden, voll labyrinthiſcher Gänge und Pfade, in denen es Mühe koſtet, ſich zurechtzufinden, dann Felspartieen, wo die Blöcke regellos zerſtreut ſind und die Empfindſamkeit gute Zeit hat zu träumen und ihren Namen in das Geſtein zu ätzen, endlich das hohe Gebirg, das mit Gletſchereis und Schneelagern in den blauen Himmel hineinragt, während hier und da in den Schlüften bereits unheilkündende Nebelwolken ſich ſammeln und auf und niederziehen, wie einladend für das deutſche ländlich ſentimentale Gemüth, den ſchwärmeriſchen Jüngling, die keuſche religiöſe Jungfrau, Landprediger und Landpredigertöchter! Neben den ſchmelzenden Nachtigallen hört man die luſtige Stimme des Spottvogels, neben den ſpielenden Lämmern weiden ſtößige Böcklein, und wer in den Blüthenbuſch

nach Blumen greift, ſengt ſich an Brennneſſeln und ritzt ſich die Hand an ſtachligen Dornen — gewiß! es hat ſeine gerechten Gründe, wenn ſich Jean Paul ein ſo weitverzweigtes Publikum zu eigen gemacht hat. Alle dieſe Mannigfaltigkeit, dieſe Unklarheit, dieſe Sentimentalität, dieſe unbeſtimmte Unendlichkeit, dieſe Thränenweichheit und Lachluſt, dieſe Beſchränktheit und innere Ausdehnungskraft ſind Eigenheiten des deutſchen Characters, wie er ſich in den letzten Decennien des vorigen und in den erſten des jetzigen Jahrhunderts herausbildete, in die man ſich zurückflüchtete, um ſeine Schmerzen zu verträumen und die Leiden des Vaterlandes ſelbſt zu vergeſſen. Jean Paul war der erſte in Deutſchland, deſſen Humor einigermaßen populär wurde, ſo weit es bei der Gelehrſamkeit, mit welcher Jean Paul's Humor auftrat, möglich war. Lichtenberg, Claudius, Hippel, Thümmel, hatten vom Humor immer nur eine Seite; erſterer z. B. war mehr ſatyriſch, mehr witzig als humoriſtiſch und bei Claudius erſcheint er mehr didaktiſch und in der Allgemeinverſtändlichkeit des Volkstons; man hatte bis dahin vom Humor nur Anklänge, jetzt überbreitete er eine ganze Perſönlichkeit, er griff über die bloße Satyre hinaus, er lernte jetzt, unter Lachen zu weinen, zu lachen darüber, daß er weinen konnte, und zu weinen darüber, daß er lachen konnte, und wieder ſich zu freuen, daß er beides konnte. Gerade dieſe ſubjective Richtung bezeichnet Jean Paul's Humor, der immer ſein Auge auf ſich ſelbſt gerichtet hält. Der Humor muß nicht wiſſen, daß er weint, noch daß er lacht, aber der Humor Jean Paul's iſt zu innerlich, zu weinerlich, zu ſentimental und, wie geſagt, zu gelehrt. Der britiſche Humor iſt ein

anderer, er tritt über ſich heraus, er weiß zu geſtalten, was dem Jean Paul'ſchen ſelten möglich iſt, er weiß die Lächerlichkeiten in der Menſchenwelt viel ſchärfer und ungezwungener hervorzuheben, er iſt zu praktiſch und ſeiner ſelbſt Herr, als daß er bei der Darſtellung der ernſten und tragiſchen Seiten des Lebens wie ein Leichenhuhn heulen und wie ein altes Klageweib in ein bezahltes Weinen ausbrechen ſollte. Der Humor verlangt einen ruhigen, praktiſchen Blick, er iſt auf Empfindung und Gefühl baſirt, aber er darf ſie nur auf dem Wege objectiver Geſtaltung merken laſſen. Dagegen iſt Jean Paul's Humor keuſcher, gedanken-, phantaſie- und ſinnreicher. Der britiſche Humor iſt nationales Gewächs, auf dieſem Felde können wir mit den Briten nicht concurriren, Luft und Sonne ſind auf dieſem Kampfplatze nicht gleich und die Schranken überhaupt für den deutſchen Humoriſten zu eng gezogen. Was bei uns das Lächerlichſte iſt, iſt zugleich nicht ſelten das Unangreifbarſte, Privilegirteſte; ein Land, wo dem Durchlauchtigſt Allerdurchlauchtigſten, dem Gnädigſt Allergnädigſten, dem Großmächtigſt Allergroßmächtigſten, das Ergebenſt Allerergebenſte, das Gehorſamſt Allergehorſamſte, das Dienſtwilligſt Allerdienſtwilligſte ſo devot und kriechend gegenüber ſteht, ein ſolches Land kann nur eins des geheimen Aergers ſein, der mit den Zähnen knirſcht, die Zunge wider den Gaumen drückt und für echten Humor und echte Satyre keine anderen Vorwürfe hat, als kleine Häuslichkeiten, Spießbürgerlichkeiten und pedantiſche Abſonderlichkeiten. Unſere Originale, deren wir auch haben, ſind nicht ſo offiziell wie in England. Wir haben ſo gut Geheim-Originale, wie wir Geheim-Räthe haben; ſie treten

ſelten über die Schwelle der Häuslichkeit. Wie viele ſtaatsverbrecheriſche und ſtaatsgefährliche Leidenſchaften gähren ſich nicht im britiſchen Humor aus! Dieſer Humor iſt ein ererbtes Gemeingut des engliſchen Volkes! Das britiſche Staatsgebäude kann ſich nicht halten ohne dieſen Humor; man denke nur an die Discuſſionen des Ober- und Unterhauſes; wäre das franzöſiſche Volk ein humoriſtiſches, ſo würde ſeine jüngſte Geſchichte einen conſequenteren, beruhigtern Character tragen und einen Weg gegangen ſein, der ſicherer zum Ziele geführt hätte. Der Humor bildet in England ſo gut eine Macht, wie das Ober- und Unterhaus, und iſt im Ober- und Unterhauſe ſelbſt eine Macht. Der klaſſiſche Geiſt hielt Griechenland zuſammen, der heroiſche den römiſchen Staatskörper, der chriſtlich-romantiſche das Mittelalter, wir ſcheinen hauptſächlich auf den Humor angewieſen zu ſein, der mit der Humanität auch dem Wortklange nach zuſammenhängt. Der Humor iſt Eigenthum der Germanen, aber er bedarf zum Durchbruch freier und großartiger Inſtitutionen. Für die complicirten Leiden der modernen Menſchheit kann uns nur der Humor ein äquivalentes Troſt- und Beruhigungsmittel ſein.

Jean Paul ſteckte die Grenzpfähle unſerer Literatur weiter und faſt in's Unendliche hinaus. Göthe's Fauſt und Jean Paul eröffneten ein Univerſum, innerhalb deſſen nichts mehr unmöglich, keine Erſcheinungsform des poetiſchen Geiſtes undenkbar war. Die Tonleiter aller Gefühle und Empfindungen war gegeben. Die romantiſche Schule, die Heiniſche, die jüngſte ſociale, beruhen hauptſächlich auf Göthe und Jean Paul. Hoffmann, noch mehr Heine waren

ohne Jean Paul's Vorgang in dieſer Form nicht wohl möglich, ſogar Mundt's moderne Lebenswirren ſind zum Theil in Jean Paulſchem Geiſte empfangen, wenigſtens in Jean Paulſcher Form, oder ſich ihr annähernder, wiedergegeben. Man thut Unrecht, Jean Paul für ſo ſchlechtweg abgethan zu halten, wie es doch leider geſchieht. Unſere Anſchauungs-, unſere bildernde und ſchildernde Redeweiſe, unſere antithetiſche Schreibeweiſe, unſere Satyre, unſer Humor zeugen von ihm und ſeinem noch wirkenden Geiſte. Es lag zu viel Deutſches in Jean Paul, als daß ihm dieſe Wirkung entgehen konnte. Die eng begrenzte Häuslichkeit und das über alle Schranken hinausgreifende und von der Welt der ſichtbaren Gegenſtände unabhängige Unendlichkeitsgefühl in der deutſchen Natur prägen ſich in ihm aus; aber mit Schiller theilt er den Gedanken- und Sentenzenreichthum, die Keuſchheit, den Ernſt, die Humanität.

Um mir die Gelegenheit nicht entgehen zu laſſen, zur Ehrenrettung eines vielfach gekränkten und verhetzten Mannes beizutragen, den ich zu den unzweifelhaft größeſten Häuptern unſerer Literatur zähle, wende ich mich hier zu Joh. v. Müller, dem Geſchichtſchreiber der Schweiz. Wenn nach irgend einer Seite die Schlechtigkeit, oder um minder anzüglich zu ſprechen, die Liederlichkeit, die Anmaßung, die Unwiſſenheit unſerer modernen Kritiker zu Tage kam, ſo geſchah es nach der Seite hin, auf welcher Müller in Deutſchland das erſte Beiſpiel eines einigermaßen kunſtgerechten Geſchichtwerkes gab. So belohnt man jetzt in Deutſchland ein mühevolles, raſtlos thätiges und an Reſultaten glänzend reiches Leben! Für die Memoiren des Freiherrn S — a opfert man Müller's

geſammte Geſchichte der Schweiz, opfert man ſeine vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geſchichten, opfert man ſeine hinterlaſſenen Briefe, die inhaltreichſten die es giebt, opfert man endlich ſein ganzes Leben, das zu tadeln freilich leichter iſt, als ihm nachzuahmen! Leſ't Woltmann's, der Laube's Herrgott iſt, Geſchichte der europäiſchen Staaten, die der Unſtäte, Unvollendete freilich nicht zu Ende brachte, leſ't ſeine Geſchichte England's und alle die kleinen Fragmente, die Woltmann für Brot und Lohn geſchrieben hat, und dann urtheilt, welche Säulen uns bleiben, wenn man uns Säulen wie Müller bricht! Glaubt Menzel als Geſchichtſchreiber Deutſchlands den Geſchichtſchreiber der Schweiz oder als würtembergſcher Landtags-Abgeordneter, den weſtphäliſchen Miniſter über Bord werfen zu können? Oder iſt Laube, der Mann für Alles, gemeint, mit ſeiner grundflachen anonym herausgegebenen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution dem Verf. der allgemeinen Geſchichten die Stirn bieten zu können? Oder hat Lang, auf deſſen pietätloſe Urtheile wir zurückkommen, in ſeiner Hammelburger Reiſe (1833), einen der großen Gedanken, welche Joh. v. Müller in der deutſchen Jugend erweckte, nur ähnlichen Gedanken in uns hervorgerufen? Oder haben die Herren Nachbeter und Nachtreter der Menzel'ſchen, Laube'ſchen und Lang'ſchen Urtheile über Müller etwas geleiſtet, oder ſind ſie im Stande, künftig etwas zu leiſten, was über den Tag hinausdauert? Freilich hat man es mit all dieſen keck hingeworfenen Urtheilen dahin gebracht, daß wir uns Müller kaum unter einer andern Geſtalt denken können, als unter der dünngeſchmeidigen, aalhäutigen Geſtalt eines Abtrünnigen, der um Brot

und Lohn die Hauptparagraphen ſeines politiſchen Glaubens verleugnet, eine miniſteriell perfide Witterung um ſich her verbreitet, ſeine Characterzüge in Winkelzüge verwandelt, in alle glänzende Gänge und Löcher des Hoflebens ſich einſchmeidigt und unter dem kalten Stern auf der Bruſt die hell funkelnden Sterne ſeines innern Menſchen, einen nach dem andern, gefliſſentlich auslöſcht. So ſteht er da, öde und leer gebrannt, ein Hohl- und Scheinweſen, ein Leib- und Augendiener, eine ſchmarotzierende Schlingpflanze, die auf ausländiſchem Sumpfboden wuchert — ſo zweideutig ſteht Müller vor uns, wenn wir unſern modernen Cato's glauben wollen, die über die Sitte und Unſitte vergangener Zeiten das Cenſoramt und vollſtändige Regiſter führen. Und was thut uns der todte Johannes? Kränkt er uns? Beleidigt er uns? Iſt ſein Abfall von der deutſchen Sache vollkommen erwieſen? mit untrüglichen Aktenſtücken belegt? durch ein unparteiiſches Geſchwornengericht bis zur Evidenz beglaubigt? — Wir aber, ſollen wir des Horaz Lebensregeln verwerfen deshalb, weil er im Verdacht ſteht, ſelbſt ſie nicht befolgt zu haben? Sollen unſere Nachkommen Menzel's Privatcharacter, Laube's oder Woltmann's Handel und Wandel ſich zu Muſter nehmen, oder was? und abermals wir, ſollen wir von Joh. Müller's Werken ſagen, ſie taugen nichts, weil uns Menzel und Woltmann einreden, der Mann ſelbſt habe nichts getaugt? — Oder war Woltmann's Charakter ein ſo unbeſcholtener, daß er, vereint mit Menzel, der ſo lange mit ſeiner ſtachligen Zunge leckt, bis er Blut ſieht, und je mehr er Blut ſieht, deſto mehr leckt — in der heiligen Vehme der Kritik den Kläger abgeben könnte? Glückli-

cherweiſe läßt ſich von den großen Zeitgenoſſen Müller's, ſeinen zahlreichen Freunden, nicht erwarten, daß ſie ihre Achtung und Bewunderung einem Unwürdigen zu Theil werden ließen.

Müller war klein von Geſtalt, behäbig und beweglich; was aber kümmert uns die Geſtalt, die jetzt ſo häufig zur Grundlage einer unverſchämten Polemik gemacht wird? Müller war nomadiſch unſtät, mit den gegenwärtigen Zuſtänden überall unzufrieden — und wer war es damals nicht? — Er band endlich ſein Lebenskähnlein an das große Kriegs- und Linienſchiff, welches Napoleon hieß — und wer that es damals nicht? — Laßt doch ſehen, ob die ſchiedsrichterlichen Großen, die an dieſem Manne ſich zu Rittern ſchlagen, anders handeln werden unter gleichen Umſtänden — laßt doch ſehen, wenn ein neuer Napoleon kommt, durch den das Weltgericht ſpricht! Für ſeine Studien glühte Johannes Müller, für was er ſonſt noch warm war, ſoll uns das kümmern? Sollen wir uns darüber graue Haare wachſen laſſen, während wir uns an ſeinen Werken grün und jung leſen? Aber ſeine Grundſätze kümmern uns. Laßt ſehen! —

„Es ſcheint mir unmöglich," ſchreibt Müller im Jahre 1792, „den ſeit einem halben Jahrhunderte in Europa verbreiteten Geiſt nun mit Bayonetten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menſchheit!" Spricht da nicht der freie, frei geborene Schweizer, der klar blickende Geſchichtſchreiber?

Und am 17. Januar 1806 ſchrieb er: „die letzten Begebenheiten hatten mich ſo ergriffen, daß ich in der That einen Ruf nach Irkutzk angenommen hätte, um von Europa

nur recht fern zu ſein. Das Unglück iſt begreiflich. Iſt nicht Alles mechaniſch, über- und abgeſpannt, unbrauchbar, unhaltbar geworden? Es hat fallen müſſen."

Müller beabſichtigte eine Geſchichte Friedrichs des Großen zu ſchreiben. Man war bedenklich, man wollte ihm die Archive nicht vollkommen aufſchließen; man hielt ihn halb unter Cenſur. Da ſchrieb er in ſeiner freimüthigen Tacitus-Weiſe an den Staatsminiſter von Voß: „Es läßt ſich in Anſehung der Cenſur bemerken, daß der Geſchichtſchreiber Vieles zu ſagen hat und ſagen ſoll, was nicht eben ſo ſchicklich unter Autoriſation einer hohen Staatsbehörde in die Welt ausgehen kann." Müller, der ſein eigner Cenſor ſein wollte, ſchrieb in derſelben Angelegenheit: „Für Staat und Kirche mag ein preußiſcher Prinz aus den Geſchichten Kaiſer Trajan's oder Königs Cyrus, wenn ſie nur gut ſind, leicht mehr lernen, als aus der des größten von ſeinem Geſchlecht, wenn man ihr die Lücken und den Zwang anſähe."

„Warum ſpringen alle Federn?" ſchreibt er ein andermal, „weil man ſie hat verroſten laſſen. Wenn in einem Heere eine Seele iſt und es ſtreitet wider ein anderes aus zwei Menſchenklaſſen (den Prügelgebenden und Prügelempfangenden), iſt die Wage da gleich? — Das maſchinenmäßige Weſen ohne Treu und Glauben hat nicht lang dauern können .... Ich habe an den großen Höfen zu viel geſehen, um nicht überzeugt zu ſein: alle dieſe ſtatiſtiſchen Kartenhäuſer mit ihren Tabellen werden umgeworfen werden."

An den franzöſiſchen Staatsſecretär Maret richtete er, als er gehört hatte, die Schweiz ſolle einen Herrn empfangen, folgende Zeilen: „Nach dem Schauder eines ſolchen

Gedankens kann mein Geiſt keinen andern politiſchen Betrachtungen mehr Raum geben; mein Gefühl iſt erſchöpft, erſtarrt und keines Wortes mehr mächtig, als: thut es nicht!" (mon sentiment epuisé et glacé ne trouve plus de mot, si non: ne le faites pas!) „Mehr als einen Tell würde die Schweiz haben," ſchreibt er. — Spricht ſo Einer, der mit den Gewalthabern buhlt?

Und als er den preußiſchen Staatsdienſt verließ, übermannte ihn die Rührung und das Andenken alter glorreicher Zeiten und die Anhänglichkeit an einen Staat, in und mit dem er ſo lange geſtanden. Da ſchrieb er: „Es iſt leicht, einer Ungnade zu widerſtehen, — aber gute Worte, Worte eines gebeugten Hauſes, des Hauſes Friedrichs, edler Menſchen, die ich liebe — es iſt ſo leicht nicht, denen zu widerſtehen."

Aber er widerſtand. Er wurde weſtphäliſcher Staatsdiener, Satrap eines fremdländiſchen Königs — daher ſchreiben ſich die Anklagen, Verfolgungen und Verleumdungen. Einmal aber wußte Müller, daß eine Partei in Preußen gegen ihn thätig ſei; ſodann wollte er wirken und ſchaffen, aber nicht unter Trümmern und Umſturz; er wandte ſich dahin, wo neben der Macht auch die Haltbarkeit, Ordnung und geregelter Geſchäftsgang lockten. Da galt es zu handeln, aufzubauen, das deutſche Element ſo viel als möglich aufrecht zu halten. Napoleon ſelbſt, das eherne Schickſal der damaligen Zeit, ſchleuderte ihn ſeinem Bruder Hieronymus in den Arm; die Flucht, auf welcher Müller ſich vor den Zeitwirren befand, indem er in Tübingen ruhige Studien zu ſuchen ging, gelang ihm nicht. Hierzu kam die überwälti-

gende Persönlichkeit des Kaisers, der durch ein Gespräch in Berlin den Geschichtschreiber eben so schnell geschlagen und erobert hatte, als er die Preußen bei Jena schlug und die Festungen zwischen der Elbe und Oder eroberte — im Sturmfluge. Für jene Zeit, die Alles aus seinen Fugen rückte, haben wir durch lange Ruhe bedächtig Gewordenen kein Urtheil mehr. Und Müller fühlte, daß Napoleon das Weltgericht sei, und er unterwarf sich ihm; er verließ mit klingendem Spiele die genommene Veste Preußen, mit ihren Breschen und Lücken, und wurde westphälisch, um schweizerisch deutsch zu bleiben; er wurde in Feindes-Hand ein heilsames Werkzeug für das kranke Freundes-Land. Was hätte aus Deutschland werden sollen, wenn die Edelsten und Besten des deutschen Volks aus mißverstandenem Patriotismus, Verzweiflung und Aerger sich vom Schauplatze zurückgezogen und mit ihren Kräften gefeiert hätten? — „Die Waffe nicht aus der Hand geben!" lautet in solchen bedrängten Zeiten der Wahlspruch zu Schutz und Trutz, den auch Müller auf seine Fahne schrieb. Wahrlich! der freie Schweizer im Ministerrocke hatte wenig freie und heitere Augenblicke. Den Schmerz um das Vaterland, den er in sich trug, mußte er verbeißen und verheimlichen, um als Zielscheibe des Spottes und der Verleumdung zu dienen, während er mit kaum verhohlener Freude die Opposition gegen die Fremdherrschaft im großen Geiste sich bilden sah. Ueberall fand er sich veranlaßt, den französischen Staatsdienern die Spitze zu bieten. Seine Arbeiten waren übermäßig gehäuft, und er unterzog sich ihnen mit einem solchen Eifer, daß er mehrmals in der Unterhaltung Sprache und Bewußtsein verlor. „In dem

Augenblicke," ſchrieb er damals, „wo man mich meiner Würde entkleidet, werd' ich mehr Leben und Freude fühlen als jetzt." Sein Wirken war ſegensreich. Es verdankte ihm die Univerſität zu Marburg ihr Fortbeſtehen, Göttingen und Halle theilweiſe die Sicherung ihrer Dotationen, die von ihren Poſten entfernten Profeſſoren neue Anſtellungen oder ihre Gehalte als Penſionen. Wohlan! verleumdet ihn, fahrt fort in eurer hämiſchen Conſequenz, werft eure kritiſchen Ballen und Brotkügelchen gegen den Todten, ihr, die ihr nach deutſcher Weiſe Alles ſchändet, was Muth und Kraft hat, nicht durch das Vorrecht der Geburt, ſondern durch angeborenes Talent und weiſe Benutzung ſeiner Kräfte, aus der Maſſe als ſelbſtſtändige Größe ſich herauszuarbeiten!

Laßt uns aber an Joh. v. Müller bewundern jene geregelte Lebensordnung, jene unverwüſtliche Thätigkeit, jene ritterliche und faſt abenteuerliche Arbeitſamkeit, die ihr immerhin pedantiſch nennen mögt, jene Conſequenz des Studieneifers, der in den Kern geht und ſich zugleich im weiteſten Umfange ausbreitet, jene faſt eigenſinnige Beharrlichkeit im Nachſpüren, Nachſchlagen, Compiliren und Excerpiren, wie ſie, außer dem großen Haller, nur Wenigen möglich war und jetzt immer ſeltener wird. Müller war ein Zögling der Alten und der Chroniken, tacitiſch kurz im Schreiben, Denken und Thun; Müller war ſogar religiös, er verſtand noch zu beten, eine ſchöne, faſt verloren gegangene Kunſt, um die wir ihn beneiden ſollten. Die ſtille Arbeitsruhe zog ihn vor Allem an; und nur einer Ueberwindung ſeiner Selbſt und einer Aufopferung ſeiner perſönlichen Neigungen für das Allgemeine können wir es zu-

ſchreiben, wenn er ſich unter den Bergeslaſten der Miniſterarbeiten einſargte. Nicht um ſich zu bereichern. Müller hinterließ nur Schulden. Und der Geſchichtſchreiber ſargte ſich im Miniſter ein, um nie wieder aufzuerſtehen. Er erlag ſeinen Beſchwerden. Und als er den Tod wie einen heimlich ſchleichenden Wurm an ſeinen matten Miniſtergliedern ſich heraufringeln ſpürte, raffte er noch einmal ſeinen innern Menſchen zuſammen und legte ſeine ganze große Perſönlichkeit in dem Teſtamente nieder, das uns als wahrſter Abdruck ſeiner Seele verblieben iſt. Aber gegen die Angreifer ummauern ihn ſeine Werke, ſchwarzklüftig, ſchroff, oft kalt, abgeriſſen, jäh, aber gediegen, einfach, graniten, wurzelnd im Centrum der Erde und ins Blau maſſenhaft emporſtrebend, wo die Lüfte und die Sonnenſtrahlen freien Spielraum haben und die königlichen Adler und andere Krummſchnäbler der Freiheit mit ſtarken Krallen und ungebeugtem Nacken horſten.

Dieſen Repräſentanten unſerer Literaturepoche habe ich, als den am maßloſeſten angefeindeten, in wenig Strichen zu zeichnen geſucht, um zugleich einen Blick in den gegenwärtigen Zuſtand der Kritik zu eröffnen, in dieſen finſtern Strudel, der Alles, was er erreichen kann, in ſeine eigene Jämmerlichkeit herabzuziehen ſucht. Damals war die Zeit der Begeiſterung, des Schwungs, der großen Gedanken, der Humanität, des Ernſtes und vor allem des mannhaften Characters. Bei den Repräſentanten dieſer Epoche in die Schule zu gehen, iſt Allen anzurathen, die jung ſind und ſich berufen fühlen, an der Literatur mitzuarbeiten, die leichtfüßigen Geſellen, welche, ohne Kenntniß des in der Weltgeſchichte

aufgehäuften Materials, den Stein der Weisen gefunden zu haben meinen, wenn sie den aus den Vorträgen ihres philosophischen Brot- und Lehrherrn gewonnenen Extract über alle Gegenstände gießen, die in den Umkreis ihres Gesichtes gebracht werden, ähnlich wie man in schlechten Restaurationen alle Braten, sei's von Schwein, Kalb oder Rind mit einer und derselben Brühe zubereitet. Noch schlimmer die, welche sich ein Paar Zeitfragen ein- und abgelernt haben, wie es im Katechismus heißt: was ist das? oder: wie kann Wasser so große Dinge thun? — mit den stereotypen Antworten dazu. Und so reiten sie, die doch sonst weiter nichts sind als bloße Bettelvögte, Lumpensammler und Botenläufer der Zeit, vor den Fenstern ihrer Geliebten „Zeit" Parade auf dem Steckenpferde der Zeitideen oder des leichtfertigen Witzes, mit dem sie in Berlin gastiren, in Hamburg nomadisiren, in München sich wechselsweis blähen und kriechen und in Wien, welches die Oberflächlichkeiten so gern verschluckt, den Sperl und den Prater sich wohl bekommen lassen. Nicht daß sie existiren und das Wort führen ist schlimm, aber daß wir in einer Zeit leben, wo sie noch existiren und das Wort führen können. Es ist nicht ihre Schande, daß sie so sind, aber es ist unsere Schande, daß sie so sein können, wie sie sind. Wahrlich! es ist ein Phänomen, daß auf demselben Boden, wo ein Alexander von Humboldt, jener große Zögling einer großen Zeitepoche, noch mächtig steht und mit den Blüthen und Früchten eines ruhmvollen Lebens prangt, solche Pilze des Glücks und der Oberflächlichkeit gedeihen und ihre Schmarotzer haben können. Nun sind wir bereits so weit, daß die Moral für langweilig,

redliches Wollen für abgeschmackt, ernstes Studium für pedantisch angesehen wird, und wer von dem sittlichen Endzweck eines Kunstwerkes reden wollte, stünde in Gefahr, als Pedant oder Narr verlacht zu werden. Menzel hat nicht Unrecht gegen das im Uebermaße vorhandene jüdische Gift, welches an der Literatur und am Marke des Christenthums zehrt; aber es giebt Christen, welche das Judenthum überjüdeln und nicht jeder, der, in der einmal beliebten Bedeutung genommen, jüdisch denkt, denkt darum wie ein Jude, weil er von Geburt Jude ist, sondern darum, weil in uns Alle ein Schachergeist gefahren ist, welcher dem Heiland, der uns aus dem Tempel jagen wollte, Trotz bieten würde, weil uns der Schacherdienst vor den Heilanddienst geht. Etwas von einer anrüchigen Gesinnung sitzt in den Bessern selbst, ja sogar in vielen Jüngeren, den schon alt Gewordenen, den Freiheitspredigern, den St. Elmsfeuern der Zukunft, das kalte Raffinement, das Schwanken herüber und hinüber, der Speculationsgeist, der engbrüstigste Egoismus, der ohne alle edlere Motive ist, das Gehuldigt sein wollen und doch das Schmähen auf Alles, dem neben ihnen gehuldigt wird. Wir bezweifeln Alles, wir bespötteln Alles. Wir brauchen und lassen uns brauchen. Wir tragen auch wohl noch den Mantel der christlichen Liebe, lassen ihn aber nach dem Winde hängen. Nie ist dem Grundcharacter einer Nation auf eine unverschämtere Weise Hohn gesprochen worden, als der deutschen jetzt. Man trieb Abgötterei mit Göthe und Göthe zog den Weihrauch mit vollen Nüstern ein. Der große Mann war alt und die Zeit blöde und blind und sah nicht, welchem Abgrunde sie entgegenrannte. Wie man zu dem ge-

genwärtigen Zuſtande der literariſchen Dinge kam, das werde ich im weitern Verlaufe meiner Darſtellung allen denen klar zu machen ſuchen, welche ſich leider daran gewöhnt haben, ſich mit zehn fremden Fingern vortaſten zu laſſen, wo ein einziger von ihren eigenen Fingern zur Erkenntniß der Gegenſtände hinreichen würde.

Fünftes Buch.

Die Deutſchen waren von jeher für das Ausland gewiſſermaßen ein Gegenſtand des Spottes, oft der Verachtung. Es gab eine Zeit, wo ein Franzoſe im Ernſte die Frage aufwarf, ob denn auch ein Deutſcher Genie haben könne? Scaliger nannte die Deutſchen Narren; er meinte, ſie hielten ihr Verſprechen nicht; die Schleſier ſeien ſäuiſch; die Braunſchweiger ausgemachte Barbaren. Freilich iſt Scaliger in dergleichen Dingen keine Autorität; auch die Spanier ſind ihm Ignoranten und Barbaren und andere Völker kommen bei ihm nicht beſſer fort. Das Urtheil über die Deutſchen hat ſich im Auslande ſeit Scaliger allerdings geändert, aber auch ſelbſt die günſtigſten Urtheile über uns ſind noch immer halbe Vorurtheile. Wirklich! es geht einem Deutſchen an's Herz, wenn ein Landsmann von ihm in engliſchen und franzöſiſchen Romanen nur deshalb auftritt, um eine lächerliche, arrogante, ſteife, plumpe oder ſentimental verkümmerte Figur zu machen. Wir ſeien zu ſpiritualiſtiſch, wir dächten, träumten und philoſophirten zu viel — ſo urtheilen Engländer und Franzoſen über uns, ja, ſie thun uns faſt zu viel Ehre an, wenn ſie uns geradezu für ein Volk von Denkern

ausgeben. Allerdings wird in keinem Lande mehr gedacht, geträumt und phantaſiert, als in Deutſchland, aber es geſchieht doch nur von einer Elite des Volks; im Allgemeinen ſtehen Geſchmack und Urtheil auf einer ſehr niedrigen Stufe; vorurtheilsvolle, eingebildete Bornirheit, welche mit ihrer lächerlichen Urtheilskraft in die vier Wände der Häuslichkeit oder die vier Grenzen des Staats und Staatchens eingepfählt iſt, führt in Deutſchland ein ledernes Pantoffelregiment, und der deutſche Hans Michel, in ſeinem Unverſtande und ſeinem Gott vergnügt, iſt ein würdiger Repräſentant des deutſchen Nationalcharacters. Ich muß bevorworten, daß ich gegen Deutſchland polemiſire, weil ich es liebe und allerdings wünſche, es möchte hier und da anders beſtellt ſein. Nur gegen das, was einem gleichgültig iſt, polemiſirt man nicht, noch wünſcht man es anders, als es iſt!

Die kleinliche Eitelkeit der Deutſchen iſt auch im Auslande berüchtigt. Demuth, wo ſie nicht angebracht iſt, und Stolz, wo er nicht angebracht iſt, bilden bei uns eine widerwärtige Zwittererſcheinung. Die angeborene Grandezza des Spaniers, das nationale Selbſtbewußtſein des Briten, eine typiſche angenehme Grundform des Nationalcharacters wie bei den Franzoſen, findet man nicht bei den Deutſchen. Gerade im Verkehre mit Ausländern zeigt ſich die deutſche, gedrückte und unbeholfene Natur, die bei alledem dummſtolze Prätenſionen macht. Wir ſind in allen Verhältniſſen zu ſehr daran gewöhnt, devot zu erſcheinen oder wir werfen alle Form ab und erſcheinen bäueriſch. Der deutſche Gelehrtenſtolz hat ſeinen übeln Ruf auch jetzt noch nicht eingebüßt.

Quinet erklärte ihn erſt neuerdings in der revue de deux mondes ſehr bezeichnend; er ſagt: „an der Iſolirung, worin die meiſten Gelehrten in Deutſchland leben, entwickelt ſich, wenn der ihnen eigene Enthuſiasmus ſie nicht mehr beſchäftigt, die unergründlichſte Eigenliebe unter der blonden und reinen Bonhomie. So iſolirt, wird die einmal entzündete Eitelkeit eine tiefe, gewiſſenhafte, religiöſe Leidenſchaft, ein perſönlicher Cultus, der alle Symptome des Fanatismus an ſich trägt. Wehe dem, der den Gott verkennen will, welcher ſich in der Geſtalt eines Geheimraths zu Caſſel oder Gotha verbirgt!" Ja, es iſt eben die Iſolirtheit, woran die Deutſchen leiden; wir fühlen uns nicht als Glieder eines in die Augen fallenden großartigen Gemeinweſens, und an einer großen Geſellſchaft haben wir offenbar Mangel. Nur im häuslichen Kreiſe ſind wir liebenswürdig, befinden wir uns wohl; wir werden in der Regel lächerlich, wo wir uns produziren ſollen, und ſelbſt in vielen unſerer jüngſten ſogenannten revolutionären Schriftſteller drängt ſich die ſchulmeiſterliche, didactiſche, eitele, jeden ſelbſt den gerechteſten Widerſpruch ſchiefnehmende Natur der Deutſchen hervor. Man ſieht, daß dies formelle Weſen nicht unſere eigenthümliche Haut iſt, in der wir von Jugend auf geſteckt haben, daß es nur angelernt, unſerer Natur an- und abgezwängt iſt. So viel ſchöne menſchliche Eigenſchaften liegen im Deutſchen, und bei keinem andern Volke wird der Menſch ſo leicht vom Standesmäßigen, von der Form verdeckt. Unſere Prediger ſind nicht bloß Prediger auf der Kanzel, ſie wollen auch überall, wo ſie auftreten, als Ihre Wohlehrwürden betrachtet und behandelt ſein. Der Beamte, der Militär, der Medi-

ziner, der Juriſt — die ſind in ihrer öffentlichen Erſcheinung keine Menſchen mehr, ſie ſind eben nur das, was ihre Uniform, ihr Titel bezeichnet, ſie ſind nur die Aushängeſchilde ihres Standes, auf dem alle Eigenthümlichkeiten deſſelben in der Kürze verzeichnet ſtehen, wie auf einem Waarenlager oder Kneipenſchilde. Es iſt unglaublich, was ſo ein Beamter, wenn er Abends in Geſellſchaft kommt, heute für den Staat gewirkt, wie viel der Hauptmann heute Rekruten eingeübt und zu künftigen Vaterlandshelden ausgebildet, wie viele unheilbare Kranke der Arzt geheilt, wie viel wichtige Criminalfälle der Juriſt, vielleicht ein Referendar, entſchieden und wie überaus zufrieden mit ihm das Collegium ſich gezeigt hat! In der Ferne winkt bereits ein Orden der aller nur möglichſten Klaſſe, mit oder ohne Eichenlaub, mit oder ohne Schleife; oder, wie ſich denn bei uns Alles ſo gern geheim macht, ein Geheimraths- oder ſonſt ein Titel, der was Geheimes an ſich trägt und doch vor dem Volke ſo breit thut. Freilich hat dieſe Fügſamkeit, in ſeinen Stand und in das was einer vorſtellt, aufzugehen, ihre guten Folgen; nirgend giebt es beſſere Arbeiter im Weinberge des Herrn und die das ihnen vertraute Pfand gewiſſenhafter verwalten, als in Deutſchland — wir haben ſehr gute Bräute, die nichts ſind als Braut, ſehr gute Mühmchen, die nichts ſind als Muhme, wir haben treffliche Häusväter und Hausmütter — Schade nur, daß dieſe Häusväter und Hausmütter in Deutſchland auch nur einen Stand bilden und wenig kennen, was darüber hinausläge. In Deutſchland iſt ein Genie übel dran. Wie lange wird es gekreuzigt, gedrückt, über die Achſeln angeſehen! Denn bei uns gilt nur der gemachte, ge-

wordene Mann, nicht die großen Eigenschaften, durch die man etwas werden könnte. Man will überall einen Erfolg sehen, und den sieht man, wenn solch ein Genie es über sich bringt, ein salarirtes Schubladenstück der Menschheit zu werden, unter den Töchtern des Landes sich umzusehen und eine gesunde Bürgerstochter zu heirathen, eine kleine oder große Hauswirthschaft anzulegen, mit Tabackspfeife und Feuerschwamm in die Tabagie zu rücken und zur Noth auch wohl ein Häuflein junger Staatsbürger zu erzeugen, die man wohl oder übel zu etwas erzieht, was nicht mehr Genie entwickelt, als zum Haus- und Staatsbürgerthum nothdürftig hinreicht.

Wir haben uns selbst von Anfang unseres literarischen Bewußtseins an die schönsten Complimente gemacht. Wir waren in unsern Augen das gelehrteste, gebildetste, frömmste Volk; besonders rühmten wir unsere Redlichkeit, unsere Treue, unsere Arbeitsamkeit, unsern Heldenmuth; und wenn die Gegenwart eben keinen Helden aufzuzeigen hatte, so sahen wir doch am Eingange zu unserer Geschichte einen Helden stehen, Hermann den Cherusker, obgleich, ehrlich gestanden, die Schlacht von Teutoburg der deutschen Redlichkeit eben keine Ehre macht. Indeß dies bei Seite! Naturvölkern darf der rohen Gewalt gegenüber nichts unerlaubt sein. Aber jene Deutschen der Teutoburger Schlacht und wir, ihre Urenkel, welche die Befreiung von der römischen Herrschaft nur benutzt haben, um uns dem harten, unchristlichen, zu Gunsten der Vornehmen und Freien verfaßten römischen Rechte zu unterwerfen und aus unserm eigenen Volke selbst jene Sachwalter zu reprobuziren, denen die alten

Deutſchen im gerechten Zorn die lügneriſche Zunge ausriſſen; nur benutzt haben, um uns an lateiniſchen, ſchimpflich klein gedruckten Claſſikern den Flammenquell der jugendlichen Sehe bis zu ihrer Erlöſchung auszuleſen; nur benutzt haben, um am Cicero unſern vaterländiſchen Styl und am Horaz unſere Dichtkraft zu verderben — man kann es kaum glauben, daß ſie mit ihren Rieſenleibern und ihrer freien Wald-, Jagd- und Kriegsluſt, ein und daſſelbe Volk mit uns, den geſchniegelten, zärtlichen, von Wind und Wetter wie Rohr bewegten Jünglingen des modernen Deutſchlands geweſen ſein ſollten! Indeſſen haben wir ja einen Beweis davon; man ſetzt dem Arminius ein Denkmal, ein Vorfall, über den ſich der Seelige noch vor Vergnügen im Grabe umwenden wird.

Wir ſind treffliche Leute, wir! Aber die Complimente, die wir uns ſelbſt gemacht, haben uns nicht ein Haarbreit weiter gefördert. Einige verſuchten es auf andere Weiſe, und Hölderlin, der des griechiſchen Himmels und der Umgebung griechiſcher Kunſtgebilde bedurft hätte, um ſich vollkommen zu genügen, iſt von ſeiner Wuth gegen Deutſchland völlig enthuſiasmirt; ſeine Pfeile, die er ſchleudert, ſind die des Sonnengottes; wo ihn der Dämon gegen Deutſchland raſen läßt, erſcheint er in der Stellung des Apollo, der den Python erlegt; wie ein Athlet, der ſelbſt in der Hitze des Kampfes auf ein ſchönes Gliederſpiel hält, ringt ſeine elfenbeingliedrige Sprache, während Börne in ähnlicher Situation nicht ſelten in der Stellung eines engliſchen Boxers erſcheint, jedes Wort bei ihm als ein Fauſtſchlag, treffe es, was es wolle, Bruſt- oder Naſenbein des Gegners. „Barbaren,“ ſagt Hölderlin von den Deutſchen, „Barbaren von Alters

her, durch Fleiß und Wiſſenſchaft und ſelbſt durch Religion barbariſcher geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit wahrhaft beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonielos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes ꝛc." Und weiter: „Kein Volk, was zerriſſener iſt, als das deutſche. Handwerker ſiehſt du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Herren und Knechte, Junge und geſetzte Leute, aber keine Menſchen. Die Deutſchen bleiben nur beim Nothwendigſten, und darum iſt bei ihnen auch ſo viele Stümperarbeit und ſo wenig Freies, Aechterfreuliches. Doch das wäre zu verſchmerzen, müßten ſolche Menſchen nur nicht fühllos ſein für alles ſchöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottvergeſſenen Unnatur auf ſolchem Volke." — „Die Tugenden der Deutſchen ſind nur ein glänzend Uebel und nichts weiter; denn Nothwerk ſind ſie nur, aus feiger Angſt, mit Sklavenmühe dem wüſten Herzen abgerungen." „Es iſt nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelfe herabgewürdigt iſt bei dieſem Volke, und was ſelbſt unter den Wilden göttlich rein ſich meiſt erhält, das treiben dieſe allberechnenden Barbaren, wie man ſo ein Handwerk treibt; denn wo einmal ein menſchlich Weſen abgerichtet iſt, da dient es ſeinem Zweck, da ſucht es ſeinen Nutzen, es ſchwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt geſetzt, und wenn er feiert und wenn er liebt und wenn er betet, ſo bleibt der Deutſche in ſeinem Fach." — „Es iſt herzzerreißend, wenn man Eure Künſtler, Eure Dichter ſieht und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben

und pflegen! die Guten! Sie leben in der Welt wie Fremdlinge im eigenen Hauſe, ſie ſind ſo recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgeſtalt an ſeiner Thür ſaß, indeß die unverſchämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landſtreicher gebracht?" — „Voll Lieb' und Geiſt wachſen ſeine Muſenjünglinge dem deutſchen Volke heran; du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter und ſie wandeln, wie die Schatten, ſtill und kalt, ſind wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäet, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn ſie ſprechen, wehe dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünſten den Verzweiflungskampf nun ſieht, den ihr zerſtörter ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er es zu thun hat." — „Die Deutſchen leiden, um des Außenlebens willen, alle Schmach, weil ſie Höheres nicht kennen, als ihr Machwerk, das ſie ſich geſtoppelt." —

So weit Hölderlin. Und Börne? Hören wir auch Börne. „Man muß nicht aufhören," ſagt Börne einmal, „die Deutſchen zu ärgern; das allein kann helfen. Man ſoll ſie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht — ſie ſind ſogar gute Leute — man muß ſie in Maſſe ärgern. Man muß ſie zum National-Aerger ſtempeln, kann man ſie nicht zur National-Freude begeiſtern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: ihr ſeid keine Nation ꝛc." „In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Couriers, in Deutſchland das eines Poſtillons, der die nämliche Station ſtets hin und zurückmacht und dem das Glück ein armſeliges Trinkgeld reicht. Freilich iſt uns auch jeder Stein auf unſern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im

Schlafe machen; wir haben ſo viel Genie wie ein Pferd. Das nennen wir gründlich ſein.“ Ein andermal nennt Börne die Deutſchen die „Lampenputzer im Welttheater.“ Dann bricht er wieder in Wuth aus über die geringe Theilnahme, welche das Genie bei den Deutſchen findet. „Denken Sie,“ ſchreibt er, „an Beethoven! O ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutſcher Erde, daß ich ſie hinunterſchlucke!“ So, meinte er, könne er das Land wenigſtens ſymboliſch zu nichte machen. „Das iſt nicht allein Menſchlichkeit,“ ſchreibt er an einem andern Orte, „daß man Jedem in ſeiner Noth, ſobald er klagt, zu Hilfe kommt, ſondern daß man menſchlich fühle und eines Jeden Noth errathe und verſtehe. Das vermögen die Franzoſen, denn ſie ſind Totalmenſchen; das vermögen aber die Deutſchen nicht, die nur Stückmenſchen ſind und, kleinſtädtiſch ſelbſt in größern Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenoſſen verſtehen.“

Schon Schiller ſagte einmal, daß man den Deutſchen nicht derb genug die Wahrheit ſagen könne, und er wie die beſten der deutſchen Nation, die eigentlich genialen Menſchen, haben immer gegen die ſchlimmeren Eigenſchaften der deutſchen Nation zu Felde gelegen, mit ihnen zu kämpfen, durch ſie zu dulden gehabt. Viele Genies ſind offenbar an ihren Umgebungen zu Grunde gegangen und an Deutſchland ſelbſt geſtorben; man darf nur Hölderlin, Wezel, Lenz und Kuh nennen, welche nebſt vielen minder bekannten Dichtern wahnſinnig wurden; Grabbe, der ſich aus Trotz verwüſtete; Hölty und Bürger, welche hungerten; Sonnenfels, Heinrich von Kleiſt, Leßmann, die ſich durch einen frei-

willigen Tod erlöſten. Wie viele Begabte kommen wohl gar nicht zum Vorſchein, weil ſie unter den erſchwerenden Umſtänden des deutſchen Lebens nicht aufducken konnten! Es iſt, wie man es im proteſtantiſchen hilfsbedürftigen Norddeutſchland ſehr gut bezeichnet, zum Katholiſchwerden, und mehrere, wie Zacharias Werner, wurden es auch. Dann unſere Exilirten in Paris! Das iſt Alles ſehr ſchmeichelhaft für uns, aber für das Ausland und die Nachwelt ein kläglicher, ein ſchimpflicher Anblick, ein ſchmutziger Fleck, den alle Wohlgerüche Arabiens und der Ocean ſelbſt aus dem deutſchen Leben nicht tilgen können. Dagegen wuchern in Deutſchland unter erträglichen Umſtänden die literariſchen Lumpe in reichlicher Zahl, die das Sprichwort: mit dem Hut in der Hand (und die Unverſchämtheit auf der Zunge) kommt man durchs ganze Land, im Auge und im Herzen zu behalten wiſſen. Es wäre ein ekelhaftes aber verdienſtliches Geſchäft, eine Geſchichte der literariſchen Lumperei in Deutſchland von ihrem erſten Anbeginn zu ſchreiben und ihre Schliche und Ränke aufzudecken, eine Geſchichte jener Lumpe, welche von der bürgerlichen Geſellſchaft verachtet, durch Gemeinheit, Arroganz, Niederträchtigkeit und Geſinnungsloſigkeit einen Platz in der Tagesliteratur errungen haben! Aber wahrlich, das kann kein geſunder Boden ſein, wo ſolche Frazzen von Literaten gedeihen können. Die Literatur keines Volkes ſonſt hat eine ähnliche partie honteuse aufzuweiſen, vor der jeder Schamhafte die Augen niederſchlagen ſollte! — Und hier denke ich beiläufig mit Schauder an den unglücklichen Lenz, deſſen komiſche Sonderbarkeiten Göthe und den weimariſchen Hofleuten Gelegenheit gaben,

ihn als Hofnarren und Spaßmacher zu brauchen, bis er vollkommen verrückt geworden! Das iſt deutſch, das iſt die deutſche gerühmte Humanität!

Zu Börne's und Hölderlin's Ausſprüchen rechne man noch andere von Heine, deſſen Zorn gegen Deutſchland freilich etwas verwogen Leichtfertiges hat. Er ſchüttelt ihn mehr aus der Feder, als aus dem Herzen. Alles in Allem, Heine iſt ein zu inconſequenter Schriftſteller, zu dandy- und poltronmäßig, um uns an die Gründlichkeit ſeines Zorneifers glauben zu laſſen. Aber auch ernſtere und würdigere Männer haben gegen ihre deutſchen Landsleute den ſchärfſten Tadel ausgeſprochen. Dahin gehört der würdige Jochmann, der Freund Zſchockes, Oelsners und Schlabrendorfs, welcher den Deutſchen beſonders ihren unterwürfigen, kriecheriſchen, vereinſamten, das Schlimmſte zu erdulden fähigen Character zum Vorwurf macht. Dieſer Character, behauptet er, trüge ſich auch auf die Schriftſteller über. „Zu befangen von Vorurtheilen," heißt es in ſeinen trefflichen, von Zſchocke herausgegebenen Nachlaßpapieren, „zu wenig bekannt mit der Welt, und zu wenig geachtet von ihrem Publikum, pflegen die deutſchen Schriftſteller (mit wenig Ausnahmen) ihre Meinungen nach den Wünſchen, Anſichten oder gar den Befehlen ihrer Gönner einzurichten, um dieſen Meinungen aus der zweiten Hand die Thatſachen anzupaſſen, die ſie zur öffentlichen Kunde bringen. In England und Frankreich bedienen ſich die Regierungen wohl der Schriftſteller, um Meinungen anzugreifen oder zu vertheidigen; aber das würde nicht geſchehen, wenn nicht das Volk ihnen Zutrauen ſchenkte, indem es ihnen Selbſtſtändigkeit zutraut. Selbſt

die Kühnheit darf bei uns nur im Gewande der Schmeichelei erscheinen." Jochmann, der überall das Einfache, Offene, Natürliche und Gesunde begehrt, hält die deutschen Zustände für kleinlich und erzwungen. Jochmann starb 1830, noch vor der Juliusrevolution; wie viele kennen Jochmann? In Deutschland einen ihm angemessenen Boden nicht findend, begab er sich nach Paris; nicht um weltliche Vortheile zu suchen, sondern um seinen Character, seine Gesinnung, sein Talent in ursprünglichster Form und natürlichsten Farben spielen zu lassen. In Paris endlich fand er einen aus gleichgesinnten Landsleuten bestehenden Kreis vor, da fand er Regsamkeit, Kraft, Aufgeschlossenheit und, was ihm vor Allem zusagte, die Licenz, im Reden und Denken sich nach Belieben ergehen zu dürfen. Zwischen Schlabrendorf, Oelsner und ihm gab es eine fortdauernde Communication von Ideen, einen Austausch von Ansichten, einen ununterbrochenen Denkprozeß. Was Jeder fühlte und meinte, wurde Eigenthum des Andern. Es was keine kleinliche Freundschaft, welche auf dem geringen Terrain bloß persönlicher Zueigung sich bewegt, und, wie in unserm lieben Vaterlande so häufig, den entgegengesetzteſten Fluctuationen unterworfen ist — es war eine uneigennützige, großartige, die Welt und alle ihre Verhältnisse umfassende Freundschaft, eine unerschütterte, gegründet auf den Geist, die Gesinnung, welche in Allen eine und dieselbe war. Es war die Freundschaft, wie sie unter großen, scharf ausgeprägten Characteren stattfindet. Aber wir wissen, daß die Gegenwart an wirklichen Characteren einen empfindlichen Mangel zu erleiden anfängt. „Die Frauen," sagt Jochmann selbst, „wer-

den heut zu Tage früh alte Weiber und die Männer dazu." Jochmann hatte schon früher mehrere vortreffliche Bücher anonym geschrieben; sein Nachlaß ist in geringerem Maße bekannt worden, als er verdiente. Der Deutsche hat noch viel zu thun, wenn er seine eigentlich großen Männer zu achten, anzuerkennen, ja nur aufzufinden und wirkliches Verdienst von dem Scheinverdienste zu sondern, vollständig lernen will. Jochmann gehörte zu den hochbegabten Männern, die in England und Frankreich etwas geworden wären, wozu ihnen in dem mit jenen Ländern in geistiger Hinsicht vielleicht gleichhochgestellten Deutschlande der Boden fehlte; er verurtheilte sich zu einem freiwilligen Exil, aber er konnte mit Diogenes zu den Deutschen sagen: ich aber verurtheile euch, in Deutschland zu bleiben — was in mancher Hinsicht wohl ein Segen, in vieler Hinsicht jedoch eine Strafe Gottes zu nennen ist.

Durch seine Angriffe auf die schwachen Seiten des deutschen Volkes hat sich ehedem auch Menzel als wackerer Kämpfer ausgezeichnet, und seine Stellung zum Litteraturblatt des Morgenblattes sicherte ihm eine ausgedehnte Wirksamkeit. Die Jüngern, welche gleichfalls von den Zuständen der deutschen Nation geängstigt und gepreßt ihre Zornesklagen in der Schürze ihrer harthörigen Mutter ausweinten, sind uns noch Allen im Gedächtniß, wiewohl sie selbst diese vergrämte Lage allgemach aufgeben und sich kopfüber in das heitere Gebiet der freien Produkzion zu stürzen suchen. Wie es ihnen gelingen wird, liegt vielleicht nicht in ihrer, sondern in einer höhern Hand — was freilich fast wie eine Ironie klingt.

Das Hervortreten der Stände aus dem gesammten Volkskörper macht sich in Deutschland, besonders in Norddeutschland, überaus fühlbar. Wo es keine eigentlichen Stände giebt, wie in Hamburg, klagt man über den beschränkten Stolz der Geldaristokratie, welcher unter allen Gattungen des Stolzes und der Hoffahrten der empfindlichste ist. Je weiter nach Süden, desto mehr erlischt das Standesmäßige im Allgemeinmenschlichen. Die Grenzlinien sinken; in München und Wien mischen sich Vornehme und Geringe weit inniger als etwa in Dresden und Berlin. Dresden, die Stadt der Hofräthe, ist durch seine Abschließungssucht der Stände durch ganz Deutschland verrufen. Schade um die schöne Natur! — In Wien und München herrscht die compacte Lebenslust; man würde sie zu beeinträchtigen und ihren Durchbruch zu hemmen glauben, wollte man sich innerhalb der engen Demarcationslinie des Standes absperren. Diese Mischung von Vornehm und Gering nimmt im europäischen Süden je weiter desto mehr zu. Man denke an Italien, wo sogar das Ungeziefer mit dem Menschen auf einen so vertraulichen Fuße gegenseitigen Wechselverkehres steht; man lebt und läßt leben — diesem schönen menschlichen Grundsatze verdanken wir die Qualen, welche die italienischen Flöhe dem Regimentsauditeur Nicolai bereitet haben, und die Qualen, die Nicolai uns und der Literatur bereitet hat. Die Flöhen- und Wanzenvertilgungsliteratur ist ein Produkt des inhumanen Norddeutschlands, und es ist für den Süden sehr bezeichnend, daß z. B. in München die Gesetze gegen Thierquälerei strenger sind als etwa in Berlin. Der wackre Arndt, der sich später in die Tollheiten des Ur-

deutſchthums mehr als billig einließ, hat ſich Italien durch die Flöhe nicht verleiden laſſen. Seine Reiſebeſchreibungen gehören zu den munterſten und genußreichſten, welche von Deutſchen geliefert ſind. Er ſuchte das Menſchliche ſo gut wie Mundt, aber nicht in den Salons, noch in den Handwerkerſtuben der Schriftſteller, die in der Regel ſo viel als Menſchen verlieren, wie ſie als Schriftſteller gewinnen, obgleich auch der umgekehrte Fall möglich und denkbar iſt. Arndt befand ſich in Italien überaus wohl. „Hier, ſagte er einmal, geht der erſte beſte Marcheſe hin und kauft ſich aus derſelben Pfanne bratende Kaſtanien, nimmt aus demſelben Korbe Pinien und Obſt, aus welchem ein rüſtiger Bettler, der neben ihm ſteht, vor ihm kaufte. Hier trägt der erſte Edelmann, ſo ihm unterwegs etwas gefällt, es eigenhändig nach Hauſe, wobei ein deutſcher Schneider zittern wird, es über die Gaſſe zu tragen. Hier kehrt ſich Keiner in ſolchen Dingen an einander und was nicht laſterhaft iſt, dünkt dem ſtarken Character auch vor allem Volk erlaubt. Was würde man in gewiſſen deutſchen Ländern ſagen, wenn die Miniſter oder Baronen in einem öffentlichen Garten aus dem Wagen ſtiegen, ſich die Kleider abwürfen und Ball ſpielten, wo vielleicht einige Straßenbuben neben ihnen daſſelbe Spiel treiben? Was würde man ſagen, wenn Einer von ſo oder ſo viel Ahnen auf dem Markte unter allem Volke ſich erlaubte, Nüſſe und Weintrauben zu naſchen? Der Deutſche iſt ſelten er ſelbſt unter andern Menſchen." — Ja, es iſt die Etikette, der ſogenannte Anſtand, welcher auf Begriffen beruht, die aller Natürlichkeit, Formenſchönheit, Beweglichkeit und Leichtigkeit des Da-

ſeins zuwiderlaufen, und der uns ſogut auf der Straße wie im Hauſe unter fortdauernder polizeilicher Aufſicht hält. Ich für mein Theil glaube, daß ſelbſt unſre Knixe und Complimente, wobei man den Boden ſcharrt, die Füße krampfhaft zuſammenzieht und den Oberkörper in der Mitte bricht, eben ſo unterwürfig und eines kräftigen Volkes unwürdig, als eckig und dem wahren Gefühle für Schönheit zuwiderlaufend ſind; der Unbequemlichkeit gar nicht zu gedenken. Das iſt moderner Firlefanz, wobei wir uns wie Drahtpuppen, Automate und Sclaven benehmen, ein Firlefanz, wovon die freien und gebildeten Griechen und die Römer, deren Tugend die Virtus war, nichts gewußt haben. Die Orientalen und Perſer, denen es an Höflichkeit nicht fehlt, wiſſen viel mehr von Würde und Anſtand, als unſre ausbündigſten Elegants, die vom Tanzlehrer dreſſirt wurden und die engliſchen hints of etiquette und die deutſchen Complimentirbücher paragraphenweiſe auswendig gelernt haben. In der That! ein unſrer heroiſchen Zeit würdiges Studium! — Das aber iſt das Schlimmſte und vom trübſeligſten Einfluß auf die Geſittung der Zeit, daß unter der Laſt aller dieſer von der Etikette vorgeſchriebenen Aeußerlichkeiten das wahre Gefühl und die natürliche Empfindung zu Grunde gerichtet werden. Dazu die unſtäte, flüchtige Mode, die ſich ſelten auf der Wahl ſchöner Formen ertappen läßt, und die unmaleriſchen, ſteifen Modekleider, die, wie ſie Menzel ſchön bezeichnet, an den betreffenden Perſonen wie „Löffel am Galgen“ hängen!

Die egoiſtiſche Heimlichkeit und Abgeſchloſſenheit iſt im geſelligen Leben der Deutſchen hervortretend. Börne bezeichnet ſie unter dem Namen der Kleinſtädterei, und dieſe

Kleinſtädterei iſt auf der Scheibe der deutſchen Nation der ſchwarze Punkt, auf welchen Börne ſeine Schüſſe hauptſächlich richtet. Wie kränkte es Börne, als er in irgend einer deutſchen Hauptſtadt einen öffentlichen Garten beſuchte und an der Thür jedes Zimmers eine Tafel unter der Aufſchrift „geſchloſſene Geſellſchaft" erblicken mußte. Und als er ſpeiſen wollte, fand er die Tafel nicht für ſich gedeckt, ſondern für eine geſchloſſene Geſellſchaft! und hätte er Kegel ſchieben wollen, er würde abermals gefunden haben, daß man hier kegele in geſchloſſener Geſellſchaft! Betrachtet unſre Zuſammenkünfte und Tafelfreuden! Welche Anſtalten macht man, um Andre zu vergnügen und ſich vergnügen zu laſſen. „O, erzählen Sie uns die Anekdote!" — „Reißen ſie einen Witz!" — „Singen Sie uns ein Lied" ꝛc. ſolche Aufforderungen muß ſich Jeder gefallen laſſen, der entweder als Anekdotenerzähler oder als Witzreißer bekannt iſt, oder geſellſchaftliche Lieder mit gutem Ton und gutem Anſtande, mit ganzer oder halber Stimme vorzutragen weiß. Da iſt Alles beabſichtigt, vorbedacht und veranſtaltet! — Von unſrer ſogenannten „guten" Geſellſchaft gilt Göthe's Vers jetzt wie damals:

Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht nicht die Gelegenheit giebt.

Und unſere Converſation! Wie ſelten kommt ſie in Fluß! Unſer geſellſchaftliches Leben kugelt ſich zuſammen wie ein Stachelthier; man kann ihm nicht beikommen; unſre ſogenannten Salons ſind wie Kloſterzellen voll Einſiedler; die Converſation zehrt nur am dürren trockenen Holze, und wenn das Geſpräch in's Feuer kommt, ſo ſticht es ſich plötz-

lich, wie der Baſilisk, den Schweif ſelbſt in den Nacken, um ſich zu tödten. Wir halten den Mund, auch wenn wir ihn aufthun. Werft einen Blick in unſre Familienfreuden, Klubbs und Kränzchen! Welche aufreibende Fadheit, welch äußerer Glanz bei innerer Hohlheit, welche jeden freien Aufſchwung ertödtende Langweile! Das geſellige Spiel hat man verlernt und doch keinen genügenden Erſatz dafür gefunden! Worüber ſpricht man, worüber ſoll man ſprechen? Etwa nur über das, was Glanz hat, die Eitelkeit fördert und doch in ſich ohne Gehalt iſt — Modeſachen, Theater, Paraden, Cavalcaden, Ballette, Hof- und Scandalgeſchichten! — Und unſre Frauen! vielleicht ſetzt ſich eine an's Clavier, ſie thut's mit Widerſtreben! Nun ſitzt ſie, ſie ſpielt auch wohl, oder gar, ſie ſingt! — Bravo! man ruft Beifall! — aber welch ein dünnes Stimmchen, welch ein ſchülerhaftes Spiel! — Keiner amüſirt ſich dabei, aber man thut doch ſo, und auf das „nur ſo thun" läuft zuletzt doch Alles hinaus! O, dieſe ſüßen, prüden Demoiſells, und dieſe ſüßen, prüden jungen Herren, die auch nicht eher zu brauchen ſind, als bis ſie walzen, galoppiren oder eine Cigarre rauchen! Vielleicht bittet man eine Geſellſchaft zuſammen. Ein Schriftſteller hat vor fünf Jahren ein Drama geſchrieben; er lieſt es heut Abend vor. Eine deutſche literariſche Geſellſchaft! Ein Wunder! Die Geladenen ſind alle exquiſit, einige Damen gelehrt, andere, die nicht orthographiſch ſchreiben noch orthographiſch Geſchriebenes verſtehen können, ſind mindeſtens körperlich liebenswürdig und geiſtig langweilig, die Frauenzimmer ſitzen in der Runde, wie ein Zwirnknäuel zuſammengewickelt, die Herren in zerriſſner ſporadiſcher Unordnung, den Hut in der

Hand oder zwiſchen den Beinen, einige ſtehen und zucken vor Unruhe und Vergnügen mit den Füßen — wäre das Abendbrot nur erſt aufgetragen! — Der Gott ſei bei uns der Langweile, ſchreitet durch das Gemach und wächſt mit jedem Worte, welches der Dramatiker aus ſeinem Manuſcripte vorlieſt, zu grauenhafter Rieſengröße, aber das Drama iſt überaus herrlich, ſehr witzig, ſehr geiſtreich, man hat nie dergleichen gehört, man taumelt vor Entzücken zum Abendeſſen, man fängt an, das Geſicht in freundliche Falten zu legen, entweder aus Vergnügen über das Drama, welches man genoſſen hat, oder über die Speiſen, welche man noch genießen ſoll. Dies ein Beiſpiel von einer extraordinären literariſchen Zuſammenkunft!

Nun noch ein Paar Worte über das Surrogatmittel und den Nothbehelf der Unterhaltung, das Kartenſpiel, wobei ich freilich Gefahr laufe, die Dinge allzugenau zu ſehen, wie es im Shakſpeare heißt. Ein bekannter ruſſiſcher Schriftſteller, Bulgarin, iſt mir hierin ſchon vorangegangen, indem er in einer Abhandlung die Erfindung des Kartenſpiels, ihren Erfolgen nach, der Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunſt, der Gas- und Dampfbereitung ꝛc. gleichſtellte. Ich denke aber minder friedlich und verſöhnlich über das Kartenſpiel als Bulgarin, und beſonders minder friedlich von den ſtill verlaufenden, gemüthlichen, höchſtens ein kleines Gezänk — was man „Knittereien" zu nennen beliebt — veranlaſſenden geſellſchaftlichen Spielen, dem Whiſt und Boſton, Spielarten, welche nur einem excentriſchen Kopf oder einem durch zu vieles Nachdenken aufgeregten Gelehrten, der Abdämpfung und Zerſtreuung wegen, erlaubt ſein

ſollten. Dieſe Spiele ſind der Tod der Geſellſchaften, der Converſation; eine Fortſetzung der häuslichen Langweile und Nichtsdenkerei in anderer Form. Man ſetzt ſich, man ſitzt, und wie ſich von ſelbſt verſteht, ehrbar; man ſpielt die Karten aus, der Reihe nach, eins, zwei, drei, vier — man hat einen Stich, endlich gar einen Trick, eine Parthie, und — was noch mehr ſagen will — einen Robber gewonnen. Nun robbert und gegenrobbert man ſich durch. Fortdauerndes Unglück macht erboſt, verdrießlich, mürriſch und legt den erſten Grund zur Unzufriedenheit mit dem Schickſal, mit Gott und der ganzen Welt; aber man darf nicht merken laſſen, daß man erboſt iſt — ein Uebelſtand, welcher die Verſteckheit und das Heuchelweſen begünſtigt. Seht da! wie die unliebenswürdigſten Eigenſchaften durch das Whiſt- und Boſtonſpiel erzeugt und genährt werden. Schadet das Unglück beim Spiel, ſo bringt fortdauerndes Glück auch keinen Nutzen für die Moral, und hat eitles Vertrauen zu ſich und zum Schickſale, oder Ueberdruß und Langweile zur Folge. So die Dinge anſehen, heißt zwar ſie allzudeutlich ſehen; aber es bleibt doch wahr, daß das Kartenſpiel, verbunden mit andern langweiligen Inſtitutionen, die Poeſie in unſern geſellſchaftlichen Kreiſen bis zum Tode vergiftet. Beſonders bei unſern Frauen und Jungfrauen, die man nicht früh genug dazu anlernen kann, damit ſie im Nothfalle im Stande ſind, den vierten Mann in ihrer jungfräulichen Perſon zu ſtellen. Da erliſcht denn alle Gemüthlichkeit und mädchenhafte Herzlichkeit. Wenn die Frauen des Mittelalters Muße hatten, ſo ſaßen ſie beim Spinnrocken, am heimlichen Kamine, wo das Feuer traulich loderte, und hiel-

ten ihre poetiſche Anſchauung wach durch das lebendige Wort, durch die Mittheilung von Mährchen und Abenteuern und die Erzählungen von den Thaten der tapfern Männer und vom ſchmucken Turnierſpiele. Hätten die Spartanerinnen, die Griechen und Schweizer Boſton oder Whiſt geſpielt, ſo würden wir ſchwerlich etwas vernommen haben von dem Heroismus der ſpartaniſchen Frauen, dem Triumphe von Marathon und Salamis, den Siegen bei Morgarten und Sempach, bei Granſon und Murten. Als wir den Franzoſen den Stuhl vor die Thür des deutſchen Landes ſetzten, hatte uns die Noth ſo weit gebracht, daß wir des Whiſt- und Boſtonſpieles vergeſſen hatten. Das Meiſte thaten doch die Landleute, deren Kartenſpiel „Deutſch-Solo oder Blücher" im Kruge zugleich Action iſt, eine Arbeit, ein Gliederſpiel, ein Drauf- und Dreinſchlagen. Das Kartenſpiel im Feldlager iſt ein ganz anderes als das in unſern Salons. Thee, Kaffee, Taback, Gewürz, Branntwein, Liquer und Kartenſpiel — welch ein ganz anderes Blut muß in unſern Adern und ſomit in der Weltgeſchichte ſelbſt fließen! Aus Beider Blut ſind wenigſtens die Eiſenbeſtandtheile ausgeſogen; aber das hypochondriſche venöſe Blut blieb bis zum Uebermaße zurück.

Wir haben uns immer viel mit unſrer Redlichkeit und Treue beſchäftigt, und es iſt wahr, es fehlt uns nicht an einer gewiſſen Offenheit. Wir theilen unſre Freuden und Leiden gern ohne Rückhalt mit, eine Eigenſchaft, die aus unſerm an ſich kindlichen Gemüthe ihren Urſprung nimmt. Indeß iſt ein unbedingter Glaube an die Menſchheit und an die Wahrhaftigkeit Einzelner für eine Zeit kaum

noch paſſend, wo durch allerlei äußere Einflüſſe die Verhältniſſe tief im Grunde ſo erſchüttert, die Gemüther ſo verbittert oder ſo raffinirt ſind, daß der gläubig ſich Hingebende leicht Gefahr läuft, zu kurz zu kommen und in dem eigenen Grund und Boden ein Grab zu finden. Wir haben jetzt eine Zeit der kaufmänniſchen Speculation, des Raffinements, des Spionirweſens, wir ſind gezwungen auf der Hut zu ſein, das enthuſiaſtiſche Gefühl für Freundſchaft zurückzudrängen und unſre Gläubigkeit, die uns viel Schaden gethan und mancherlei Täuſchungen erfahren hat, einzuſchränken. Ein unſchuldig ehrlicher Menſch iſt hierbei übel dran; er weiß ſich in den Irrgängen einer ſo complicirten rückſichtsvollen Welt nicht zurechtzufinden und verliert, wenn er den Glauben an die Menſchheit verloren hat, auch leicht den Glauben an ſich; wo der Argwohn einbricht, der ſcheelblickende Wolf unter die Lämmer unſerer Hoffnungen und Fürwahrhaltungen, der Kirchenräuber in das Allerheiligſte, welches unſer Herz wie eine vom Nachtmahltrank der Liebe überſchäumende Hoſtie verbirgt, da hören die Unſchuld und die Tugend auf, das leichte Blut unſrer Moral verdickt ſich und hat keine freie Circulation mehr, die Störungen in unſerm innern Menſchen nehmen mehr und mehr zu, wir verderben den urſprünglichen klaſſiſchen Text unſers Gemüthes mit der kritiſchen Tünche der gothiſchen Mönchsſchrift, die reinlichen und gottſeeligen Liedernummern werden auf der geweihten Tafel mit ſchmutzigem Schwamme ausgewiſcht und der Herr Adam Rieſe, der Rechnungsrath des raffinirenden und ſkeptiſchen Verſtandes, ſchreibt ſeine Subtractions- und Diviſionsexempel darauf, jener moderne Verſtand, der immer nur theilt,

ſondert und abzieht und die Probe macht, ob er auch richtig calculirt habe. Verluſt an Gläubigkeit macht unglücklich und Unglück verfinſtert und verſchlechtert die Gemüther, beſonders in unſrer Zeit, wo man nur an das gegenwärtige Leben zu glauben anfängt und den Sperling in der Hand der Taube auf dem Dache vorziehen lernt. Unſre Jugend fühlt ihr Unglück; und wäre es nur fingirt, ſo iſt eine Zeit, welche ein Unglück zu fingiren erlaubt, der troſtloſeſte Boden, troſtloſer als der Boden eines reellen Unglücks, der ſich doch umwenden läßt, um das fruchtbare Erdreich zu oberſt zu bringen. Das Alter freilich hat jetzt eine ſchöne Zeit, um ſich die Schlummerkiſſen zurecht zu legen; aber die Jugend begehrt Kampf, begehrt ein Ideal in die Welt zu ſetzen oder auch nur verehrt zu ſehn, welches jenſeit der gewöhnlichen Haus- Gerichts- Schul- und Kirchenordnung liegt. Die Jugend muß kämpfen, ſie muß wenigſtens kämpfen wollen, oder wir werden eine Welt voll junger Greiſe bekommen, die, wenn die Zeit der Thaten, der Gefahr, des Kampfes da iſt, mit erloſchenen Augen und vergrämtem Gemüth die Tagsbefehle und Proclamationen anſtarren und nichts herausleſen wird, als daß der Buchſtabe den ertödteten Geiſt nicht mehr lebendig zu machen im Stande ſei.

Oder man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß den Hoffnungen und Bedürfniſſen der Jugend, die durch ſo ungeheure unſrer Gegenwart theils angehörige theils ihr nahe voraufgegangene Thatenſtürme angeregt ſind, vollkommen genügt werde? Man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß unſre Jugend eine muntre, idealiſtiſche Jugend von grünem und friſchem Holze ſei? Man wird doch nicht etwa

behaupten wollen, daß unſre Erziehung und Pädagogik auf naturgemäße Grundſätze ſich ſtütze und die Jugend mit dem wirklichen Leben auf eine Weiſe vermittele, welche ſie den Schulzwang vergeſſen ließe und einer geſunden praktiſchen Lebensauffaſſung entgegenführe? — Man lernt bei uns in der Regel nur, um das Gelernte zu vergeſſen, während man doch hauptſächlich lernen ſollte, das Gelernte auch praktiſch anwenden zu können, man lernt nur für das Examen und hält die Jugend in einer Abhängigkeit vom Buchſtaben der alten Lehrmethode, welche viele von ihnen zu Sklaven der bloßen Grammatik und Dogmatik, zu Geſpenſtern der Gelehrſamkeit macht, während andere aus Trotz gegen dieſen pädagogiſchen Zwang ihre Geiſtesfreiheit in der Geiſtesfrechheit ſuchen, ſich Allem, was außer dem Wege liegt, ohne Wahl und Leitung hingeben und der modernſten Oberflächlichkeit zum Opfer fallen. Hieraus entſpringen die wunderlichſten Erſcheinungen; und jene Zwietracht, welche zwiſchen Leben und Schule keine Mitte zu halten weiß, mithin jene jetzt wahrnehmbare Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Dingen und was ſich daran folgerecht knüpft, ſchreibt ſich aus dem angedeuteten Mißverhältniß her. Auf die Ausbildung des Characters und der Geſinnung wird wenig Bedacht genommen. Zwiſchen der Schule und der Univerſität iſt eine große Kluft. Man weiß in der Regel nicht, wie und was man ſtudiren ſoll. Die Meiſten verflüchtigen ſich; viele gehen im materiellen Studentenleben auf; andere ſuchen ſich mit den Erſcheinungen der Gegenwart zu verſtändigen, ohne daß ein rechter gediegener Grund gelegt wäre. Die auswendig gelernten Ciceronianiſchen Reden und Horaziſchen

Oden, die Ausarbeitung griechiſcher und lateiniſcher Verſe haben zu nichts gedient, als den Geiſt abzuſtumpfen, der ſich nun mit Gewalt durch pikantes Zeitgewürz zu ſtimuliren ſucht. Wie dem Allem ohne eine durchdringende Reformation des Schul- und Studirweſens abzuhelfen ſei, iſt nicht wohl einzuſehen, aber die Reformatoren werden nicht ausbleiben. Jahr zu Jahr rücken wir vom Alterthume weiter ab, von Jahr zu Jahr tauchen in der politiſchen, in der induſtriellen Welt, in dem Bereich der Technologie, der Phyſiologie, der Pſychologie, der Geographie und wie unſre Wiſſenſchaften alle heißen mögen, neue Entdeckungen auf — wie ſoll der Lernende mit der forteilenden Zeit und ihren Entdeckungen Schritt halten, wenn nicht der Unterricht auf der Schule einerſeits vereinfacht und vom alten Wuſte befreit, andererſeits auf das zunächſt Liegende, deſſen Kenntniß nothwendig geworden, ausgedehnt wird! Die Gründlichkeit kann, wo es auf klaſſiſche Studien ankommt, gegenwärtig nur ſcheinbar ſein; früher oder ſpäter durchbricht ſie das Leben der Gegenwart mit ſeinen unzähligen Kreuzfragen und Anſprüchen. Es iſt über dieſen Gegenſtand, gewiß eine Hauptfrage der Zeit, viel zu ſagen und viel iſt bereits von bewährten Männern geſagt worden. Einige ſagen: dem alten Unterrichtsſyſteme reden Geiſter wie Kant, Leſſing, Göthe, Herder, Humboldt u. A. das Wort, in einem gedrungenen Kerne müſſe ſich erſt der Schüler ſammeln, um von hieraus ſich peripheriſch weiter zu verbreiten — und ſo kommt man endlich auf die vielfach angeregte Frage zurück, ob es nicht am beſten ſei, von einer gewiſſen Scheide an den Realunterricht von dem claſſiſchen auf den Gymnaſien

zu trennen und die Zöglinge je nach ihren Talenten und Fachsneigungen entweder dieſem oder jenem zuzuweiſen. Aber die Grundlage müßte hier wie dort vaterländiſch ſein; die deutſche Sprache, ihre Dialecte und die Urform des Alt-Deutſchen eingeſchloſſen, müßte im weiteſten Umfange geübt werden. Denn unſre Sprache iſt unſer Heiligthum, unſer Stolz, unſer gemeinſames Bindemittel; eine Sprache, deren Wohlklang nicht in der äußern Melodie, ſondern der Harmonie ihrer innern Conſtruction beruht; eine Sprache, welche durch ihre Gefügigkeit und Schmiegſamkeit die Poeſie aller Völker und Zeiten in wunderbar genauem Abdruck uns vermittelt hat; eine Sprache, welche den Kern des Wortes nicht dem bloßen Wohlklang der mit überflüſſigen Vokalen aufgeputzten unweſentlichen Anhäng- und Ableitſylben opfert; eine Sprache, welche mit deutſcher Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit keine Sylbe, keinen Buchſtaben verſchweigt; eine Sprache endlich, deren Urborn unerſchöpflich, deren Bildungsmöglichkeiten unendlich und an deren zahlloſen Sproſſen wir ſo recht in das Innerſte und Tiefſte des Gemüths- und Gedankenlebens gedrungen ſind. Lehrt die Zöglinge Achtung haben vor dieſem National-Heiligthum, ſtatt ſie mit mathematiſchen Formeln abzuſtumpfen, welche die Wenigſten Gelegenheit haben, zum Nutzen der Welt anzuwenden! Ich berufe mich hier auf einen beſonnenen alten Gewährsmann, Herrn von Strombeck, der den mit den aufgedrungenen mathematiſchen Studien getriebenen Unfug ſtrenge rügt. Eigentlich productiven Genies iſt dies aufgedrungene mathematiſche Studium immer eine Qual geweſen und eine nutzloſe Zeitverſchwendung.

Wie man in der Regel auf den Schulen den Zöglingen die Geſchichte klein zurichtet und zuſchneidet, wie man den Geiſt der Geſchichte erſt tödtet, um den unbeſeelten Leib den jungen Adlern zur Atzung vorzuwerfen, kann auch wohl nicht die rechte und zu billigende Lehrmethode ſein. Ein Pädagog, der in der Literaturgeſchichte bis zu Göthe und in der Weltgeſchichte bis zur franzöſiſchen Revolution hinaufrückt, hat das Möglichſte geleiſtet; die Gegenwart läßt man bei Seit, was auch ganz gut iſt, da ſie doch nur in verfälſchter Form und umgekehrter Ordnung vorgetragen werden könnte. Im Allgemeinen lehrt man unſre Gymnaſiaſten zu wenig denken, d. h. praktiſch; mit bloßen Formeln iſt nichts gethan, und bei den wenigſten Schülern, ſelbſt Primanern, welche doch ſogar lateiniſche und griechiſche Verſe zurechtzuſetzen wiſſen, iſt von eigentlichem deutſchen Styl die Rede. Es iſt kaum zu glauben, daß ſolche Stümper im Styl ſammt und ſonders bei ihrem Eintritt in ein Amt der deutſchen Sprache vollkommen gewachſen ſein ſollten. Gar die Prediger, die als Schüler ein ſtudiöſes Leben voll Nachtwachen und Tagearbeiten und als Studenten meiſt ein durch Noth und Armuth gedrücktes Leben führen — wo ſollten ſie alle das heilige Feuer der Rede hernehmen? — Auch wende man mir hier nicht ein: woher die Menge jetzt von jungen Schriftſtellern, die doch alle ein lesbares, möglichſt fehlerfreies Deutſch zu ſchreiben wiſſen? Aber wer wollte einen blos aus der Converſation hervorgegangenen, witzelnden, pikanten, leichtfertigen und gedankenleeren Styl für Styl halten? Ein Styl ohne Gedanken iſt keiner, denn nur der Gedanke macht ſeinen Styl.

Es müſſen ſchon tüchtige Gemüther ſein, welche ein Vierteljahrhundert dreſſirt wurden, den Schulzwang durchmachten, die Studenten- und Kadidatenjahre in Brot- und Examenarbeiten verzehrten und doch die gehörige Elaſticität und Freiheit des Geiſtes zu wahren wiſſen. Dafür ſeht ihr auch die unzähligen geſchwächten Augen, die ſich mit der umgebenden Welt durch Brillen vermitteln, die krankhaften Unter- und eingedrückten Oberleiber! Es ſind ſchon viele Stimmen gegen die Gebrechen unſrer Studien-Einrichtungen laut geworden, aber noch immer nicht genug, noch hinlänglich beharrliche. Der Medicinalrath Lorinſer hat ſich dieſer hochwichtigen Angelegenheit in einem denkwürdigen Aufſatze vom mediciniſchen Standpunkt aus angenommen. So viel bleibt gewiß, daß es ehedem ein geſünderes, kräftigeres, körperlich und geiſtig harmoniſcher ausgebildetes, den erhebenden Einflüſſen der Religion und den erkräftigenden der Natur zugänglicheres Geſchlecht gab. Wir leiden, wie Lorinſer bemerkt und jeder Andere, der mit offenen Augen ſieht, bemerken kann, an einer krankhaften Verſtimmung unſrer Organiſation, an einem Ueberreiz der Nerven, an einem hypochondriſchen Grundleiden, das nicht ſelten ſchon in ſehr frühen Jahren hervortritt und uns mit der umgebenden Welt in eine herbe Oppoſition ſetzt. Ich kenne Fälle, wo die Hypochondrie ſchon im zehnten Jahre vollkommen ausgebildet war. Trifft man hier keine Abhilfe im Ganzen und Großen, ſo wird das Geſchlecht, nach den Geſetzen des Falles, ſich progreſſiv kraftloſer geſtalten. Die aufregenden Mittel, welche der Jüngling ergreift, um dieſe verbitterte moroſe Stimmung auf die leichteſte Weiſe los zu werden,

ſind auch ſelten die rechten und mehr geeignet, ihr Nähr- als ihr Ableiteſtoff zu werden. Das Leben, das wir in und mit der jetzt ein wenig derangirten Familie führen, ſo wie das, welches uns mit der weiten Peripherie der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt in Verbindung ſetzt, iſt ſo wenig wie das Schulleben im Stande, die krankhaften Elemente in uns zurückdrängen. Wo man unſer geſelliges Leben faſſen mag, zu Hauſe, bei Tafel, bei Tanz, Thee oder Weißbier — es hat nichts Plaſtiſches, es hat etwas Verſchwommenes, trotz allem Formellen Formloſes, was ſich nicht greifen, ſondern nur angreifen läßt. Wir ſtehen insgeſammt zu weit abwärts von der Natur. Der Urquell des Lebens wird ſchon im Säugling erſtickt, bereits in der Wiege bedrängen und beengen uns Schnüre und Windeln; wir können als Kinder nicht einſchlafen, ohne daß man uns wiegt und ſchaukelt. Der verſtorbene würdige Director des grauen Kloſters in Berlin, Köpcke, ſprach ſich in einem Programme über denſelben Gegenſtand für einen Berliner Gymnaſialdirector freimüthig genug aus. „Ich fühle mich," ſagt er, „genöthigt zu bekennen, daß mir das poetiſche und produktive Geiſtesvermögen bei unſerer Jugend immer geringer zu werden ſcheint, und daß dieſe für wahrhaft poetiſche Eindrücke auffallend gleichgültiger iſt, als ſie es nach der Erfahrung früherer Zeiten war, und als es mir ſelbſt aus der Zeit vor dreißig oder vierzig Jahren, wo freilich Schiller mit ſeinen friſchen Schöpfungen ſeinen Geiſt auf uns ausſtrömen ließ, erinnerlich iſt." Das, meint Köpcke, ſei Folge unſers jetzigen ſo complicirten Unterrichtſyſtems. Und hieran knüpft er den Wunſch, daß man das geſellige Treiben der Leibes-

übungen durch Anweiſung von waldumkränzten Räumen in freier Natur befördern möge.

Weitzel hat ſchon vordem vom pädagogiſchen Standpunkt aus gegen die ſchädlichen Einflüſſe, welche Vielheit der Unterrichtsgegenſtände, Vielheit der Unterrichtsſtunden und Vielheit der häuslichen Aufgaben auf das Gemüth ausüben müſſen, ein treffliches Schriftchen herausgegeben. Auch der alte Strombeck bemerkt, daß unſre Jugend keine Jugend mehr ſei, daß ſie übermäßig ſpintiſire und theoretiſire, daß ſie ſich überlerne und anmaßlich überſchütze, und das ſei Folge des jetzigen forcirten Erziehungs- und Bildungsſyſtems; es ſei unbegreiflich, wie ſo viele Regierungen durch Anordnung immer ſtrengerer Prüfungen dem fortſchreitenden Unweſen ſo recht in die Hände arbeiteten. Auch der freiſinnige Dr. Reck, Verf. der Schrift „Göthe und ſeine Widerſacher", klagt über die gebrochene deutſche Jugend und über die Examina, welche man abſchaffen müſſe und ohne welche Engländer und Franzoſen viel beſſer beſtänden. Zu bemerken iſt, daß das glücklichſte, geſündeſte und gebildetſte Volk der Geſchichte, das griechiſche, auch ohne Examina war und doch beſtand und, wie man nicht leugnen kann, ſelbſt ohne Examina ein Muſtervolk geworden iſt. Vielleicht ſagt man, dieſe Prüfungen ſeien ein nothwendiges Uebel; aber die Nothwendigkeit von Uebeln erkenne ich nicht an; das iſt moderne Sophiſterei, womit man zuletzt die Sünde ſelbſt entſchuldigt. Wie aber eine Reformation des Schulweſens bewirken? — Jede Zeit ſteift ſich auf ihre Einrichtungen als nothwendig beſte; da iſt, wenn die Welt beſtehen ſoll, keine Aenderung möglich; aber es kommt eine Zeit und ſchüttelt an den auto-

riſirten Einrichtungen und ſiehe! die Welt beſteht fort und befindet ſich beſſer als vorher. Schade nur, daß ſo manches Geſchlecht darüber zu Grunde geht! Von dem unſrigen wird man nicht leugnen wollen, daß in ihm etwas Krankhaftes liege; Krankheit verbittert und verſtimmt; Verdrießlichkeit und Verbitterung machen unfrei, und der Unfreie verfällt in Demoraliſation; denn der Unfreie iſt das ſchlechte Ding an ſich.

Da ſei Gott vor, daß ich in die Geheimniſſe unſrer Erziehung in den Familien eindringen wollte! Die moderne Erziehung — nicht bloß die deutſche — ſtützt ſich und zwar hauptſächlich in großen Städten und unter den Honoratiorenfamilien der mittelgroßen Städte, welche den Hauptſtädten auf eine doppelt gefährliche Weiſe nachahmen, auf Grundſätze der Lüge. Schon der verſtändige Engel, der Verfaſſer des Lorenz Stark, behauptet in der Mimik: „die Erziehung macht den Menſchen zu einem zwiefachen Lügner: ſie lehrt ihn die eine Art von Empfindungen nach ihrer wahren Stärke verbergen, die andre in einer falſchen Stärke erheucheln.“ Der bloße Wohlſtand, fährt er fort, verbanne und verdamme Vieles, was an ſich ganz wahr und angemeſſen iſt. W. Menzel ſagt treffend, daß wir uns kaum auf der Straße anreden dürften, ohne uns zu belügen. Und das Schönſte dabei iſt, daß wir ſo mit vollkommnem Bewußtſein belügen und belogen werden. Wie werden die Kinder bei uns dreſſirt von Klein auf! Jene coquetten Zierpüppchen von fünf und ſechs Jahren, nach den Vorſchriften der Modezeitung ausgeputzt, die ſchon jetzt ſo gefallſüchtig ſind, wie etwa eine Funfzehnjährige iſt und allenfalls ſein darf, ſind ein Produkt der jüngſten elterlichen Erziehung. „Wer wird

ſo etwas ſagen! wer wird ſo die Hände halten! wer wird ſo die Füße ſetzen!" unter dieſen und ähnlichen mütterlichen Ermahnungen entwachſen wir allem natürlichen Gefühl und der Kindheit ſelbſt. Dieſe altklugen, naſeweiſen, tadelſüchtigen Bürſchlein in unſern Hauptſtädten — iſt es nicht eine Rotte geborner Recenſenten, hämiſcher Kritiker und in ihr eigenes Selbſt verliebter Narziſſe? Thörin, die junge Nymphe, die ſich künftig um dieſe empfindungsloſen Narren wie Echo abhärmen wollte! —

Wir ſind unendlich breit geworden, aber wir kennen die Tiefe des Gefühles nicht, und von Religion, Kunſtbegeiſterung und Liebe haben wir nur den Rauch, nicht die Flamme eingefangen; wir haben ihre Dämpfe eingeſperrt, denn wir lieben das Gedämpfte, das Matte, das Gehauchte; und mit dieſem Dampfwerk von Religion, Kunſtbegeiſterung und Liebe treiben wir unſere Gefühle die langweilige Chauſſee unſers modernen alltäglichen Lebens auf und ab, und werden der in gelegten Schienen ſich einförmig bewegenden Fahrt nicht ſatt noch müde. Wir haben oft keinen Heller in der Taſche, aber für jeden möglichen Fall eine Höflichkeit, die auch keinen Heller werth iſt. Wir ſind im Stande, unſerm ärgſten Feinde eine handgreifliche unverſchämte Schmeichelei und einer Matrone dieſelbe Artigkeit zu ſagen, die wir vorher bei ihrer Jungfer Tochter mit Glück und Verſtand angebracht. Wir verſtehen ein und daſſelbe Ding für die verſchiedenſten Fälle nutzbar zu machen, wie ein Meſſer, womit wir dem Einen ſein Brot zu=, und einem Andern ſeine Ehre abſchneiden. Das vorige Jahrhundert, in den Formen ſteif, pedantiſch und ſelbſt in den Bögen noch linienartig,

hatte wenigſtens das Bequeme, das Maſſive und Dauerhafte vor uns voraus. Die Stoffe und Zeuge von damals mit ihren überflüſſigen Blumenpartien und Gartenanlagen, und die Häuſer von damals mit ihren altfränkiſchen Schnörkeln, pausbäckigen himmliſchen Engeln und noch himmliſchern Amoretten und ausgezackten Ornamenten, waren wurmſtich- und handfeſt. Des Großvaters Hochzeitrock warf für eine ganze Reihe von Kindern, Enkeln und Urenkeln unſterbliche Weſten und Weſtchen ab. Die Geſinnungen des Vaters gingen im feierlichen, ehrbaren Menuettſchritt auf den Sohn und vom Sohne auf den Enkel über. Was wir aber heute gedacht und für wahr gehalten, denken wir morgen nicht mehr oder halten es für falſch. Uns ſcheint eine Wolke, wie dem Polonius, je nachdem man uns fragt, bald ein Kameel, bald ein Wieſel, bald ein Wallfiſch zu ſein. Die modernen Kinder ſind klug, ehe ſie alt, und alt, ehe ſie klug geworden; aber jedenfalls klüger und älter als ihre über eine ſo entſetzliche Bildungsfähigkeit ganz verblüfften und entzückten Aeltern, der Tanten und des ſonſtigen Anhanges nicht zu gedenken. Wir legen uns mit der Republik ſchlafen, träumen von der conſtitutionellen Monarchie und ſtehen mit dem Abſolutismus auf. Am Montag geben wir uns das heilige Verſprechen, am Sonntag über vier Wochen einmal wieder in die Kirche zu gehen und den ehrbaren Rock der chriſtlichen Geſinnung über das üppige Unterkleid der Weltluſt zu ziehen; aber der bezeichnete Sonntag — leider! — kommt und mit ihm die Trägheit und Bequemlichkeit; der deutſche Hans Michel läßt ſich nicht zurückſchrecken noch bekehren — die Pfeife brennt, ſie dampft ſogar, der märkiſche

Zeus ſitzt in blaue Wolken gehüllt; jetzt Chriſt ſein? nein! Heide! Die ambroſiſchen Locken werden geſchüttelt und ein ganzer Olymp von ſonntäglichen Betrachtungen ſchneidet wehmüthige Geſichter, läuft auf die Straße, ringt die Händchen und ſucht bei einer gottesfürchtigen Hospitalitin unterzukommen. Man ſollte glauben, wir lebten und athmeten Alle unter einer ausgepumpten Luftpumpe, ſo lieb- und luftlos, ſo indifferent iſt Alles um uns her! Man ſollte glauben, wir könnten nicht muſiciren, ohne die Dämpfer anzuſetzen, ſo ſelten klingt ein voller klarer Ton aus dem umgebenden Leben in unſer verarmtes, verwaiſtes Gemüth tröſtend herüber!

Wir Modernen haben hinlänglichen Grund, nicht in der beſten Laune zu ſein. Vergleichen wir uns einmal mit den alten Griechen, demjenigen Volke, welches unter allen zu der am meiſten harmoniſchen Ausbildung gelangt iſt. Sie, die ein Staatsleben, kein Familienleben führten, hatten weite vaterländiſche Perſpectiven, die Agora, die Kunſt, für die ſie ſich begeiſterten. Ihre Religion ſelbſt war ein ſchön gegliedertes Kunſtwerk, vor dem ſie anbeteten; alle ihre Inſtitutionen, ihr Staat, ihr Theater wurzelten in dieſer Religion. Himmel und Land unterſtützten ihre Begeiſterung und harmoniſche Durchbildung. Sie litten an keinen Kirchhofsgedanken, denn ſie hatten keine Kirchhöfe; die Aſche der Todten war Familieneigenthum; der Tod erſchien den Griechen in freundlicher Geſtalt; ihre Lieben wurden von keiner Verweſung bedroht; in dem reinſten Elemente, dem Feuer, flogen ſie den alten Göttern zu; ihre Mähren und Sagen waren klar und ſonnendurchglüht, wie ihr Himmel, ihr Meer;

ſie kannten keine Heiniſche Zerriſſenheit, die zwiſchen Auſtern, einer loſen Dirne und Selbſtmord ſchwankt, keine Hoffmann'ſchen Spukgeſtalten, Doppelgänger, Sandmänner, diaboliſche Geiſter, womit uns ſchon unſere Muhmen in der zarteſten Kindheit zu unterhalten, zu ſchrecken, zum finſtern Nachgrübeln zu bringen wiſſen. Nicht ſo weit war der Horizont ihrer Ideen wie der unſrige, aber lauter und voll Himmelsbläue und Sonnenlicht, und eben darum waren ſie glücklicher. Sie durften ihre Phantaſie nicht anſchrauben zu Jahn's bärtigem Turnerdeutſchthum oder Fouqué's nordiſchem Reckenthum, noch abdämpfen zur ſentimentalen Schwärmerei oder romantiſchen Träumerei oder philoſophirenden Abſolutiſterei; ſie hatten keinen Spieß, keinen Clauren, keine Sand, keinen Victor Hugo, keinen Paul de Kock, keine kritiſchen Literaturblätter, pietiſtiſchen Tractätlein und äſthetiſchen Thees. Die Ruinen haben ſich, ſeit Hellas in Blüthe ſtand, durch mehrere Tauſende von Jahren allerorts angehäuft; wo wir wandeln, wandeln wir auf niedergeſchlagenen Freiheiten, geſchlachteten Völkern, Gräbern und geſchichtlichen Trümmern; da iſt kaum ein Fleck, wo wir nicht, wie ein melancholiſch zirpendes Heimchen, eine Matthiſſon'ſche Elegie anſtimmen könnten. Wo ſonſt unter Joniens geſegnetem wohlwollenden Himmel und unter dem Panier der Freiheit ein Reich der Kunſt und Poeſie ſich aufthat, dehnt ſich jetzt wollüſtig der osmaniſche Despotismus auf weichen Kiſſen, erſchallt das Gebet der Gläubigen in wunderlichen Tempeln, welche eine vollkommene Abart der Kunſt darſtellen; unter der Trägheit deſſelben Volkes, das nur durch die Toleranz und zähe Friedensliebe der Franken beſteht, liegen die herr-

lichen Ufer des Bosporus brach; griechiſches Volk und Land ſind beide Ruinen, ſo morſch, ſo durcheinander geworfen, daß man nicht weiß, wie und wodurch eine Wiedergeburt herſtellen; Italien, wo man ſtatt der alten ſchönen Marmorbilder ungeſchlachte aus Holz geſchnitzte Heiligenbilder verehrt, iſt angefüllt nicht bloß mit den Trümmern der römiſch-griechiſchen, ſondern auch der römiſch-germaniſchen Welt, des Mittelalters, welches in den deutſchen Domen mit ſeiner religiöſen Begeiſterung und Kunſtfertigkeit und in den unverwüſtlichen Burgen auch in Deutſchland zu einem abgeſchwächten Volke Worte der Demüthigung redet. Die böſen Erinnerungen ſo vieler Jahrhunderte laſten auf uns, und Blut und Wolluſt, Sklaverei und Demuth, Rang- und Ränkeſucht, Characterloſigkeit und Hofdespotismus ſpringen uns wie ſchwarze Punkte an jeder Stelle unſers geſchichtlichen Gedächtniſſes wild und peinigend entgegen. „Wir ſind," ſagt Immermann, „um in einem Worte das ganze Elend auszuſprechen, Epigonen, und tragen an der Laſt, die jeder Erb- und Nachgeborenſchaft anzukleben pflegt."

Betrachtet die unnatürliche Zahl der Selbſtmorde, die ſich aus unſern Todtenliſten ergiebt! Nicht die wenigſten unſerer Selbſtmörder fallen als Opfer unſerer ungeſunden und niederdrückenden Zuſtände. Auch die ſind Selbſtmörder, die, ohne Hand an ſich ſelbſt zu legen, von den raffinirten Genüſſen, von ungeſtillter Sehnſucht, unbefriedigtem Ehrgeiz, Reue über ein verfehltes Leben und Verzweiflung über verſchuldet oder unverſchuldet herbeigeführtes Elend, ſich aufreiben und vor der Friſt ſterben, die ihnen die Natur geſetzt hat. Sie ſummen ſich in unſern Todtenliſten zu Millionen

auf, wenn ſie auch nicht als Selbſtmörder aufgeführt, in der Kirchhofecke oder unter dem Schleier der Nacht verſcharrt werden, oder als heimliche Mörder Anderer unter des Nachrichters Beile verbluten. Denn ich ſage Euch, daß Tauſende unter uns, welche gute Bürger ſind, ihre Contracte einhalten, ihre Abgaben an den feſtgeſetzten Terminen bezahlen, und bei Fleiſcher und Bäcker keine Schulden haben, mit mehr Fug und Recht Galgen und Rad verdienen mögen, als Mancher von den Unglücklichen, die auf Grund des Geſetzes dazu verurtheilt werden. Hier war vielleicht ein offenbarer Todtſchlag, aber nur einer, von dort gehen hundert Todſchläge aus, allmälig und heimlich verübt, in langſamer Folterqual. Oh, es iſt ſo leicht, das Herz eines Menſchen und den Stab über ſeinem Haupte zu brechen; der Buchſtaben des Geſetzes ſagt alles ſo deutlich, ſo entſchieden, und das Erkenntniß, daß Ihr gefällt habt, darf Euch kein Gewiſſen machen; denn das Geſetz, das Nieren und Herzen erkennt, hat nichts Ungewiſſes, und das Gewiſſen iſt nur bei dem Ungewiſſen und Bedenklichen! — Wir haben erlebt, daß Knaben von neun Jahren ihr Taſchengeld aufſparten, um ſich Pulver und eine Piſtole zu kaufen und den Act einer lärmenden Selbſtentleibung zu vollziehen. Der Selbſtmord, wo es ſich um eine allgemeine Idee, etwa um den Verluſt der Völkerfreiheit handelt, macht jetzt keine Proſelyten mehr; darüber ſind wir hinaus; die neueſte Geſchichte, wenn wir nicht einige Männer der Gironde mitzählen wollen, hat keine Cato und Brutus, kein Numantia und Tyrus, jene Heldenſtädte, welche im größeſten Maßſtabe den Selbſtmord vollzogen haben; uns kümmern nur die kleinen Leiden,

die Auswüchse unserer eigenen kränklichen Subjectivität, welche freilich unter den ungesunden Einflüssen der Zeit zur Erscheinung und Reife kommen. Selbstmorde wie derjenige der trefflichen Charlotte Stieglitz, welcher sich, so viel wir ahnen können, aus Motiven der Aufopferung herschreibt, ragen mit einer Art Heiligenschein über die Heerschaar der gewöhnlichen Selbstvernichtungen hinweg, so weit man einem Selbstmorde die Glorie der Heiligkeit zugestehen darf; denn auch dem Heiligsten, und wie viel mehr hier, hängt sich immer noch irdischer und trüber Stoff genug an. Was man liebt, muß man auch tödten können, sagt irgendwo Johannes Falk. Mithin wäre die Ueberhandnahme der Selbsttödtung gerade in den Zeiten der Selbstliebe und Selbstsucht sehr wohl erklärlich. — Je gesunder eine Zeit, desto seltener die Selbstmorde, desto edler die Motive, ja, desto einfacher die Todesart selbst; je krankhafter, zerfallener, verwickelter und verfeinerter eine Zeit, desto häufiger der Selbstmord, desto unedler die Motive, desto raffinirter und mannigfaltiger die Todesart. Die alten Römer brauchten das stolze heroische Schwert, sie tödteten sich mit der Nationalwaffe, die ihr Vaterland groß und herrlich gemacht; die Griechen, wie überall der schönen Milde zu- und dem Gewaltsamen abgeneigt, zogen den Schierlingsbecher und ein sanftes Einschlummern vor; die unbelikaten Japanesen schlitzen sich den Bauch und die Eingeweide auf; die indischen Gymnosophisten und Wittwen übergeben sich dem läuternden Elemente des Feuers; zur römischen Kaiserzeit, wo Alles Raffinement, Ekel, Selbstverzweiflung und Ueberdruß war, wurde man in der Todesart schon erfinderischer; Otho, in dem etwas

vom alten Rom lebte, entleibte ſich — unus pro multis — noch mit dem Schwert; aber Heliogabalus, der Knabe an Kraft und Rieſe an Wolluſt, hatte ſich im Voraus mit köſtlichen Giften, ſeidenen Stricken und prächtigen Dolchen verſehen, um eine recht luxuriöſe Auswahl für den Fall eines Selbſtmordes zu haben. Bei uns war die Piſtole eine Zeitlang an der Tagesordnung; jetzt iſt man bereits raffinirter, man iſt nicht zufrieden mit dem Erſchießen, Erhängen, Erſäufen, Vergiften, man weiß exquiſitere Todesarten in Anwendung zu bringen. Es iſt gar keine Norm mehr, es herrſcht, wie in der Literatur ſelbſt, die vollſte Willkühr. Einige Myſtiker ſchlugen ſich ſelbſt an's Kreuz, unglückliche Liebende oder junge Dichter, die mit ihren Melodramen nicht reuſſirten, erſticken ſich in unſerer Zeit der Dampfanwendung mit Kohlendampf, Napoleoniſten ſtürzen ſich von der Vendomeſäule, ein Mädchen verſchluckt Nähnadeln in Honigkuchen, bis ihre Eingeweide in unheilbare Geſchwüre übergehen, ein Mann in Birmingham kriecht in einen glühenden Ofen und verkohlt ſich darin, andere kauen und verſchlingen Glas, ein genialer Selbſtmörder ſtürzt ſich unter die zermalmenden Räder eines ſchwer belaſtetes Wagens, eine ganz neue Erfindung, die ihre Nachahmer fand; ein Engländer erhängt ſich, indem er ſich mit Lichtern beſpickt und der eingeladenen Geſellſchaft als Kronleuchter dient — man ſieht, daß es uns nicht an Erfindungsgabe fehlte, und daß der Humor ſelbſt bei dieſer ſchrecklichen Angelegenheit keine untergeordnete Rolle ſpielt. Wenn ſich Sappho, die glühende Liebende, vom leukadiſchen Felſen herab in die Wogen des Meeres ſtürzt, ſo iſt darin eine Art Poeſie, man ſieht ihr begeiſtertes, ge-

röthetes Antlitz, ihre brennenden Augen, ihre hehre Geſtalt auf dem Felſen, die Lyra im Arm, wie eine Gottesſeherin, jetzt ſchwingt ſie ſich herab, die weiten wallenden Gewänder fliegen, die Wellen des losgebundenen Haares wogen im Winde, das Meer, verlangend, ſtreckt ſeine feuchten Arme ihr entgegen, ſie berührt es mit der Sandale, die Wogen brauſen hoch auf dumpf murmelnd, ſie verhüllen die Geſtalt, ſie bergen das glühende Herz in der kühlen Tiefe. Wenn aber Luiſe Brachmann, die keine ſo liebeflammenden Lieder geſungen hat wie Sappho, bei Nacht und Nebel an das niedrige Ufer des unberühmten Fluſſes hinausgeht, im modernen Nachtgewande, einen Stein mit berechnender Kunſt um den Hals geſchlungen, ſo überfällt uns etwas, wie ein ganz gemeiner moderner Schauder, etwas Unheimliches, was ſich nicht gut bezeichnen, aus dem ſich aber kein Fünkchen Poeſie entwickeln läßt.

Es iſt wahr, unſere Zeit hat ſeit einigen Jahrzehnden große Fortſchritte gemacht, man will wenigſtens, wie man zu glauben Urſach hat, das Beſte, man hat die Fahne der Humanität mehr und mehr entfaltet, man hat der nationalen Einſeitigkeit, die immer nur ihren eigenen Nabel beſchaut, die Grenzen enger gezogen, man hat aufgeklärt, emancipirt oder emancipiren wollen, hin und wieder nach Befinden der Umſtänden den kochenden Ideen der Zeit ein wenig den Deckel gelüftet, man hat die Induſtrie und den Handel befördert — aber die Reſultate ſind des vielen Geiſtes- und Blutaufwandes ſeit 1789 ſchwerlich vollkommen würdig, am wenigſten verdienen ſie die keck ausgeſprochene Ueberzeugung, womit man ſich die Vollkommenheit der Zuſtände einredet; und

die Ruhe, wenn überhaupt eine bloß ruhende und von Kampf und Streit gänzlich befreite Epoche das Ziel der Menschheit wäre, selbst die Ruhe ist nur scheinbar und äußerlich. Wir leben noch in der Zeit des Argwohns und der gegenseitigen Beaufsichtigung; die Ueberzeugung, wenn sie mit dem Bestehenden in Collision tritt, und sich laut und redlich äußern will, ist so gut proscribirt, wie in den Zeiten des finstersten Despotismus, und wir haben noch lange die Redefreiheit nicht wieder erlangt, welche z. B. die Franzosen unter dem despotischen Ludwig XI., den ein Richter öffentlich und ohne bestraft zu werden beschuldigte, er sei ein König schrecklichen Andenkens, genossen haben. Oder dürfte man wohl jetzt, wie damals ein französischer Pfarrer, gegen die Taxen eifern als gegen das Salz und Gewürz, um das Fleisch der Armen desto besser in der Hölle zu braten, und, wie ein anderer Pfarrer, von der Kanzel herab dem Könige und den Fürsten und den Großen des Reichs zurufen: laßt von Euren Wollüsten oder ich werde Euch den Teufeln überantworten! Es gab eine Zeit, man nannte sie die der Gewalt, wo ein Mönch, der groß werden sollte vor allem Volk, sich vor Kaiser und Reich verantworten durfte und aufmerksames Gehör fand, obgleich er die damals für heilig gehaltenen Satzungen des religiösen Cultus umgestoßen hatte. Das dürfte schwerlich ihm oder einem Andern jetzt unter analogen Verhältnissen möglich sein. Es hindert mich freilich Niemand, innerlich die Republik für die vollkommenste Staatsform zu halten, aber was hindert mich, selbst wenn ich zugleich eingestehen wollte, daß unsere Menschheit zu leidenschaftlich, zu raffinirt, zu verdorben und zu complicirt für eine einfache untheilbare

Republik ſei, dieſe Ueberzeugung offen in der Geſellſchaft oder auf der Straße auszuſprechen? Man würde vor mir wie vor einem Gottesleugner zurückweichen, wie vor Einem, der dem Geſetze verfallen iſt. Hierin zeigten ſich die alten Republiken viel unparteilicher, und Aſchines durfte es wagen, vor den demokratiſchen Athenienſern das Königthum und die angeblichen Rechte des Alleinherrſchers Philipp zu vertheidigen, und wurde nicht eingeſperrt, noch ſchauderte man vor ihm als vor einem Hochverräther. Unſere Freiheiten ſind mithin mehr oder minder illuſoriſch. Anſtaunenswerthe große Charactere und wirkliche Volksmänner haben wir nicht, die uns als ſittliche Muſter deutlich voranleuchteten, wenn wir nicht etwa die feinen Diplomaten unſerer Zeit, die Talleyrands, welche ihren Eid mit derſelben Miene kalter Ueberzeugung brechen, wie einen neuen leiſten, oder die Palmerſtons für jene ſittlichen Muſter halten wollen, welchen die brauſende idealiſtiſche Jugend nachzuſtreben habe. Wir ſahen Zerwürfniſſe in den königlichen Familien ſelbſt, wir ſahen Don Miguel von ſeinem Bruder Don Pedro, Carlos von ſeiner Schwägerin Iſabella und dieſe von jenem geächtet, und ſahen ſie aus allzugroßer Liebe zum Volke das Land verwüſten und das künftige Glück der Nation mit Kanonen proclamiren — und bei alledem zucken wir noch die Achſel über das erbärmliche Volk, das ſo treffliche Muſter vor ſich hat und in wüthender Verzweiflung und gepeinigt von Hunger und Elend über ſich ſelbſt herfällt und die Zähne in ſein eigenes Eingeweide ſchlägt?

Wir wollen hier nur in der Kürze noch jener großen erſchreckenden Gegenſätze unſerer Zeit gedenken: jener ganz

ſtarr abſolutiſtiſchen und jener terroriſtiſch demokratiſchen Richtung, die ſich mehr an dem blutigen Werden der Freiheit, ihren Zuckungen und Wehen ergötzt, als an den Reſultaten der überwundenen Wirren; wir gedenken jenes ganz materaliſtiſchen und merkantiliſchen Geiſtes, welcher Alles verachtet und ignorirt, was im Geiſte empfängt und empfangen wird, und jenes tranſcendentalen, ſpeculativen Geiſtes, welcher ſich nur an dem Geſpinnſte auf und abwindet, die er aus dem eigenen Hirne gewebt, und an den großartigen Anſtalten der rührigen Induſtrie und des ſtolzen Handelthums nicht den geringſten Antheil nimmt; wir gedenken jener unermeßlichen Reichthümer, welche ſich in die Hände Weniger zurückzuziehen ſtreben, jener bevorzugten Klaſſe, welche ſich ihre Genüſſe aus den entfernteſten Enden der Welt herbeizuſchaffen weiß, und jener der Laſtträgerei und ewigen Arbeit zugewieſenen Klaſſe, deren Mitglieder oft nicht beſſer daran ſind als die Negerſclaven in Weſtindien und die im beſten Falle ſich mit dem Ertrage ihrer kleinen mühſam beſtellten Scholle begnügen müſſen; wir gedenken jener Gegenſätze in den complicirten großen Städten, wo in Bell-Etagen die Verſchwendung und Trägheit ſchwelgt und an Digeſtionen leidet, während zu unterſt in den Keller- und zu oberſt in den Dachſtuben das nackte Elend, der Ruheſchemel der vornehmen Schwelgerei, ſich windet und krümmt und jeden Augenblick, den es noch athmet, durch erſchöpfende Arbeit dem Tode abgerungen hat; wir gedenken jener Ungleichheit der Geſetze, die noch immer nicht ganz aufgehoben iſt, die Gefängniſſe mit den Unbegüterten füllt und dieſe ihrem Broterwerb entzieht, während ſie häufig in denſelben

Fällen den Begüterten gestattet, sich mit Geld von der Strafe loszukaufen und vor wie nach fortzuschwelgen, welche die Delicatessen, das Wild wenig besteuert oder ganz unbesteuert läßt, während die höchsten Taxen auf den Lebensmitteln der arbeitenden Klasse ruhen; wir gedenken jener spitzfündigen und auf die Spitze getriebenen Bildung, aber auch jener rohen und brutalen Dummheit, die im Sumpfe der Gemeinheit ihre ungeschlachten Glieder badet; jenes überhand nehmenden Unglaubens, der an den Wundern verzweifelt, an Gott, an der ganzen Welt und sich selbst, und jenes forcirten Afterglaubens, welcher in den Winkeln des dumpfen Mysticismus Spiele der Wollust treibt; jener unersättlichen Gutmüthigkeit, die, wenn eine Fliege im Milchnapf zappelt, in sentimentale Thränen hinschmilzt, während sie an Völkerunglück oder einer auswandernden Familie kein anderes Interesse nimmt, als das der Neugier; wir gedenken auch jener Gemüthlosigkeit, in die sie umbricht, wo es hinterrücks den Ruf, die Ehre und das Brot des Nächsten zu vernichten gilt; endlich jenes grauhaarigen nervenschwachen Senilismus, welcher, weil er selbst stillsteht, meint, die Weltgeschichte müsse mit ihm stillstehen oder zum Stillstehen gebracht werden, und weil er im Lehnstuhl sein Verdauungsschläfchen hält, den Bürgersteig vor der Hausthür mit Stroh belegt, damit das Getümmel des jugendlichen Straßenlebens nicht in sein Zimmer dringe, während die junge Welt tumultuarisch über die Nacht- und Schaarwächter herzufallen und das sanftmüthige Horn ihnen zu entwinden strebt, um darauf eine heulende und dissonirende Marseillaise anzustimmen.

Unter ſolchen Gegenſätzen konnte keine fröhliche kunſtheitere Literatur zur Blüthe und Reife gebracht werden, um ſo weniger, da man ſich dieſer Gegenſätze klar geworden iſt. Man ſah ein, wie in ſich nichtig und auf nichts begründet jene Behaglichkeit ſei, die ſich vordem mit Allem begnügte, was ihr geboten wurde oder ſie ſich ſelbſt bot. Man iſt zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen. Man überzeugte ſich von der Unhaltbarkeit eines Zuſtandes, der nichts Großes in ſeinem Schooße barg noch zur Erſcheinung kommen ließ. Da erwachte die Skepſis, die Oppoſition, der Kampf gegen die Schwächen, deren man ſich bewußt geworden, gegen die Genügſamkeit und unmaßgebliche Verehrung, welche immer nur Göthe und wieder Göthe wollte, gegen die Schlaffheit, die ſelten einen Gedanken aufkommen ließ, welcher, aus einer geſunden Bruſt entſprungen, an das Herz der Zeit ſelbſt anzuſchlagen Kraft und Ton genug hatte. Die Juliusrevolution erweiterte den Kreis der Ideen und eignete ſich die Literatur, die Kritik und Proſa als Dienerinnen an; ſie überlieferte denen, welche jung waren oder ſich jung fühlten, das Scepter, und die Jüngeren und die, welche ſich jung fühlten, wurden nun Stimmführer. Die Literatur ließ ſich geduldig zu einem Felde der Discuſſionen, der Tendenzen, der Richtungen umſchaffen, ſie untertrat die Produkzion, und dieſe Erſcheinung war ſo neu, ſo reizend, ſo übermächtig, daß Berufene und Unberufene zur literariſchen Fahne ſchwuren. Ein Gemeingefühl der deutſchen Jugend führte jenen Zuſtand herbei, nicht die Ideen der George Sand und die Grundſätze des St. Simonismus, welche nur ein andrer Ausdruck jenes in allen europäiſchen Völkern vorhandenen

Gemeingefühls ſind, und zu ausſchließlich von einigen allzu einſeitigen Köpfen als Kampfwärtel berufen wurden, während gerade ſie ein der deutſchen Nationalität ganz entgegengeſetztes Element in ſich tragen. Jener ſkeptiſche und kritiſche Zuſtand iſt übrigens über Erforderniß und ſeine natürliche Dauer ausgedehnt und überhaupt an allen Nerven und Muskeln zu ſtraff angeſpannt worden, weshalb auch er alt geworden iſt, und ehe man es vermuthen durfte, ſich ausgelebt hat. Zudem miſchte man zu viel außer dem Wege Liegendes ein, eine Menge Emancipationen, politiſche Bezüge und ſociale Fragen, welche den Kern, um den es ſich handelte, in einen Wuſt von Nebel einhüllten und undeutlich machten. Das Schiff der jungen Literatur ſcheiterte durch die Ueberfülle von Ballaſt und das zu beharrliche einſeitige Richten nach einer Gegend hin, ohne der nächſten Gegenſtände Acht zu haben, und fand ſich zuletzt in dem eigenen Nebel nicht mehr zurecht. Die Freudigkeit des produktiven Gemüths, ohne welche eine Nationalliteratur nicht gedeihen, ja nicht einmal werden kann, wurde urkundlich unterdrückt und untergraben. Man erkannte das, aber zu ſpät. Man rief mit Gewalt die Pietät herbei, aber man war ihr entfremdet, und es iſt nur eine rächende Nemeſis, wenn die Kritik an den Werken dieſer jungen Literatur ein entſetzliches und nicht zu rechtfertigendes Richtamt übt und die Wenigſten Gutzkow'n glauben wollen, daß er es mit ſeiner gewaltſam erworbenen Pietät für ältere Richtungen ehrlich meine. Beſonders fiel es ihnen, wie allen Emporkömmlingen ſchwer, im Glücke Maaß und im Unglück Ausdauer zu bewahren, und die deutſche Hoffahrt meldete ſich bei manchen von ih-

nen eben ſo gut, als bei denen, die ſie um der Hoffahrt willen angegriffen und verfolgt hatten. Man trieb eine zu große, einförmig und läſtig werdende Oſtentation mit den an ſich wahrhafteſten Ideen. Dennoch war dieſe neue Richtung ſo heilbringend als nothwendig; ihre Ausdauer und beharrliches einſeitiges Steiern nach einem Ziele, für die Vertreter dieſer Richtung ſelbſt ſpäterhin ſo verderblich, hat in manchem Betracht die günſtigſten Folgen gehabt; die Kritik nahm eine ſchärfere, durchdringendere, mehr ſpiritualiſtiſche und doch zugleich praktiſchere Richtung; viel feiner und belebender Geiſt wurde überall hin zerſtreut und auf dem Wege der Transfuſion alten Körpern verjüngend eingeimpft; das Blut der Sprache wurde beweglicher; der Puls des Gedankens raſcher, die Auffaſſung zwar leicht=, aber auch ſpringfertiger; endlich iſt manche philoſophiſche Idee für das gemeine Leben gerettet worden, die bis dahin nur eſoteriſch war. Es wäre in der That undankbar, wenn wir, ſo ſtreng unſer Tadel die Leiter dieſer Richtung in manchen individuellen Leiſtungen auch treffen mag, alle dieſe ganz kurz angegebenen Reſultate ableugnen wollten. Dieſes und Aehnliches, welche Hauptſchwächen der deutſchen Nationalität man zu bekämpfen hatte, wie und aus welchen Elementen dieſe Richtung ſich geſtaltete, welche ihre Entwickelung, ihr Verlauf, ihre Gegenwart und ihre Hoffnung für die Zukunft iſt, über welche Kräfte und Talente ſie zu verfügen hatte und welche Schismen ſie zerſpaltet haben, werde ich in aphoriſtiſcher Weiſe, und wo es die Discretion und das Weſen der Sache nöthig machen, mehr andeutend als wirklich erörternd, in den folgenden Büchern aus einander zu ſetzen ſuchen.

Sechstes Buch.

Das deutsche Volk ist seit Jahrhunderten, wenn nicht von sich abgefallen, doch scheinbar ein anderes geworden, so daß sich die Grundzüge seines Characters schwer wieder erkennen lassen. Wer sagt uns, ob die künftigen Generationen noch die Spuren ihrer Abstammung in ihrer Physiognomie tragen werden? — Ich hoffe zu ihrer Ehre, daß sie uns, ihre Vorläufer, im Ganzen für ein schwächliches und krankhaftes Völkchen halten werden, sie müssen es, wenn sie gesund geworden, die Thatenscheu, die Sentimentalität, die Nichtsnutzigkeit unserer sogenannten guten Gesellschaft, die devote Unterthänigkeit und andere dergleichen Nationalsächelchen bei Seite gelegt haben, wie denn auch wir seit den knechtischen und trüben Zuständen, welche die Nation nach dem dreißigjährigen Kriege niederdrückten und entnationalisirten, offenbar auf dem Wege zum Bessern begriffen sind. Eben so wenig ist zu leugnen, daß die ungeheueren Werke, welche der deutsche Geist unter den mißgünstigsten und wenig förderſamen Zuständen in kaum sechzig Jahren aufgeführt hat, unter jeder Bedingung ihren Nachkommen Erstaunen abnöthigen werden.

Von jener Gemüthskränklichkeit und Sentimentalität, die so lange ein Erbübel des gebildetern Theils der deutschen Nation gewesen sind, wußte man vordem nichts. Keine Spur davon in den Nibelungen, den süßen Minneliedern, den derben Späßen von Hans Sachs, der gesunden Kräftigkeit Luther's und seiner Zeit! Erst mit und nach dem dreißigjährigen Kriege fand sich im deutschen Nationalcharacter eine gewisse Schwere, Dumpfheit und Trübheit ein, die von den gelehrten und bombastischen Dichtern der nächst anliegenden Jahre keine Heilung erwarten durfte. Der deutsche Geist verbiß sich und brütete in der Stille; die großen Anlagen der Nation verkümmerten an den schmerzlichen Rückerinnerungen und den philisterhaften innern Verhältnissen Deutschlands, sie wurden von den Gebietenden nicht bloß mißkannt und nicht gefördert, sie wurden vielmehr zurückgedrängt, verachtet, verhöhnt, sie wurden mit den Formen des Auslandes fast erstickt, und es war nur die zähe Lebenskraft des deutschen Genius, wenn er sich im Geheimen trotz dem fremdartigen Wuste für seinen künftigen Durchbruch an sich selbst vollsog und stärkte. Und man kann wohl mit Recht behaupten, daß die Anlagen der Nation nie, auch jetzt nicht, so unterstützt werden, als sie verdienen. Ganze Landstriche, ja Reiche in Deutschland, haben an der höhern geistigen Entwickelung der übrigen deutschen Länder nicht Theil nehmen können, nur weil man den status quo, seine eigene Ruhe und vor Allem das System erhalten wollte. Um so mehr laßt uns das Haupt in Ehrfurcht beugen vor den großen Geistern der Nation, die, nur auf die eigenen Hilfsquellen gewiesen, Alles aus sich, und aus dem

Volke ſo viel aus ihm zu machen war, gemacht haben. Als Schiller ſeinem militäriſchen Frohnzwang entſchlüpfte, war er ein Verbrecher, ein Abenteurer, ein Deſerteur — wer weiß, was aus ihm gemacht worden wäre, hätte man ſeiner habhaft werden können! Dieſer Verbrecher, dieſer Abenteurer, dieſer Deſerteur ſollte der „deutſche Genius des Zeitalters" werden und mehr Feinde der deutſchen Nationalität beſiegen und umbringen, als je ein Feldmarſchall beſiegt und umgebracht! — Wer aber rechnet nach, wie viel große Geiſter, die nur nicht zur Deſertion Kraft und Gelegenheit hatten, unſeren polizeilich-militäriſch-pädagogiſch-adminiſtrativen Einrichtungen in beſter oder ſchlechteſter Form erlegen ſind! — *** in Berlin ließ ſich einmal, vom Sturme der Begeiſterung und des natürlichen Gefühls erfaßt, in einer Vorleſung bis zu der Aeußerung hinreißen: unſere Staaten wollten keine Menſchen, nur Maſchinen, ſie ſtellten jenes Alles verſchlingende, Alles wiederkäuende Göthe'ſche Ungeheuer dar und zehrten täglich an den Individuen als ihrer Atzung. — *** war in ſolchen Augenblicken des Enthuſiasmus und Gefühlsſturms wahrhaft hinreißend, er war dann der freigeborene Dichter und Prophet durch und durch, und wohl im Stande, in ſonſt harte und ausgetrocknete Augen die Thräne jugendlicher Mitahnung und Mitempfindung zu preſſen; aber er überlegte ſich andern Tags das Unrecht, was ſein Gefühl an ſeiner amtlichen Profeſſorpflicht begangen hatte, er wand ſeinen demagogiſchen Ausſpruch hin und her, er trat das nächſte Mal auf das Katheder wie ein reuiger Menſch; man ſollte doch ja, ſagte er, ſeinen über die Gefräßigkeit des Staats gethanen Ausſpruch nicht mißdeuten,

nicht übel deuten, nicht falsch auslegen; er meine es nicht so wie er es gemeint habe, er wolle nur gesagt haben, nur gemeint haben, es nur so und so verstanden haben, so von Andern verstanden wissen ꝛc. ꝛc. O über eine Zeit, die so das Nein zu Ja und Ja zu Nein macht, was sogar nach dem Ausspruche des wahnsinnigen Lear keine gute Religion ist.

Zur Zeit der Lohensteine und Hoffmannswaldau befand sich die Dichtkunst offenbar auf der Flucht vor dem Volke und stürzte sich in die Arme der pedantischen Gelehrsamkeit; dem Volke blieb nur das humoristische Handwerksburschenlied, die rührenden und verliebten Gesänge der Spinnstuben und die würdige trostreiche Kirchenhymne. Aber wenn auch jene Neigung der Poesie, sich von den Volkselementen loszureißen, von einer bedenklichen Mißstimmung zeugte, so war wenigstens jene Sentimentalität und Mondsüchtelei nicht vorhanden, die späterhin in den Symptomen des Siegwartfiebers eine ganze junge Generation ergriff und verdarb. Werther's Sentimentalität war nur der Natur abgelauscht; Göthe, der wie kein Moderner die trüben Grundstoffe der Zeit von sich fern zu halten und zur griechischen Klarheit und Objectivität zu gedeihen wußte, vermochte auch die Sentimentalität, die in einzelnen seiner Jugendlieder noch anklingt, später radikal zu überwältigen; in Werther stellte er einen Heros der Sentimentalität auf, aber einer großartigen Sentimentalität, die sich aus dem Kampfe mit einer verdorbenen philiströsen Societät und unnatürlichen Verhältnissen erzeugt, Werther ist eine Personification jenes Zornes gegen den Druck einer Welt, welche die zarten Rechte eines innigen

und human geſtimmten Herzens nicht gelten läßt und in der damaligen Zeit keine andere Form annehmen konnte, als die der Sentimentalität. Wenn das junge Volk ſich darin Alles zu Gift machte, ſo war es nicht Göthe's Schuld, eben ſo wenig wie es Schiller's Schuld war, wenn die deutſchen Mädchen alle empfindeln wollten wie ſeine Luiſe, deren Sentimentalität einen zu poetiſchen Schwung hat, als daß es unſern guten Bürgermädchen hätte gelingen können, ſie nur einigermaßen glücklich nachzuahmen. Aber dieſe Sentimentalität war einmal in die Gemüther gedrungen und hat ſich bis zu unſerer jüngſten Zeit in mehr oder weniger erkennbaren Spuren heraufgezogen. Wir finden ſie bei Jean Paul und in den elegiſchen Liedern Matthiſſon's, der keine Glocke anſchlagen hören kann, ohne jenes Tages zu gedenken, wo er nicht mehr ſein wird und Niemand des guten Jünglings ſich erinnern wird, des liebenswürdigen Matthiſſon's, der ſo viele Moosarbeiten geliefert und ſeine ſcharmanten Elegieen aus Cypreſſenholz gefertigt und mit dem vermoderten Holze geborſtener Särge ausgelegt hat. Ach, dieſe jungen Leute der ſentimentalen Periode waren ſo glücklich, ſo innig, ſo gerührt, Männlein und Fräulein Hand in Hand zu gehen, ſchweigend in der Abenddämmerung Schleier den Anblick einer ſchönen Gegend zu genießen und ſo gut wie Schiller's wilde Räuber den Wald zu ihrem Nachtquartier und den Mond zu ihrer Sonne zu machen! Dieſe Leute waren wirklich glücklich und viel moraliſcher als wir, nur war es nicht das Glück und die Moral der ſtraffen, elaſtiſchen Geſundheit, ſondern das Glück einer krankhaften Hingegebenheit und Hinfälligkeit. Man macht ja wohl die

physiologische Erfahrung, daß ein hinschwindender, abgematteter Körperzustand von angenehmen Gefühlen des Wohlbehagens begleitet ist. — Jene Sentimentalität spukt, nur in anderer Form, in vielen süßlichen Gebilden unserer romantischen Schule, die mit dem praktischen Leben wenig zu thun hatte. Da ließ man die Bäume singen und die Sonnenstrahlen klingen, die Farben blühen und die Blüthen sprechen, die Thränen duften und die Düfte weinen, — alle Naturerscheinungen erhielten andere Functionen, als sie von Hause aus haben, und was vordem Sentimentalität gewesen, wurde nun Traumbildnerei und kopfhängerische Liebes- und Märchendämmerei. Die Liebe sprach nicht mehr aus rechter voller Brust, sie lispelte, sie stammelte nur, sie sprach nur durch die Blume und wurde auch nur durch die Blume verstanden. Die Gegenwart wollte gar nichts bedeuten; alle diese kleinen mit Halbdämmer erfüllten poetischen Kapellchen mit dem vielen Arabesken- und Blumenwerk, zierlich verschlungenen Spitzsäulchen und buntfarbigen Rosetten und den Holzschnittzeleien, welche bald geflügelte Engel und ernste Heilige, bald ironische Spottfiguren und monströse Drachenbilder darstellten, ruhten nicht auf der Basis der Gegenwart, sondern der Kreuzform des Mittelalters. Auch auf diese Schule hat der wunderbare penetrirende Geist Göthe's seine unabweisbaren Einflüsse geübt. Göthe hat in kleinen Liedern und in größeren dramatischen Compositionen zuerst das Mittelalter richtig gewürdigt und angebaut, und die Meisterwerke der gothischen Baukunst zuerst dem Bewußtsein der deutschen Nation wieder näher gerückt. Und so sehen wir Göthe in der lyrischen Dicht-

kunſt in Uhland und ſogar in Heine mächtig ſein, wir ſehen Walter Scott aus ſeinem Götz von Berlichingen den erſten Nährſtoff für ſeine hiſtoriſchen Romane entnehmen, wir ſehen ſogar in Byron's „Manfred" ein Stück Fauſt wiedergeſpiegelt, wir ſehen an ſeinem Wilhelm Meiſter den reflectirenden Roman und die Novelle ſich heranbilden und die ſogenannte ſociale Literatur ſeinen Fußtapfen folgen. Göthe iſt überall gegenwärtig, aber man hat ſich ihm in Liebe und Haß zu unbeſonnen aufgedrängt und Viele haben ihm uneigennützig einen großen Theil ihrer innerſten Eigenthümlichkeit zum Opfer gebracht.

Die Deutſchen ſind immer ein wunderliches Volk geweſen, ſie ſind die Sphinx mitten in der europäiſchen Welt ausgeſtreckt, woran die Ausländer noch jetzt, ohne eine Löſung zu finden, herumſtudiren; Schade nur, daß ſie an uns in der Regel nichts weiter herausfinden als die Wunderlichkeit. Die Deutſchen ſind eben darum wunderlich, weil ſie, ſelbſt wenn ſie nicht an Wunder glauben, doch bemüht ſind, überall nach Wundern zu ſuchen; ſie möchten gern, daß es dergleichen gäbe, ſie möchten die Eindrücke einer überſinnlichen Welt haben, weil ihre reale Welt, von aller politiſch lebendigen Thätigkeit entblößt, ſo wenige Eindrücke auf ſie hervorbringt. Der Schuſter bleibt ungern bei ſeinem Leiſten, er begehrt etwas, was über den Leiſten hinausliegt, und vertieft ſich wie Jacob Böhme in myſtiſche Speculationen. Selbſt Swedenborg konnte nur aus germaniſchem Stamme hervorgehen, Caglioſtro war ein reeller, ein gemachter Taſchenſpieler, der Scandinavier Swedenborg ein ſpiritueller. Nur einem Deutſchen wie Lavater

konnte es einfallen, die menſchliche Naſe als Mittelpunkt der Weltordnung anzuſehen; er that es wirklich; denn die Naſe iſt ihm der Mittelpunkt, der delphiſche Nabel, der Granitkern, das Ur- und Grundgebirge des menſchlichen Antlitzes, woran ſich die übrigen Theile deſſelben an- und ablagern; das Antlitz aber ſeinerſeits iſt ihm der Mittel- und Schwerpunkt der verſchiedenen Characterbildungen; dieſe Characterbildungen aber ſind Centralknoten und Knochen des werdenden Gedankens, alſo der Geſchichte ſelbſt; mithin hat Lavater die Naſe als den Mittelpunkt der göttlichen Weltordnung geſetzt. Dahin konnte nur die Kühnheit eines deutſchen Spekulanten gelangen. Lavater las in den menſchlichen Geſichtern eben ſo gern wie wir Andern in Büchern; er las die Duodez- und die Quer- und Großfoliogeſichter; kein Einband ſchreckte ihn; er blätterte in den Geſichtszügen und verblätterte ſich häufig; er war der Champollion der Geſichtshieroglyphen, der als Spion in den Mienen herumhandthierte und das Bischen Geiſt und Capacität, was an Naſe, Stirn und Augenbraunen, nach allen Revolutionen des äußern und innern Menſchen, hängen bleibt, mühſam und gläubig heraustaſtete. War Lavater der Champollion der Geſichtszüge, ſo war Gall der Champollion des Hirnſchädels, er trug die Lavaterſche Phyſiognomik auf die Knochen an Vor- und Hinterkopf über, er taſtete an dem erhabenen gediegenen Gewölbe, welches die Schatzkammer unſers Denkens und unſerer Hirngeſpinſte verwahrt, und meinte an ſeinen Vorſprüngen und Vertiefungen unſere Seelenkräfte und Fachsneigungen, wie etwa die zur Wolluſt, zum Diebſtahl und Morde, herauszufühlen. Mesmer, ein anderer

wunderlicher Heiliger, war ſchon nationaler; er fußte in der Nationalleidenſchaft der Deutſchen, der Clairvoyance, er pflanzte die Sentimentalität in die Medicin, er nahm unſern Glauben an das Wirken geheimer Körperkräfte in Anſpruch, welche die ſich Hingebenden mit dem Glaubenfordernden in den genaueſten Rapport ſetzen und das abdeſtillirte Fluidum, aus Körper und Geiſt gebraut, den thieriſchen Magnetismus, als Flug- und Kettenbrücke herüber- und hinüberſchlagen; er lehrte uns, daß unſer Körper noch ein drittes Auge, den Magen, beſitze; wir waren erſtaunt, aber wir glaubten; wir glaubten auch an die Heilandſchaft der Krüdener, wir glauben im Wupperthale an die Unfehlbarkeit der Tractätlein, wir glauben an die an allen Ecken und Enden erſcheinenden Wunderdoktoren und ihren Oberdoktor, den Schillingsfürſten, und im hellen Mittage unſers Jahrhunderts glaubt Kerner an ſeine Geſpenſter und Eſchenmeyer an die protokollrichtige Wahrheit ſomnambuliſtiſcher Ausſagen, Andere glauben an die Wirkungen homöopatiſcher Arzneitropfen, die bis ins Trillionenfache verdünnt werden, oder an Oertel's und Priesnitz Waſſerkuren, Andere an den Athanaſius, Andere an die evangeliſche Kirchenzeitung, Andere an die Wahrheiten des hellſeheriſchen Berliner politiſchen Wochenblatts, und noch Andere halten dafür, daß in dem Glanze an Hoffeſten das Glück des Volkes und in dem Jubelgeſchrei des Pöbels das Wohlbefinden der Nation und eine allgemeine Stimmung zum Ausbruch komme. Wir haben die Bezeichnung: ein wunderlicher Heiliger! — und es iſt wahr, dieſe Wunderlichkeiten haben etwas Heiliges und Rührendes, was ſich nicht wohl antaſten läßt. Bei den Ori-

entalen werden ſogar die Narren und Wahnſinnigen für gottbegeiſterte und verehrungswürdige Dämonen gehalten.

Dieſe heilige Wunderlichkeit und wunderliche Heiligkeit, ein deutſches Landesprodukt, iſt auch für jene Gattung von Dichtern characteriſtiſch, welche man unter dem Namen der romantiſchen Schule zuſammenzufaſſen pflegt; denn es muß bei uns Alles ſchulmäßig claſſificirt werden und einen Namen haben. Welche günſtigen Einflüſſe dieſe Männer auf die Fortbildung der Literatur gehabt, wie ſie die fremden Literaturen uns befreundet machten, den Riegel von noch unbekannten Schätzen der einheimiſchen Mährchenwelt löſten, eine neue Seite der Kritik herausbildeten u. ſ. f. iſt hier zu entwickeln nicht meine Abſicht. Populäre Elemente waren in dieſer Richtung, aber ſie wurden nicht hinlänglich populär verarbeitet. Es gehört eine ungemeine große gelehrte Bildung dazu, ihre Vorzüge zu verſtehen, und ein äußerſt feines poetiſches Taſtgefühl, ihre Schönheiten herauszufühlen. Sie war reich an Verirrungen und Mißformen, aber reicher noch an wirklich poetiſchen Genies, ja man kann ſagen, daß es auf einem ſo geringen Raume Zeit wohl nie ſo viele, ſo durchaus dichteriſch organiſirte Menſchen neben einander gegeben hat, als zu der Zeit, da dieſe Richtung in ihrer Blüthe ſtand. Unſere jetzige Periode kann ſich in dieſer Hinſicht mit jener der Tieck, Wackenroder, Schlegel, Novalis, Eichendorff, Fouqué, Achim von Arnim, Clemens Brentano, wie überhaupt der erſten Tieckianer und Schellingianer, gar nicht vergleichen; unſere dermalige Richtung bildete ſich vielmehr faſt im geraden Gegenſatz zu jener aus und hat ihre Vorzüge auf einem ganz andern Terrain, als

dem der bloß poetiſchen Anſchauung, in Anſpruch zu nehmen. Die Romantiker ſind durchweg liebenswürdige Menſchen, meiſt Engel an Gemüth, wie ſie von den altdeutſchen Malern verbildlicht werden, beſonders diejenigen, welche ſich von der Ausübung der Kritik, die in Solger zu ihrem philoſophiſchen Culminationspunkte gelangte, fern zu halten wußten. Aber dieſe poetiſchen Lämmer Gottes waren nicht für dieſe Welt, und unſere praktiſche Zeit, mit aller ſchuldigen Ehrfurcht vor ihren poetiſchen Offenbarungen, weiß nicht mehr recht, was mit ihnen anfangen. Und doch thut es ſo wohl, in den flüſternden und ſäuſelnden Blumenhainen, die da ſprechen und klingen, zur Luſt auf und niederzuwandeln, und wer einmal mit Genuß faullenzen will, leſe Eichendorff's Taugenichts, worin er die Poeſie des Nichtsthuns und des die Füße baumeln Laſſens aufgedeckt und die Faullenzerei im roſenrothen Lichte der Romantik verklärt hat.

Einmal war dieſe Richtung zu ſehr in ſich ſelbſt verloren und zu einförmig; ſie geſtaltete nur im Nebel der Ahnungen, plaſtiſche Marmorbilder waren ihr verſagt; ſie begrenzte nichts, ſie ließ Alles in einander verlaufen, es war an ihr Alles unendlich, ohne koloſſal zu ſein, denn zum Koloſſalen gehört die Unterlage von etwas Materiellem, aber auch nur die Vorſtellung von etwas Materiellem läßt ſich den Gebilden dieſer Richtung nicht unterſchieben. Die Perſonen in ihren Romanzen, Novellen und Dramen handeln, beten, lieben wie im Traume, im Somnambulismus, höchſtens wie von einem naiven Inſtinkte einer angeborenen geheimen Naturkraft getrieben. Daß ſie Schiller nicht mochten, und daß Schiller ſie überdauert hat, iſt deſto ehren-

voller für dieſen; es findet bei Schiller eine Weſenheit, eine Begrenzung ſtatt, deren Nothwendigkeit in ihr ſelbſt liegt, wovon die romantiſchen Kunſtjünger nichts wiſſen wollten. Dieſe Begrenzung fehlt Göthen nicht, ihm als Individuum gedacht am wenigſten; nichts ruht in den Gränzen der Schönheit inniger, wie ſeine Iphigenia, ſein Taſſo, plaſtiſche Werke, fein herausgearbeitet aus dem durchſichtigſten Marmor der Sprache; aber er übertrat das Geſetz künſtleriſcher Begrenzung im Fauſt, zwar mit genialem Selbſtbewußtſein, aber er übertrat es, indem er die Form gleichſam verunendlichte. Ohne dieſe Unbegrenztheit wäre Göthe's Fauſt nicht Fauſt, nicht Göthe's Fauſt. Ihn zum Abſchluß bringen zu wollen, wäre ein thörigter Gedanke. Wie im Bewußtſein der Modernen, iſt überall noch Raum, eine Thatſache, eine Lebenserſcheinung, eine Gefühlsoffenbarung einzupaſſen. Fauſt iſt unendlich, wie der Gedanke, das Leben, die Liebe, die Reue, Verzweiflung, Strafe und Gnade. Was Göthe in ſeinem Alter als zweiten Theil angepaßt hat, war nur ein ſubjectives Belieben des Alters. Göthe's Fauſt konnte nur mit der Kataſtrophe des erſten Theiles abſchließen; alles Uebrige liegt jenſeit und bleibt der göttlichen Gnade überlaſſen, die nicht in das Gebiet der dramatiſchen Form zu ziehen iſt. Die Wege der Gerechtigkeit Gottes, die ſich im Himmel verlieren, ſind nicht die Wege der poetiſchen Gerechtigkeit, die ſich in der Welt der ſinnlichen Erſcheinungen offenbart. Göthes Fauſt zweiter Theil iſt ein Werk für ſich, wo Mephiſtopheles nicht mehr Mephiſtopheles, Fauſt nicht mehr Fauſt iſt, die Willkühr hat ihn geſchaffen, mithin hätte die Schöpfung, als eine der Willkühr, eine andere ſein können,

als ſie iſt. Dieſer zweite Theil iſt, um Göthes Lieblingsausdruck zu brauchen, incommenſurabel, eine Sphinx, welche die Räthſellöſer in einen unermeßlichen Abgrund ſtürzt und nimmer einen glücklichen Oedipus finden wird.

Solcher Sphinxe hat die Gemeinſchaft der Heiligen in der romantiſchen Schule viele erzeugt. Ihre Produkzionen ſind unumfaßbar, faſt weſenlos, ihr Vorzug iſt die Glaubensinnigkeit und ein poetiſches Fluidum, welches dieſe Gebilde durchſtrömt wie Ichor, der Götterſaft, nicht wie materielles Menſchenblut. Iſt es die Verwandtſchaft der urſprünglichen Abſtammung, welche wir mit den Indiern haben ſollen, die auf uns rückwirkt und uns unter allen Völkern Europa's am geneigteſten macht, formloſe Produkte zu erzeugen? Jakob Böhme und eine Unzahl in ſich verlorener, nur den Nabel ihres eigenen Bewußtſeins anſtarrender Träumer ſind in der That eine Gattung philoſophiſcher Fakirs. Ich gedenke hier eines zu wenig gekannten dramatiſchen Gedichtes von Clemens Brentano „die Gründung Prags." Es iſt ein unendlicher Speicher poetiſchen Stoffes; Situationen und Charactere ſind großartig, aber man ſieht nur das Mittelſtück ihres Leibes aus dem Dunkel herausragen, die Füße verlieren ſich im Nebel, das Haupt löſt ſich in einer wolkigen Maſſe auf, man ſieht nirgends Anfang noch Ende, Handlungen ſind da, aber nicht die Motive, überall iſt etwas Rechtes und doch nicht das Rechte, die Sprache ſelbſt iſt gewaltig, aber ſie rührt von keinen Weſen unſerer Gattung her — Menſchen ſind es nicht, die hier reden, auch keine Götter, keines von beiden, aber beides zugleich, halb ausge-

gohrene Zwittergeschöpfe, Mammuthbildungen einer poetischen Urwelt.

Es ist, wie Dr. Reck in seinem ebenfalls unharmonischen, formlosen, doch zu Zeiten geistreichen Buche über Göthe und seine Widersacher bemerkt, etwas Unharmonisches, Hypochondrisches im deutschen Volke, ein Hang zum Abenteuerlichen, Nebelhaften, Formlosen, und wie er es treffend nennt, etwas Disparates, Trübes und Unendliches, mit einem Beisatze von Humor, Gemüthskindlichkeit, titanischem Aufstreben; wir haben, wie er sagt, kein Bedürfniß der Eleganz noch sonstiger Vollendung der Form (Woltmann's „Barbarei in der deutschen Literatur"); die Kunst lebt in uns nicht als Naturbedürfniß; wir erliegen dem Stoffe, der Masse; das Philisterthum ist für uns gar kein unbehaglicher Zustand. Bis dahin hat Reck die Deutschen treu und wahr gezeichnet; er mag auch nicht Unrecht haben, wenn er sagt, daß die Germanen an Verstand, mathematischer und logischer Kraft als Anlagen des ganzen Volkes genommen, nicht bloß den Hellenen, sondern überhaupt allen gebildeten Völkern nachständen; aber er muthet uns auch einen Mangel an spekulativem Sinne und an ungetrübter Naturauffassung zu. Ist doch selbst in der Masse die Spekulation vorhanden, wenn auch in verzerrter Form, in religiöser Hinsicht etwa in der Form des Mysticismus, der pietistischen Orthodoxie! Wie Sokrates einen Tag und eine Nacht lang gesenkten Hauptes stehen, um die Sonne zu erwarten und den jungen Tag anzubeten, ist uns wohl nicht gegeben; dafür ist unser Verhältniß zur Natur viel inniger, geistiger und sinniger als bei den Hellenen. Wenn irgend ein Volk ein unge-

trübtes Wald-, Natur- und Bergleben zu führen wußte, war es wohl das der Germanen. Wenn wir jetzt der Natur entfremdet worden, so liegt es wohl nicht an unserer ursprünglichen Gemüthsverfassung, sondern an der Verfassung der allgemeinen Dinge. Die Unnatur ist uns eingeimpft: daher jene Unbehilflichkeit, Trägheit, Gleichgültigkeit und Unbehaglichkeit. Wir sind von Hause aus kein Volk für Residenz- und Hofleben, wir sind ein Volk für die einfachsten Verhältnisse, gemacht, eingefriedigt zu sein in ein grünes Stillleben oder uns als Abenteurer in ritterliche Kreuz- und Querzüge zu zerschlagen. Nicht vegetabilischer Stoff und Wasser, wie Reck behauptet, sondern wirkliche Vegetation ist in unserm Grundwesen überwiegend. Die fahrenden Schüler, die wandernden Handwerksburschen — in dieser Form kennt sie nur Deutschland. Jetzt wiederholen Künstler, Studenten und Schriftsteller dasselbe Schauspiel. Führt uns um Gotteswillen nicht in die Salons, in die Werkstätte diplomatischer Betriebsamkeit, gebt uns die Luft frei, führt uns in Berg und Wald, wo unsere Sangeslust mit der Lerche zur Wette steigt und jubelt. Der Deutsche giebt sich selbst auf, wenn er die Natur und die Empfindung dafür aufgiebt. Weil er von Geburt besser ist als alles Volk, wird er schlechter als alles Volk, wenn man ihn einer raffinirten und diplomatisirenden Stellung anzwingt. Eine solche zweideutige Lage ist eine viel natürlichere Sphäre für unsere transrhenanischen Nachbarn, die dabei nicht schlecht, hoffärtig, abgeschlossen, einsam, mürrisch und boshaft werden, wie wir unter denselben Bedingungen. „Ist irgend etwas in der Welt," heißt es in den Memoiren des Freiherrn S—a,

„was die Deutschheit in uns ausreuten kann, so ist es das diplomatische Leben." Ich nehme hier das Wort diplomatisch in umfassenderer Beziehung auf den Character des modernen Lebens selbst.

Wir sind mit der Vegetation verwachsen, wir sind es gewesen, so lange der heiße Samum der Hofkultur, der sophistischen Diplomatie, der Zweifel, der politische Verdruß, die modernen aufreibenden Zustände das Grün des deutschen Lebens nicht an der Wurzel angriffen. Das frühere fortlaufende Mißgeschick, jetzt die Nothwendigkeit, kaufmännisch zu speculiren und überall zu balanciren, hat uns ein wenig demoralisirt, weil wir gezwungen wurden, unsern innern Kern der äußern Schale aufzuopfern und uns aus dem Pflanzenmark in Rinde und Bast zu verlieren. Als vegetative Menschen haben wir, wie Alles was der Vegetation verwachsen ist, etwas Stilllebiges, Dämmeriges und Träumerisches, in sich selbst sich Zurückziehendes, etwas Sinnpflanzenartiges, was bei unzarter Berührung äußerlichen Scheinlebens Blüthe und Blätter verlegen hängen läßt. Wir leben am liebsten mit geschlossenen Herzblättern, und tragen die Embleme der Passionsblume tief im Innern als unantastbares Allerheiligstes. Die romantische Schule hängt die linke Seite ihres träumenden Hauptes eben so nach der Vegetation, nach dem Blumen- und Waldleben, wie Alexander und Friedrich der Große nach der Flöte; sie war die schmerzenreiche und stillfreudige Kreuz- und Passionsblume auf dem bunten Blumenplane unsere Poesie.

Es ist immer etwas an uns, was mit der Gegenwart auf dem Fuße der Unverträglichkeit und stillverlaufenden Feind-

ſchaft ſteht. Die Gegenwart iſt dem Deutſchen nur eine Einleitung für das, was kommen ſoll, wie die Vergangenheit nur eine Vorrede war für das, was iſt. Wenn er arbeitet, ſcheint es ihm räthlicher zu genießen und wenn er genießt, räthlicher zu arbeiten. Er iſt ein perpetuum mobile innerlicher Unruhe. Mit Recht heißt es irgendwo: „Das iſt der deutſche Character: keine Ruhe, bis das Erſehnte erlangt iſt, dann ewige Furcht, das Erſehnte zu verlieren. Die Deutſchen denken immer auf zehn Jahre voraus und genießen deshalb die Gegenwart nur halb. Ich glaube, daß deutſche Weiber weinen können, wenn ſie daran denken, daß ihr Säugling einſt ſterben muß.“ Daher des Deutſchen elegiſche und ſentimentale Stimmungen. Die romantiſche Richtung ſetzte ſich über eine für Deutſchland traurige, bange und niederdrückende Zeit hinweg; man verſchloß das Ohr mit Gewalt den brauſenden Stürmen der Weltgeſchichte und fand ſich unter Kloſtergeiſtlichen, altkatholiſchen Kirchen und Kirchengemälden, ſpaniſchen Aſſonanzen und italieniſchen Terzinen, Volksliedern und Volksmährchen weich und ſicher gebettet. Wollte Heinſe überall in der Kunſt begehrtes und begehrliches Fleiſch, üppige Form, reizendes Colorit, ſo begehrte der kunſtliebhabende Kloſterbruder abkaſteites, rückgeſunkenes, gedämpftes Fleiſch, einen Abtödtungsprozeß der ſchönen Leidenſchaft und der vollen Form, verzehrt von dem ſtillen Flämmchen katholiſcher Innerlichkeit, und ſtatt der hüpfenden zu den Sinnen ſprechenden Grazie die veilchenblauäugige, mit dünner Taille einhertrippelnde Naivetät der Altdeutſchen. Aber ſelbſt Heinſe vermochte in ſeinem Ardinghello nicht, innerhalb der Erſcheinungswelt zu bleiben,

er ſtreifte ſelbſt das Fleiſch der Wirklichkeit von ſich, und mit einer Naivetät, die faſt Lächeln erregt, conſtruirt er willkührlich einen Staat von ſeiner Theorie, den er als wirklich ſetzt, einen Staat, wo Alle gleichberechtigt ſind und deſſen Einrichtung einzig und allein auf das Vergnügen der Bürger und Bürgerinnen abzweckt; denn daß das Vergnügen zum Nutzen gereiche, iſt Heinſe's liebenswürdige und nicht zu widerlegende Meinung. Somit ſpringt auch Heinſe, als ein echter Deutſcher, der nie bei der Sache bleiben kann, ſehnſüchtig auf die Theorie ab, ſo daß vom Romane nichts Wirkliches übrig bleibt. Selbſt Göthe, im Wilhelm Meiſter, verläßt zuletzt den Boden der Wirklichkeit und ſpielt mit myſtiſchen Thürmen, Pergamenten, Geſellſchaften und ähnlichen Dingen. Dieſe Lieblingsneigung läßt ſich herunter bis auf Mundt verfolgen, der ſich in ſeinen Novellen der Phantaſterei ganz hingiebt. Es iſt der Urtypus des deutſchen Romans. Der „Simpliciſſimus" des 17. Jahrhunderts, jener gedrungene, naiv humoriſtiſche, vortreffliche Sittenroman voll überraſchender neuer Situationen und Perſonalitäten, wühlt ſich zuletzt in den Kern des Erdbodens und der Gnomenwelt hinein. Dieſe idealiſtiſche Richtung der Deutſchen, welche beweiſt, daß ſie eines beſſeren Zuſtandes würdig ſind und die Mängel ihres vaterländiſchen Grundes und Bodens erkennen, ſpricht ſich offen genug ſchon in der Inſel Felſenburg aus, einem Roman, deſſen Träger vor der drückenden deutſchen Wirklichkeit ſich auf die Flucht begeben haben.

Es iſt uns als Rückſtand jener romantiſchen Richtung, als ihr Aeußerſtes ein eben ſo ſonderbares als poetiſches,

eben ſo närriſches als tiefſinniges Buch überkommen, ich meine den Briefwechſel eines Kindes mit Göthe. Bettina iſt Clemens Brentano's Schweſter und mindeſtens eben ſo extravagant und wunderlich als dieſer. Mit Recht nennt ſich Bettina ein Kind; ein verſtändiges Weib würde ſo nicht ſchreiben, ſo launiſch, ſo läppiſch, ſo eitel, ſo weinerlich, und doch wieder ſo dichteriſch, treuherzig, hingebend, phantaſievoll, originell. Wie beim Kinde wechſelt Weinen und Lachen, Spiel und Ernſt, Trotz und Nachgiebigkeit, Coquetterie und ſchlichte Naivetät. Das Buch war ganz dazu gemacht, in der literariſchen Welt Aufſehn zu erregen. Die Hauptſache war: ein Weib ſchrieb es, das emancipirt genug war, ihre heimlichſten Gefühle drucken, ja in's Engliſche überſetzen zu laſſen und ſie vor aller Welt bloßzuſtellen. Dies Weib lebte außerdem in Berlin, wo eine Unzahl junger und alter Journalſchreiber die zarte Taubenpoſt abgiebt, zu nichts fähig, als die Boten der Liebesbriefchen zu ſein, welche von den angebeteten Perſonen an auswärtige Blätter und Blättchen zu beſtellen ſind. Außerdem iſt Bettina die Wittwe des gleichbegabten Arnim, Schweſter des Clemens, und Göthe der Gegenſtand ihrer Verehrung, Göthe, dem zu Ehren man einmal in Berlin Lieder dichtete, deren beſtes — in Nachahmung der olympiſchen Siegerpreiſe — mit einer goldnen Preisfeder gekrönt, und worauf ein ſolenner Schmaus abgehalten werden ſollte! Außerdem kann man wohl ſagen, es war lange nichts ſo Originelles geſchaffen worden, als dieſe Schwelgereien und Orgien zarteſter Gefühle und inbrünſtiger Liebe; dieſe Briefe ſind kein Dichtwerk, aber ein dichteriſches Werk, eine Art Produkzion, ein Gebilde der

gaukelnden Phantaſie, und man weiß, daß man zur Zeit an eigenthümlichen Produkzionen nicht eben reich iſt.

Eine merkwürdige Erſcheinung! Rahel, die fulminante Denkerin, die moderne Delila, welchr ihre ſtreitfertigen Aphorismen gegen die beſtürzte Linie alter vertrockneter Vorurtheile ſchlachtmuthig führt, Charlotte Stieglitz mit ihrem rührenden Opfertode und ihren pikanten Tagebuchblättern, und dieſe Bettina — faſt abnorme Erſcheinungen, wenn man die bisher in Kraft gebliebenen Geſchlechtsregeln gelten laſſen will — überragen an Eigenthümlichkeit die Mehrzahl der Männer, welche in der Literatur die vom Herkules am Spinnrocken der lydiſchen Omphale geſpielte und jämmerlich durchgeführte Rolle übernommen haben. Löwenfell und Keule, ſammt dem Pantoffel giebt man den literariſchen Frauen in die Hände, die ſich ein Vergnügen daraus machen, uns mit der demüthigen Haube, wie die Frauen in Figaro's Hochzeit den Pagen Cherubin, auszuputzen.

Nur iſt den Frauen Eins nicht gegeben und wird ihnen nie gegeben ſein, die Gabe der Produkzion. Die Produkzion iſt des Mannes. Den Frauen geht die Kraft ab, den Stoff zu überwältigen und ſeiner in allen Theilen ſo Herr zu werden, daß dieſe mit einander übereinſtimmen; es fehlt ihnen der logiſche Verſtand, die mathematiſch berechnende Kraft, welche ſich zugleich der Regel demüthig unterwirft und bei der trocknen Arbeit aushält, es fehlt ihnen das kritiſche Unterſcheidungsvermögen, das ſie nur durch Tact, Zartſinn und Geſchmack zu erſetzen wiſſen. Produkzion ſetzt Activität voraus; eigentlich activ iſt ſchon bei dem

Zeugungsacte nur der Mann und jede Produkzion ist aus einem Zeugungsact hervorgegangen. Das männliche Geschlecht macht in der Kindheit weibliche Bildungsstufen durch, die Stimme des Knaben ist Sopran, er erscheint in gewissen Jahren fast geschlechtslos, das Mädchen nie, das Weib ist daher immer einseitig, es begreift nur sich, nur seine Gefühle, es kann sich nicht aus sich verrücken, und wenn es einmal über die entferntern Kreise der Weltgeschichte reflectirt, so macht das Weib sich selbst zum Mittelpunkt. Des Weibes Gefühl ist, in Liebe und Haß, so innig, so tief, so sich selbst durchdringend, sich selbst verschlingend und sich in sich selbst versenkend, daß ihm nichts gleich kommt; aber der Mann ist wenigstens im Stande, diese Empfindungen des Weibes innigst zu begreifen, nachzufühlen und künstlerisch darzustellen, weil er körperlich und geistig weibliche Bildungsmomente durchlebt hat; ohne das Ineinanderspielen weiblicher und männlicher Elemente kann ein wahrhafter Dichter gar nicht gedacht werden. Der zarte Denker und glänzende Stylist Wienbarg ist auf ein ähnliches Resultat gekommen; wenn er aber den Roman im weitesten Umfange den Weibern anheimgegeben wissen will, so ist er in einem liebenswürdigen und galanten Irrthum befangen. Schon Kühne hat ihm nachgewiesen, daß der historische Roman dem Manne gehöre. Die Historie liegt nicht in der gemäßigten Zone weiblicher Begriffe, sie liegt zugleich zwischen den Wendekreisen des Steinbocks und Krebses, unter der Mittagslinie, und an beiden Polen zugleich, Gegenden, wo die zarte Natur des Weibes auf die Länge nicht dauern mag.

Ich liebe in Bettinen das Kind, das naive, unbefan-

gene, keck anſchauende, das im muthigen Sprunge der Empfindung nicht darauf Acht hat, ob es zu Falle kommt, ich liebe im Kinde die Jungfrau Bettina, die glühende, übermüthig ſprudelnde, trotzköpfige, die urſprüngliche und neckiſche ſüddeutſche Natur. Aber ich haſſe ihre faſt frevelhaft weichliche und wieder bacchantiſch trunkene verliebte Raſerei, nicht um ihrer ſelbſt, als der Eindrücke willen, die ſie auf den Leſer hervorbringt, und ſo anmuthig in meiſterhaft leidenſchaftlicher Schilderung ihr Verhältniß zu Göthe und ihre Freundſchaft für die unglückliche Günderode erſcheinen müßte, wäre das Alles als Fiction, als ein Stück aus einem Romane gegeben, ſo widerlich werden dieſe Situationen in der bloßgegebenen Nacktheit ihrer ſüßlichen Verliebtheit und Ueberſchwänglichkeit, wenn man ſie als wirklich dageweſene Lebenslagen ſich vorſtellen ſoll, als die ſie gegeben ſind. Welch eine Zeit, welch ein Volk, vor welchem ſich Bettina ſelbſt ein glattes, braunes, feingegliedertes Rehchen nennt, zahm und freundlich zu jedem Liebkoſenden, aber unbändig in eigenthümlichen Neigungen! So ein coquettes, eitel ſüßes, aus dem Alter heraus die eigene Jugend beliebäugelndes Spiel zu treiben vor einer ernſthaften Nation, die eine Geſchichte von achtzehnhundert Jahren und ſo viele blutige Striemen und Narben auf Bruſt und Nacken aufzuweiſen hat! Dann der Kuß, den ſie von Herder empfängt, und die Ohrfeige, die ſie ihm zutheilt! und wie ſie unter Göthe's Armen vor Liebe zittert! und wie ſie ſich der Günderode aufs Knie ſetzt und ihr zum erſten Mal — als handle es ſich hier um ein Liebesgeſtändniß — einen Kuß auf den Mund drückt, und ſie bittet, daß ſie ſich ihrer erbarme und ihr das

Kleid aufreißt und die Günderode auf den bloßen Buſen küßt — ich muß hier in dem weichlichen von der Verfaſſerin angewandten Und-Style ſchreiben, der auch häufig bei Heine eine ſo ſüßliche Wirkung macht — welche Proſtitution der Herzensgefühle an ſich ſelber ausgeübt von einem Weibe auf offenem literariſchen Markte! Man wird faſt an die Brautfeier der Meſſalina mit ihrem Günſtlinge erinnert, die auch vor allem Volke geſchehen iſt. Aber dieſe Weiſe literariſcher Proſtitution iſt etwas ſehr alltägliches geworden; von den eleuſyniſchen Geheimniſſen in der Menſchenbruſt iſt der Schleier weggeriſſen, man giebt ſie preis und opfert ſie und ſich dem geprickelten Publikum. Mir wird unheimlich, wenn Bettina ſo im Gefühle ſchwelgt. Ueberall ſehe ich das Ich, das liebe Ich gehätſchelt, das Kindes-Ich! Das moderne Ich der König, ſagt Balzac, beginnt unter dem Baldachin des Thrones und endigt unter dem zeriſſenſten Wammſe — aber es herrſcht auch, wie wir ſehen, unter dem Weiber- und Kinderröckchen!

Die Zeit iſt krank, wo Bettina ſo empfinden und ihre Empfindungen ſo ausſprechen konnte, wie ſie gethan hat; aber noch kränker iſt die Zeit, wo ſie wagen durfte, vor geſetzten Nationen, wie die deutſche und engliſche, ihre Gefühle in der Krambude ihres Buches offen auszubieten. Und doch war wenige Jahre vorher über Könige und Fürſten und das Schickſal ganzer Reiche und Ideenrichtungen zu Gericht geſeſſen worden! — Die Frauen fühlten, daß ihr Innigſtes, Heiligſtes und Heimlichſtes hier proſtituirt ſei; aber die Männer waren ganz außer ſich! Man ſchrieb Betrachtungen über Bettina, man ſtellte ſie in einem Drama

unter dem Bilde der Semiramis dar, ſo daß Göthe nichts geringeres war, als der fabelhafte König Ninus; und ein Poet brachte Bettina's Correſpondenzgefühle in Verſe, wohl und übel gereimt, wie ihn gerade der Gott, nicht der Poeſie, ſondern der Bettina'ſchen Gefühlsſchwelgerei antrieb! — Warum verarbeitete Bettina nicht ihre Lebens-, Liebes- und Gefühlsangelegenheiten in einem Romane? Er hätte vortrefflich werden müſſen. Die Kunſtform hätte den zu ſtarken Auftrag gemildert und ihr Ich in die gebührenden Schranken zurückgewieſen; zuletzt würde dieſe hypergeniale Leidenſchaft in der objectiven Darſtellung eines Romans nur wie eine Ironie auf ſich ſelbſt erſchienen ſein!

So haben wir an Bettina ein Beiſpiel, wie ſich die Ueberſchwänglichkeiten und Inbrünſtigkeiten der Romantiker incarnirt und ein Leben ſeiner ganzen Länge nach ausgefüllt haben! Es iſt merkwürdig, aber es iſt ſo: in der Zeit, wo wir der tyrtäiſchen Schlachtfurie in der Poeſie bedurft hätten, verſenkte man ſich in das ſtillgemüthliche, ſtehende Waſſer des Kunſtgenuſſes, der Myſtik, der Gefühlsinnerlichkeit. Man drängte ſich in ſich ſelbſt zurück. Schelling bemächtigte ſich der Natur; nur der ſtarkmüthige Fichte, deſſen in weniger Worte Kern zuſammengedrängte Unſterblichkeitslehre „ich werde immer wiſſen, daß ich bin" eben ſo ſtolz, als die einzig richtige und zugleich überzeugendſte iſt, beſchäftigte ſich mit dem geſchichtlichen Ich und hielt ſeine heroiſchen Reden an die deutſche Nation, die ſeines Feuers bedurfte. Als der Krieg losbrach, der uns von der Fremdherrſchaft befreien ſollte, und in deſſen Verlaufe Görres durch ſein mächtiges Wort eine kriegführende Macht wurde, tauchten die patrioti-

schen Sänger auf, unter denen Körner schon um deswillen als der vorzüglichste, als der Nationalsänger dasteht, weil er die Aechtheit seiner Lieder mit dem Siegel seines kostbaren jugendlichen Blutes gestempelt hat. In Max Schenkendorf klang die Weichheit der romantischen Schule noch an; F. G. Wetzel und Arndt, welche beide so frische, kernhafte, naturkräftige Lieder zu dichten wußten, schwangen in ihren eigentlichen Kriegsgesängen nicht selten den Tomahawk eines Wilden, ohne irgend die Achtung und das nur menschliche Mitleiden einem tapfern Feinde zu zollen, der so Großes gethan, so unendlich Bitteres erduldet, so ungeheure Schicksale erfahren hatte. Mit gräßlichen Gebärden führten diese und Gleichgesinnte ihren kannibalischen Tanz um ihre Opfer auf, indem sie nicht bloß in ihren Liedern sie kalt würgten, sondern vorher noch verhöhnten, und ihnen ins Gesicht spieen. Das sollte Volksthümlichkeit und deutsche Kraft darstellen. „Schlachtet sie kalt, mordet sie kalt, stoßt sie mit Lachen darnieder!" — lautet der Schluß eines Kriegsliedes, welches ein barbarischer Lieutenant von damals den Franzosen nachgedonnert hat. Ein wunderliches Volk, die Deutschen! Roh oder weich bis zum Uebermaß, unanständig in den Ausbrüchen ihres Zorns, unanständig in ihrer Liebe und Gemüthlichkeit, unanständig in ihrem Glauben wie in ihrem Zweifel! — Freimund Raimar selbst hielt sich von dieser Maßlosigkeit des Kannibalismus nicht frei; man lese sein Lied auf die Schlacht an der Katzbach; nur seine geharnischten Sonette haben Kunstmaß und poetischen Zorn; in andern Liedern ist der Volkston gemacht und gewaltsam nachgekünstelt. Erst

als Rückert wurde Freimund Raimar der große Lyriker, den wir jetzt an ihm beſitzen.

Die Deutſchen zeigten abermals, wie unmöglich es ihnen iſt, bei der Sache zu bleiben und in der Gegenwart feſtzuwurzeln. Unſere Dichter von damals identificirten die Helden des Befreiungskrieges mit den Recken des Nordens und den Helden des Mittelalters. Man glaubte, in Taſchenbüchern ſogar Feuerſtoff für den Patriotismus liefern zu müſſen und beſchwor die Minne und den Heldenmuth der deutſchen Ritterzeit und trug beiden das Kreuz in feierlicher Prozeſſion voran. Das war die Zeit des Frauentaſchenbuchs, in dem ſich die Blüthe der dichteriſchen Schriftſtellerſchaft, meiſt diſtinguirte Perſonen, Herren vom Adel, Freiherrn und Grafen, dem Publikum vorführte. Aber die gute deutſche Sentimentalität ſaß dieſen minnigen, religiöſen und turnirfähigen Romanciers, die ſich Fouqué's Motto „Liebe und Ehre" zu Herzen genommen hatten, hart auf dem Nacken; es geſchah in ihren Novellen viel Unglück, und es hätte noch viel mehr Unglück geſchehen können, wenn nicht das Taſchenbuchpublikum auch je zuweilen einen günſtigen und luſtigen Ausgang begehrt hätte, eine Geſchmackslaune, die doch auch zu berückſichtigen war. Keuſchheit und Reinheit des Herzens, nicht des Geſchmacks, zeichnete dieſe Richtung aus; aber einem geſunden Magen konnte dieſe weichliche Speiſe, trotz Liebe, Religion und Ehre, auf die Dauer nicht zuſagen.

Siebentes Buch.

Im Ganzen war, gleich nach dem Befreiungskriege und trotz dem Wiener Congresse, der das Territorialsystem der modernen Politik hauptsächlich im Auge behielt, ein munteres Leben in Deutschland. Die gebliebenen Helden prangten auf den Erinnerungstafeln in den Kirchen, die verstümmelten trugen eiserne Kreuze und wurden auch sonst wohl durch Anstellungen möglichst bedacht; die gesunden kehrten munter zurück, voll Lebenslust und Beimischungen französischer Heiterkeit; man hatte gegenseitig viel zu erzählen, und viele Heirathen zwischen den deutschen Heldenmädchen und Heldenjünglingen gingen vor sich; die Männer drängten sich unter den Czako und die Mädchen unter die Haube; die Schuljugend war kriegslustig, die Studenten bildeten unter ihrem General-Quartiermeister Jahn eine altdeutsche Genossenschaft, trugen Barette, kurze Röckchen und ihre Haare so lang als Gott der Herr sie wachsen ließ, sogar die Jungfrauen gingen hier und da in altdeutscher Tracht; das wunderliche deutsche Volk glaubte durch all dergleichen Apparate die schöne Zeit der Altdeutschen — man wußte nur nicht recht, aus welchem Jahrhundert — zurückgeführt zu haben

und fühlte ſich in dieſer phantaſtiſchen Träumerei innnigſt befriedigt. Es war damals eine ſo poetiſche Zeit, wie wir lange nicht gehabt haben. Die Jugend, die recht wohl wußte, wie auf ihre Herzen und Arme die Hoffnung des Vaterlandes geſetzt werde, fühlte ſich altkräftig, und die grauen ehrwürdigen Häupter fühlten ſich jung. Dazu hatten Gymnaſien und Univerſitäten ihre Turnſtätten, und wenn bei dieſen Uebungen auch kein griechiſches Schönheitsgeſetz obwaltete, ſo machte doch dies Laufen und Springen, Klettern und Ringen, dies Verdrehen der Glieder auf Barren und Recken vielen Spaß; was man früher nur in den Freiſtunden heimlich betrieben hatte, wurde jetzt vor Lehrern und Predigern und zuſchauendem Volke ausgeübt, war privilegirt und ſtand im Lectionsplane der Unterrichtsgegenſtände obenan; der gute Cicero war fortan ein Bagatell und der langweilige Horaz eine Zugabe zu den gymnaſtiſchen Uebungen. Dazu loderten an jedem achtzehnten October die Erinnerungsfeuer der Leipziger Schlacht von den Hügeln, wo es deren gab, ſonſt begnügte man ſich, wie es eben ging, mit der Ebene. In der Perſpective ruhte die Ausſicht auf eine Volksvertretung; aber mit dieſer Ausſicht, die überhaupt ſehr problematiſch war, begnügte man ſich nicht; die jungen Köpfe waren einmal in Feuer, man wollte aus Deutſchland was Rechts machen, man wußte nur nicht was? Man wußte nur ſo viel, daß dieſe Vielherrſchaft untauglich ſei; die einen wollten einen mittelalterlichen Kaiſer mit Bart, Pickelhaube und Schlitzkrauſe, die andern eine Republik, ſo daß aus Bückeburg etwa ein Staat wie New-York, aus Siegmaringen ein Staat wie Ohio und aus

Frankfurt der Sitz des deutschen General-Congresses gemacht werden sollte.

Bis auf diese Uneinigkeit über die Staatsform war man über die Zukunft Deutschlands eins geworden, als in dieser Zeit der Träumerei und des Donquixotismus ein schwärmerischer Jüngling plötzlich mit einer von ihm verübten blutigen That ein grelles Licht über die Gemüthslage der Jugend verbreitete. Der excentrische Sand übte an Kotzebue eine Kritik seines literarischen Treibens und Lebens aus, wie sie an einem Comödienschreiber nie schrecklicher verübt worden ist. Hiermit war Teutonia nach seiner unglücklichen Meinung frei, aber im Gegentheil — jetzt erst begann die Zeit des Argwohns, des Verdachts, der Untersuchungen, eine Zeit, welche freilich die hochverrätherischen, aber wie man glauben darf, wenig gefährlichen Elemente im weiten Umkreise des deutschen Landes erstickte, aber zugleich mit diesen chimärischen Plänen, an deren Gelingen bei der ruhigen verständigen Gemüthsart der Deutschen gar nicht zu denken war, zumal, da sich die Weltgeschichte in ihrem consequenten Gange nichts vorweg nehmen läßt, den Muth, die Gemüthsheitre der Jugend tilgte, den Enthusiasmus für die Befreiungskriege dämpfte und bei einem großen Theile der Nation jener Apathie den Zugang gestattete, zu welcher wir nur allzusehr geneigt sind. In solchem apathischen Zustande wird uns der Kreis allgemeiner Ideen verringert und unser geschichtlicher Sinn auf den kleinsten Punkt zusammengedrängt, auf jenen häuslichen Punkt, wo unsere liebste Ehehälfte näht oder strickt, unser Tisch, Bücherspind und Bett verträglich neben einander stehen und höchstens eine

Frau Nachbarin verſtohlen durch das Fenſter lugt, neugierig, was für biographiſche Momente innerhalb unſerer vier Pfähle an uns zu entdecken ſind.

Den Character, den die deutſche mit dieſen ziemlich ereignißloſen Jahren mitlaufende Literatur annahm, können wir mit wenigen Strichen bezeichnen.

Die Karlsbader Beſchlüſſe beſchnitten der trotzigen Jugend die Flügel, die ſie nicht bloß dazu anwandte, ſich in die blaue allgemeine Luft idealiſtiſcher Träumerei zu erheben, ſondern wie eine Bruthenne die jungen faſt noch unbefiederten Neſtlinge politiſcher Tendenzen darunter warm zu halten. Da nun der Jugend die Flügel ſo kurz beſchnitten waren, ſo mußte ſie ſich in das Erbſenfeld der gemeinnützigen Spießbürgerlichkeit herablaſſen, und ſelbſt da gab es noch viele Vogelſcheuchen, von denen ſie erſchreckt wurde. Die geſelligen Verhältniſſe verloren allmälig wieder ihre Friſche und phantaſtiſche, ſeelenvolle Munterkeit, und es iſt wohl zu ſagen, daß ſie ſich allmälig wieder in Formen gekleidet haben, wie ſie ſo äußerlich, ſteif, trocken und gemüthlos kaum zu irgend einer Zeit geweſen ſind. Am politiſchen Horizonte wurde großer Raſttag ausgeſchrieben; es war damals die Sabbathruhe, der ſiebente Tag der Herren, welche die gegenwärtige politiſche Welt geſchaffen haben. Die Unabhängigkeitskriege der ſüdamerikaniſchen Staaten und der Freiheitskrieg der Griechen, waren in einer langen Reihe von Jahren die einzigen Momente von hervortretender Bedeutung, welche die Theilnahme der Chriſtenheit in Anſpruch nahmen. Die revolutionären Bewegungen in Neapel, Sardinien und Spanien endeten wie Poſſenſpiele, wie Maskeraden, wobei der

Bajazzo, der perſifflirende Gottſeibeiuns der Weltgeſchichte, mit Pritſche und Schellenkappe thätig war. Dem aufmerkſamen Beobachter, der das Uhrwerk der innern Geſchichte der Staaten, beſonders Frankreichs, genau zu beobachten verſtand, konnte indeß nicht entgehen, daß die Weltgeſchichte ein neues Kleid anzuziehen im Begriff ſtehe, indem ſie heimlich Ideen, Prinzipien und Meinungen an die Stelle der Thatſachen ſetzte. Hierzu kamen manche überraſchende Kataſtrophen, wie etwa die Vereinsſchlacht bei Navarin, die ein Beiſpiel von der Möglichkeit eines Krieges giebt, welcher auf einen Schlag entſchieden wird, ohne erklärt worden zu ſein. Das Improviſiren in der Weltgeſchichte nahm ſeinen Anfang; die Seeſchlacht von Navarin war eine Art Handſtreich, wie wir deren ſpäterhin noch mehrere erlebt haben. Frankreich blieb der thätige Nerv der weltgeſchichtlichen Dinge; ſelbſt das legitime bourboniſche Frankreich konnte ſich nicht entſchlagen, gegen die Barbarei anzukämpfen, wie in Griechenland gegen die Herrſchaft der Aegypter, an der Nordküſte Afrikas gegen die Fauſtrechthaberei der Raubſtaaten. Aber der wohl gelungene Handſtreich gegen Algier iſt dem legitimen Stamme der Bourbonen nicht zu gut gekommen; die Linie Orleans übernahm die Erbſchaft und läßt ſich ihre Teſtamentvollſtreckung Geld, Schweiß und Blut koſten, um eine offene Wunde am Körper Frankreichs zu haben, wohin das böſe Blut, welches das Gouvernement ſich ſelbſt macht und was ihm gemacht wird, abgeleitet werden kann.

So fabelhaft öde die Politik und die Geſellſchaft ſich im Ganzen geſtalteten, ſo fabelhaft öde geſtaltete ſich auch

die Literatur, zumal in Deutſchland. In der wilden Thierbude der Journaliſtik machte Kotzebue eine Zeit lang durch ſein literariſches Wochenblatt Aufſehen. Das Journal beſtand in ſehr flüchtigen Auszügen aus allerlei Büchern, in denen der Redacteur geblättert, und aus Randgloſſen und Seitenbemerkungen, die er entweder zur Widerlegung oder zur Bekräftigung hinzugefügt hatte. Selbſt auf die Sprache verwandte Kotzebue nicht die geringſte Mühe und Alles daran war hausbacken, Geſinnung ſowohl als Darſtellung. Jede nur einigermaßen neue Richtung wurde darin bekämpft, die Romantik Fouqué's, die Kritik der Schlegel, vor Allem jedoch das Turnerthum. Allerdings vergaß Kotzebue über Rußland, wo er das merkwürdigſte Jahr ſeines Lebens verlebt hatte, ſein deutſches Vaterland; die Ruſſen, meinte er, ſängen am meiſten, folglich wären ſie das glücklichſte Volk; die Leibeigenſchaft mithin als natürlichſter Zuſtand für den Landmann gerechtfertigt. Das Verdienſt der Deutſchen um und in den Befreiungskriegen zu ſchmälern, und wo es ihm möglich war, das der Ruſſen hervorzuheben, war auch eine alle Deutſche verletzende Sucht des Staatsraths, deren Motive ſich ſehr wohl erklären laſſen. Jahn, Paſſow, Wadzeck, Oken, die ſtudentiſche Jugend wütheten gegen Kotzebue; erſt warf man ihm die Fenſter ein, dann verbrannte man mehrere ſeiner Schriften bei der Wartburgsfeier, die ein eben ſo ſeltſamer Streich war und eben ſo viel verdarb, als ſpäter das Hambacher Feſt; endlich warf ſich ein junger Turner, ein entbrannter Teutone, zum Vollſtrecker des Urtheils auf, indem er überzeugt war, Kotzebue verrathe durch geheime Berichte die junge deutſche Freiheit an das

Kabinet von St. Petersburg. Eine abgesonderte Blutthat, an einem im Ganzen unbedeutenden Manne wie Kotzebue verübt, kann auf Zustände keine Wirkung haben und streift als verfehlter Handstreich bei dem beabsichtigten Zwecke vorbei. Sand's That war nicht bloß ein Frevel, sondern auch eine Thorheit. Doch bleibt uns die That und die Gemüthsbewegung, die sie in den verschiedensten Kreisen hervorrief, wichtig, als Ausdruck der damals herrschenden Stimmung. Man bedauerte fast den Mörder mehr, als den Gemordeten; man verkaufte auf den Jahrmärkten Sand's Bildniß, mit betreffenden rührenden Verseleien; man identificirte ihn mit Theodor Körner; Frauen und Gymnasiasten begeisterten sich für ihn, und ein berühmter Theologe in Berlin schrieb an Sand's Mutter einen Brief, worin er ihr zu solch einem Sohne Glück wünschte. Kotzebue hatte in seinen laxeren Comödien oft genug dem deutschen Zartgefühle und in seinem Journale dem deutschen Unabhängigkeitsgefühle Hohn gesprochen, als daß er bei seinem schrecklichen Ende auf wirkliche Sympathie des Volks hätte Anspruch machen können.

Mischte sich Kotzebue auf eine offenbar gemeine Weise in die Politik und politische Intriguen, so hat nach ihm Müllner einen literarischen Escamoteur und Intriguanten gespielt, wie ihn nur Deutschland und auch Deutschland nur in Müllner aufzuweisen hat. Gemeinheit giebts auch jetzt in reichlicher Fülle, aber sie trägt sich offen zur Schau und hat den literarischen Nimbus und die übrigen glänzenden Eigenschaften nicht, durch welche Müllner sich auszeichnete. Zanksucht, Unverschämtheit und Vergötterung seiner selbst bezeichnen Müllner's journalistische Laufbahn.

An dieſen beiden Männern, Müllner und Kotzebue, als Wortführer der Kritik, hat man ein Beiſpiel, wie die Journaliſtik damals betrieben wurde und was ſich das deutſche Volk gefallen läßt, ehe ihm die blöden und blinden Augen aufgehen. Vor ein ehrliches kritiſches Volks-Tribunal ladet man Keinen, man wartet, bis ſich ein improviſirter Nachrichter findet, der den Todesſtreich auf eigene Hand begeht, oder bis der literariſche Verbrecher nicht ein noch aus mehr weiß, in der Verzweiflung vor allem Volke in den Stricken ſeiner Lüge ſich aufhängt und den Lebensathem verliert auf dem Wege der Selbſttödtung, bis er den Duft der Fäulniß, in die er übergeht, an ſich ſelbſt wittert und in der Furcht, daß auch Andere ihn wittern möchten, ſeiner öffentlichen Laufbahn ſelbſt entſagt und vom Ertrage ſeiner literariſchen Sünden ein einſames Leben in dem ſchönen Bunde mit Wäſcherin und Aufwärterin zu Tode friſtet.

Damit der Leſer es weiß: wir befinden uns jetzt auf dem Tanzboden der Zeit, wo die Taſchenbuchmacher und der ſeelige Clauren — von dem ich recht wohl weiß, daß er noch halbewege von dem pecuniären Erfolge ſeines jetzt verſtorbenen Ruhmes exiſtirt — den Reigen der Literatur anführten. Die baare, nackte und frevelhafteſte Mittelmäßigkeit hatte mit ihrem Fett- und Waſſerbauche auf dem Lotterbett der ſchönen Literatur und den Dielen der Bühne Platz genommen. Da dehnte ſie ſich und blinzelte mit den Augen und fertigte aus dem allerweichſten Wachs der Sprache kleine zärtliche Figuren mit küßlichen Lippen und ſammetnen Wangen, zierlichen Wädchen und angenehmen Beinchen, die bis zum Strumpfband zu ſehen waren, denn das Mimili-Röck-

T. Novellen

chen war doch gar zu kurz, und vom Busen wegen des ausgeschnittenen Mieders manches Menschliche zu sehen, und was so nett wächsern gedreht war, bestrich dann dieselbe Mittelmäßigkeit mit dem Speichel einer krankhaften Phantasie und bunten mit schädlichen Stoffen versetzten Schminkfarben. Da kam denn so ein Spielwaarenhändler, kaufte sich die zierlichen Dinger, bezog damit den Markt der Literatur und schlug seine Bude auf, Taschenbuch oder Almanach oder Taschenkalender oder Tulpen, Rosen, Nelken, Amaranthen, Vergißnichtmein genannt. Die Mittelmäßigkeit aber übt auf die mittelmäßige Menge eine große Gewalt aus, wenn nicht eine schwere Noth der Zeit, oder eine Zeit der schweren Noth vorhanden ist und die Weltgeschichte durch laute Mahnungen nicht zum Ernst und zur männlichen Würde auffordert.

Alles nahm eine Taschenbuchnatur an und die Form der Novelle wurde übermächtig. Tieck erweiterte ihren Wirkungskreis und gab ihr die Anwartschaft auf das Amt, Kunst- und Literaturfragen abzuhandeln. Seine Novellen sind kleine Meisterstücke in ihrer Art, aber so wenig wie Miniatur-Statuen dazu geeignet, zu imponiren und im Pantheon unserer Literatur eine maßgebende, überragende Rolle zu spielen. Sie verhalten sich zum Romane wie das Lied zum Epos und Drama, nur mit dem Unterschiede, daß das Lied viel selbstständiger dasteht, als die Novelle, die mehr eine erweiterte Anekdote, die Erzählung einer einzelnen Begebenheit ist, oder ein auf seine einfachsten Ein- und Ausgänge reducirter Roman. Dies fühlte Cervantes wohl, der seine Novellen, ihres geringen Umfanges wegen, als Episoden in

ſeinen Don Quixote eingeflochten hat, obgleich man freilich zugeben muß, daß die Tieck'ſche Novelle an geiſtigem Inhalt zu hoch angewachſen, ja faſt eine ganz andere Gattung iſt, als daß ſie nicht eine Vergleichung mit den in ihrer Art wieder viel liebenswürdigeren und poetiſcheren Novellen des Cervantes übel nehmen ſollte. Jedenfalls ſpiegelt ſich in dieſer Gattung der Novelle die Schwächlichkeit einer Literaturperiode ab, welche darüber ganz außer ſich gerieth, daß ſie es, ohne ein Epos, ein Drama, ja nur einen Roman von muſtergültigem Werth und eine Lücke in der Nationalliteratur ausfüllendem Inhalte erzeugt zu haben, bis zu dieſer kleinen Hügelformation von meiſterlich geſchriebenen Dichter- und Künſtlernovellen gebracht hatte.

Die ſchöne Literatur zerſchlug ſich damals auf eine faſt furchtbare, ihre nationale Bedeutung ernſtlich bedrohende Weiſe in bloße Unterhaltungsſchriften, große und kleine Romane, Novellen und Novelletten. Selbſt Tieck und Hoffmann flüchteten ſich in die Taſchenbücher. Die Journale waren von dieſem Genre des bloß Romanhaften und Unterhaltenden überfüllt. Einer ahmte immer dem Andern nach. Nur Hoffmann trat als eine markirte Erſcheinung aus dieſer allgemeinen Familienähnlichkeit heraus. Er blieb, wie er von Hauſe aus war, fix und fertig in ſeiner phantaſtiſchen, muſikaliſch enthuſiasmirten, fratzenhaft bizarren Natur, und nur in den wenigſten ſeiner kleinen Erzählungen brachte er es zu einer Art Kunſtform. Dieſe Erzählungen haben aber auch dann eine Fülle von lebenshaltigem Stoffe. In ſeinen Mähren, Nacht- ud Phantaſiegemälden wimmelt es von Sandmännern, dämoniſchen Geſtalten, zerriſſenen

Zerrbildern von Characteren und den carteſianiſchen Teufelchen eines ergrimmten, höhnenden Humors. Hoffmann, dieſe in ihrer Wunderlichkeit echt deutſche Erſcheinung, bildete ſich in dieſer Abſonderlichkeit auf dem Wege des Mißbehagens aus, das er an der ſpießbürgerlichen Organiſation der modernen Menſchheit empfand. Mit ſeinem reinen Enthuſiasmus ſah er ſich vereinzelt ſtehen, und aus Trotz ſchleuderte er die Hohnbilder ſeiner wüſten Elementar- und Nachtgeiſter ballenweiſe an die eiſerne Stirn der entherzten gemeinen Wirklichkeit. Dieſen oppoſitionären Charakter aus Hoffmann's Schriften herauszuleſen, war den Wenigſten möglich; Alles las ihn des Vergnügens und der Verdauung wegen; Niemand bedauerte ihn, Niemand ahnte die thränenwerthe Kluft, die zwiſchen dem enthuſiasmirten Schriftſteller und dem ausgetrockneten Leſer oder der gemüthlichen Leſerin lag, die ſich doch auch einmal „grauen" wollten.

Hoffmann war kein ariſtokratiſcher Schriftſteller, während ſonſt vornehme Bläſſe für dieſen Literaturabſchnitt bezeichnend iſt. Die Nachahmungsſucht tilgte jede Eigenthümlichkeit und erſtickte mit Häckerling und Bohnenſtroh das Feuer der Originalität. Man arbeitete beſonders nach Walter Scott'ſchem Muſter; die Literaturen aller Völker wurden eine thätige Fabrikſtätte, ein Mancheſter und (Er-) Barmen-Elberfeld der Romanfabrikation. So ein Nachahmer war van der Velde, der novelliſtiſche Herrgott der Abendzeitung. Selbſt Hauff, deſſen phantaſie- und poeſiereiche Abenteuer im Bremiſchen Rathskeller eine orginelle Erfindungskraft bezeugten, ſtürzte ſich an der Hand Walter Scott's in die mittelalterlichen Zuſtände Alt-Würtem-

bergs. In Frankreich ſetzte man dem edlen Körper der Scott'ſchen Romantik ſcheußliche Glieder an, wodurch zwar die Mattigkeit der deutſchen Nachahmer vermieden, aber auch eine Mißform erzeugt wurde, welche dem geſunden Geſchmacke geradeswegs zuwiderlief. Selbſt in Italien, das zu einer ganz andern Literatur berufen ſcheint, hatte man Manzoni und in zweiter Abſtammung Groſſi als Walter-Scottiſten. Das weite Flachland Europa's, die ſarmatiſche Oſtſcheide, pflegt dieſe Romantik jetzt noch faſt mit ausſchließlicher Liebe, denn das leibeigene Verhältniß der Slaven erfordert ein unbedingtes Anſchließen an den gebietenden Grundherrn. In England wurde der Scott'ſche Roman national; er bildet hier eine wirkliche Schule, eine Literatur für ſich; er ſagte dem practiſchen Verſtande der Briten und ihrer Fähigkeit zu lebenswahren Characterſchilderungen und naturgetreuer Situationsmalerei beſonders zu.

Von jetzt an datirt in Deutſchland die Periode des Detailgeſchäftes, die Abhängigkeitsliteratur, der kleinlichen Eitelkeit, der Zank- und Ränkeſucht, der Lüge, Tünche und Vornehmheit. Die welche die ſchöne Literatur machten, waren meiſt alt oder alterten ſchnell. Für die Darlegung wiſſenſchaftlicher Reſultate kann ein graues Haupt, ein ergrauter Sinn ganz wohl ſich eignen, aber für den Anbau der Poeſie fordern wir volle Schnellkraft des Geiſtes, energiſche Phantaſie, Verſtändniß für die Bedürfniſſe des Volkes ſelbſt, die nur durch Umgang mit ihm und Herablaſſung zu ihm zu erringen iſt, Jugendmuth und edlen Trotz gegen die Schlechtigkeiten der realen Wirklichkeit, vor allem Entſchiedenheit des Characters. Dieſe Eigenſchaften und andere

aus ihnen ſich ergebende ſchließen die männliche Reife nicht aus, noch ſind ſie bloß Eigenſchaften junger Leute, eben ſo wenig wie die entgegengeſetzten Eigenſchaften bloß Eigenſchaften der grauhaarigen alten Häuſer ſind. Aber in der Periode, von der wir ſprechen, war viel Altklugheit vorhanden, viel Steifheit und ariſtokratiſcher Sinn, ſelbſt unter den jungen Leuten. Die vielen edelmänniſchen Perſonen, Diplomaten und Betitelten, die, ehe ſie produzirten, gerade das Gegentheil von literariſchen Produzenten waren, und ſich in immer dichteren Maſſen zur Literatur hinzudrängten, zogen dieſe in eine vornehme Sphäre, in die ſie, nach kurzer demokratiſcher Zwiſchenherrſchaft, jetzt abermals und zwar mehr als je zu gerathen droht. Dieſe Herren Ariſtokraten und Edelleute jedoch, welche meiſt aus purer Eitelkeit, Liebhaberei oder zur Ausfüllung müßiger Stunden an dem Anbau der Literatur Theil nehmen, haben uns bis jetzt im Verhältniß zu ihrer Anzahl wenig Segen gebracht und wenig dauerhafte Produkte geliefert. Die plebejiſchen Genies, die ſich anfangs auf Seiten der Oppoſition halten und lieber derb und ſtark, als delikat und vornehm ſein wollen, haben bisher die Literatur noch mit den glänzendſten Produkten bedacht. Göthe und Schiller waren im Beginn ihrer dichteriſchen Laufbahn Plebejer ſolchen Gelichters, wie ich ſie im Sinn habe. Die Eleganz, die Ausglättung finden ihre Zeit, aber der Gährungsprozeß muß vorangegangen ſein, man muß die poetiſchen Flegeljahre mit vollſter Hingebung durchlebt, der deutſche Burſche ſich ausgetummelt haben.

Die ſchlechten verderblichen Elemente, die noch jetzt im Sumpfgrunde unſerer Literatur und beſonders der Journali-

ſtik fortwühlen, ſind ein Erbgut, welches die damalige Literaturperiode uns überliefert hat. Saphir gab in der erſten Stadt Norddeutſchlands den Ton dazu an; der Boden war etwas faul, und mancher Gift- und Glückspilz mochte gedeihen. Es war viel böſes Blut in Berlin vorhanden; man freute ſich, wenn ein Saphir'ſcher Wortwitz hier und da eine Notabilität traf, aber man nahm es freilich übel, wenn man ſelbſt einmal an die Reihe kam und den Schwedentrunk der Saphir'ſchen Bosheit einſchlürfen mußte. Der Mann lebte in Berlin, wie die Mäuſe im Faſſe des Diogenes, die der Philoſoph als ſeine Schmarotzer duldete; man fütterte ihn, ſogar an der Tafel eines großen Philoſophen; das Völkchen ſpürte den Teufel nicht, ſelbſt als er ſie ſchon beim Kragen hatte. Die Berliner waren einfältig oder gutmüthig genug, ſogar die mitunterlaufenden Sentimentalitäten Saphir's als baare Münze aufzunehmen, und Saphir klug genug, dieſe Einfalt zu benutzen und falſches Geld nach allen Seiten hin in Curs zu ſetzen; er brauchte viele Jahre dazu, um ſich in Berlin aufzureiben und ſich endlich ſelbſt für inſolvent erklären zu müſſen. Es war damals die herrliche Weltepoche, die ſich Seitens der königlichen Bühne an die Namen Milder, Schultz und Seidler, Seitens der königsſtädtiſchen an die Namen Sontag und Spitzeder knüpfte. Was darüber hinaus im Seculum vorging, war Nebenſache und der Rede nicht werth. Das Theater war die Speiche des Weltalls; zeitgeſchichtliche Fragen zu erörtern, wer hätte damals daran gedacht? Die Bühne und nichts als die Bühne, die Sontag und wieder die Sontag — dieſe ungeheuren Intereſſen des berliner Theaters verſchlangen das ganze Theatrum mundi,

es war ein Leben wie im Himmel, oder wie Gott in Frankreich lebt oder der reiche Mann im Evangelium; der arme Mann freilich, der mit Schwielen und Beulen behaftet draußen vor der Thüre saß, kümmerte nicht; der war für die Hunde, wenn auch zugleich für Abrahams Schooß, obgleich Saphir den abrahamitischen Saamen für sich hatte. Die jüdischen Schöngeister waren entzückt über die Größe dieses Mannes aus ihrem Geschlecht; welch ein tüchtiger Spekulant war er nicht und wie viele Christen hatte er nicht bereits geärgert, mit Dornen gekrönt und an das Kreuz seines Journals geschlagen! Man sagt, dies boshafte Verfahren sei einem mosaischen Glaubensgenossen nicht zu verdenken, er vertrüte das Interesse seines Geschlechts, es sei die nationale Rache an den bösen Christen, von welchen die Juden gemartert und gepeinigt werden! Diese gutmüthige Deutung rührt aber nur von philanthropischen Christen selbst her! Und wenn Saphir der rächende Judas Maccabäus der modernen Judenheit war, so muß man zugeben, daß ihn die christlichen Blätter Berlins, der Freimüthige von Kuhn, die Estafette u. s. f. sehr wacker in seinem Vorhaben unterstützten; sie reichten ihrem Gegner überall die Blöße dar; der Wilhelm Tell der Juden durfte nur zielen! Zuletzt verloren die weisesten Männer Berlins den Kopf; was irgend ein Drama geschrieben, rottete sich zusammen, von Willibald Alexis an durch Fouqué hindurch bis zu Tietz herunter, und bildete so gegen Saphir eine mächtige Phalanx von dreizehn Mann, und weil ein Aberglauben sagt, daß von dreizehn Personen, die an einem und demselben Zweckessen Theil nehmen, nothwendig Einer sterben muß, so wurde ein mosko-

vitiſcher Taſchenſpieler, Namens Habitt, deſſen plumpſten Streiche in den Berliner Zeitungen wirklich als Reſultate einer übernatürlichen Magie betrachtet wurden, in das Intereſſe der Literatur gezogen, und was ſonſt der Schwachheiten noch mehr waren, welche ſich die meiſt ſo wackern Männer und zum Theil vortrefflichen Schriftſteller zu Schulden kommen ließen. — Ich denke nicht daran, gegen Saphir, den verlorenen Poſten, hier zu operiren, ich ſchildere hier nur den Zuſtand der literariſchen Dinge in dem damaligen Berlin, das ſich ſo lange Zeit bis in die höchſten Geſellſchaften hinauf von dieſem Manne, der auf ſeine Wortſpiele Gaſtrollen gab, dupiren ließ!

Der Stand der Journaliſtik iſt überall ein Spiegel von dem Stande der Geſinnung, der Bildung im Volke; ſie kann, ohne entſprechende Elemente im Leſepöbel, weder gemein noch auch edel ſein. Unſere Journaliſtik, meiſt von fahrenden Schülern beherrſcht und bearbeitet, liebt es jedoch, gerade der Gemeinheit und Geſinnungsloſigkeit zu huldigen und nichts zu thun, was das Volk in ſeinem dumpfen Bewußtſein und ſeiner Bequemlichkeit ſtören könnte. Hierüber mehreres am geeigneten Ort! Damals war der Zuſtand der Journaliſtik noch verwahrloſter als jetzt, oder ſo verwahrloſt, wie er, bei der offenbar überhandnehmenden Verſchlimmerung und Erſchlaffung der menſchlichen Dinge, in Kurzem ſein wird. Es giebt keine gefährlichere Krankheit für das menſchliche Geſchlecht, den Volksgeiſt und die Literatur, als eben die Erſchlaffung, ein Zuſtand, welcher nach und nach allen Sinn für Adel und Größe bis zur Wurzel ausrottet, den Muth zur Oppoſition bricht und den Seherblick für die Nähe

und Ferne abſtumpft. Die Welt fange wieder an ſehr langweilig und die Menſchheit das zu werden, was man im gewöhnlichen Sinne ſchlecht nennt, ſagt Reck in ſeinem ſchon angeführten Buche über Göthe. Man freut ſich, wackere Männer wie Reck deſſelben Sinnes zu ſehen, deſſen man ſelbſt iſt. Aber eine Zeitlang hatte man wenigſtens ein Streben nach einer Veredelung der Journaliſtik; man ſchlug ſich tapfer auf dem Kampfboden allgemeinerer Principien und Tendenzen, welche wohl auf die Produktivität zerſtörend wirken, aber für die Journaliſtik, die nichts zu produziren hat, die nobelſte Baſis abgeben, eine Baſis, welche wenigſtens vor den Verirrungen nach dem Schmutze des Lebens hin, wohin unſere Journale ſo gern ſich neigen, eine Schutz- und Landwehr zu bilden geeignet iſt.

In der Periode, wovon ich hier ſpreche, hatte man, wenigſtens nicht in Berlin, nicht einmal das Verlangen nach einer Veredelung des Journalweſens. Höchſtens hatte das Converſationsblatt der Herrn Häring und Förſter eine friſchere literariſche Tendenz, wie ſie damals unter dem Theaterwuſte und kleinſtädtiſchen Klatſchweſen innerhalb der zahmen Mauern Berlins gedenkbar war. Die Clique war übermächtig, die literariſche Geſellſchafterei. Das Theater verſank in franzöſiſche Schlüpfrigkeiten, die in deutſcher Zunge alle Grazie einbüßen und die bloße Plumpheit hervorkehren; dazu kam das Melodrama, das blutige Scheuſal, das die Augen wahnſinnig verdreht und mit den Zähnen blöckt, das Melodrama, jenes Blaſen treibende Zugpflaſter, welches beſtimmt war, die ſchlaffe Menſchenhaut zu prickeln und zu

reizen. Sonſt ließ man Gott einen guten Mann ſein. Für die Nachtſeite des Daſeins hatte man keinen Sinn. Alles was von Staats wegen da war, war vernünftig, privilegirt, unangreifbar, unverbeſſerlich. Damals bereits wurde die Journaliſtik gebraucht und gemißbraucht, um die Männer der Clique emporzubringen. Die Herrſchaft der Lüge und Selbſtlüge nahm ihren Anfang. Müllner und Woltmann, der ſich ſelbſt in ſeinen Memoiren des Freiherrn S—a als den einzigen unter den Deutſchen darſtellte, welcher nach dem Ideal einer Geſchichtſchreibung ſtrebe, und der auch in ſeiner äußern Erſcheinung ſo ausſähe, als ſei er Joh. v. Müller, während Joh. v. Müller gar nicht ſo ausſähe, hatten die Unverſchämtheit und das anonyme Selbſtlob emancipirt. Selbſt das große Talent Häring's führte ſich in der Literatur mit einer Lüge ein, indem es die falſche Firma Walter Scott auf die Stirn ſchrieb. Zur Ehrenrettung Häring's muß aber in dieſem Falle einmal geſagt ſein, daß ein Leſepublikum, welches ſich myſtificiren läßt, myſtificirt zu werden verdient, ſodann daß die Perſifflage des übermäßigen Walter-Scottenthuſiasmus im „Walladmor" und die ironiſche Tendenz deutlich genug war und, als ſie erkannt wurde, die beabſichtigte Wirkung zu thun nicht verfehlte. Das Leſepublikum, oder vielmehr der Leſepöbel hatte ſich einmal wieder auf einer Dummheit ertappt, auf einer ſo offenbaren Dummheit, daß nichts darüber hinausgeht. Wie ſoll der Schriftſteller vor einem ſo blinden Publikum Achtung haben? — Daher die Mißhandlungen, welche die Autoren durch ihre ſchlechten Bücher am Publikum ungeſtraft ausüben. Ich führe dies Factum vom Walladmor nicht als ein

Factum aus einer Personalchronik, sondern der Zeitchronik selbst an.

Diese Periode genoß das Glück, zufrieden mit sich selbst zu sein; aber es giebt auch ein Glück der Unruhe, der Unzufriedenheit mit sich, welches der Menschheit förderlicher ist. Berlin aber war von jeher, wie allgemein bekannt ist, ein Zeughaus und Ruhelager der Süffisance, die eben sowohl unter den Gebildeten wie den Ungebildeten als Pestseuche um sich gegriffen hat. Ihr werdet keinen Eckensteher überzeugen, daß nicht eine Art Wissenschaft dazu gehöre, und das Wohl der Menschheit es erfordere, an der Ecke zu stehen und auf Kunden zu warten. — Jene Behaglichkeit und Selbstzufriedenheit war übrigens allgemein in Deutschland und eine tüchtige literarische Produkzion konnte innerhalb dieser Zustände nicht wohl aufkommen. Man entsagte aller Eigenthümlichkeit. Man hatte ja noch den alten Göthe in Weimar und so viele in Berlin, welche mit ihm correspondirten — brauchte man mehr als ihn und sie? Brauchte man mehr, als Gedichte auf ihn zu verfassen und ihn zu bemahlzeiten? War er nicht das A und das O der Literatur, die wie eine Schlange von Göthe ausging und sich in dem Namen Göthe mit dem Kopfe in den Schwanz biß? Hatte man nicht, im Falle der Olympier starb, noch auf Tieck zu rechnen, der ja auch seines Gewerbes der Einzige gewesen wäre, hätte nicht Göthe neben ihm gestanden? — Was hatte man in Gottes Welt Besseres zu thun, als sich von Hegel verschlingen zu lassen und sein Talent der Bewunderung Göthe's und der Nachahmung der Tieck'schen Novellenweise aufzuopfern? — Daher jene Glätte, Ausgefeilt-

heit und vornehmes ſich Gehenlaſſen im Styl, daher jene mit Allem und Jedem zufriedene Kritik, die man im Käfig der Zahmheit eingeſperrt hielt und kein Blut ſehen ließ; denn man fürchtete den ſchlafenden Löwen, man hütete ſich vor dem Moment, wo er die Kette brechen würde; man wußte, daß er, einmal aufgeweckt, ſelbſt des Wärters nicht ſchont.

Meint ihr, ich urtheile über dieſen Abſchnitt der Literatur zu ſtreng? Nennt mir doch die Charactere, die literariſchen Größen, welche in jener Periode ihre Geburtsſtätte gefunden und ſich ausgebildet hätten, und für die es möglich wäre, ſich zu begeiſtern! So ſich zu begeiſtern, daß man, wie es der Deutſche ſo ſchön bezeichnet, aus der Haut zu fahren ſich verſucht fühlte? Ihr werdet deren wenige, vielleicht keinen finden, und die wenigen nur bis zu einem gewiſſen Grade, unter Bedingungen. Jene Periode der Behaglichkeit und Selbſtzufriedenheit war, wie geſagt, nicht gemacht, große, überragende und ſelbſtſtändige Produkzionen in's Leben zu rufen, noch weniger bedeutende Richtungen und Tendenzen, welche für den Mangel an großen Dichtwerken entſchädigen könnten. Das war die Zeit der ſüßen Entſagungsgeſchichten, die meiſt in ariſtokratiſcher Sphäre, unter adligen Herren und Fräulein ihr dünnes Lebensfädchen abſpannen; das war die Zeit, wo die Bühne und die Literatur mit ausländiſchen Produkzionen unter Waſſer geſetzt wurden; das war die Zeit, wo der Humor erloſch und dafür eine kalte, vornehmthueriſche Ironie zu Hilfe gerufen wurde, ein ſchulmäßig fabricirtes, antinationales Element, jene Ironie, welche ungerade gerade, und gerade ungerade und doch wieder nichts weder gerade noch ungerade ſein läßt, jenes

zweifelhafte, blaſſe, Alles beſpöttelnde, mattherzige Zwittergeſchöpf von Wahrheit und Unwahrheit, Ja und Nein, So und Nichtſo, Luſt und Unluſt, welches, wie jedes Ding in der Welt, ſeinen Fluch in ſich trägt, aber einen doppelten Fluch, da dies Geſchöpf Keinem es recht machen konnte, Jedem wehe that und Alle kalt ließ.

Die matte Politik und die matte Literatur wurden ſich endlich ihrer ſelbſt überdrüſſig. Unluſt und Unmuth, jene Wehemütter der Revolutionen, fanden ſich allmälig ein. Man lief dem Ungethüme blind in den Schlund, der ſich heißhungrig aufthat. In Deutſchland brauchte man einige Jahre, um die Sontag zu vergeſſen, und in Frankreich dreier Tage Zeit, um eine Dynaſtie zu ſtürzen. So genau hängen die Erſcheinungen in Politik und Literatur zuſammen, und ſo ſonderbar verknüpfen ſich dieſe Revolutionen mit telluriſchen und kosmiſchen Einflüſſen, daß die Sommerſonne vom Jahre 1830 eine neue Dynaſtie in Frankreich, und in Deutſchland, nicht ohne kleine Aufruhrſcenen, Thronſtürzen und Schloßbränden, eine neue Literatur zu wege brachte.

Achtes Buch.

Eine neue Literatur! es ist ein stolzes Wort — aber man kann die Wahrheit nicht ableugnen: die Literatur hat sich anders gestellt und gestaltet, als sie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, als sie in der Periode ihrer retrograden Bewegung war, um nicht zu sagen, ihres Hamsterschlafes. 1830 erwachte sie wie Epimenides und fand wie Epimenides die Dinge rings um sich her verändert. Sie fing auch an zu weissagen, wie der weise Kretenser, und gute Lehren zu ertheilen, die aber wenig befolgt wurden und auch wirklich nicht immer des Befolgens werth waren. Die Sonne der drei Juliustage stach ihr blendend in die Augen; sie sah die Dinge nicht selten falsch und in einer Färbung, die ihnen nicht eigen war, so etwa, wie wenn man in die Abendsonne blickte und das schöne frische Grün der Saatfelder und Wiesen mit wunderlichen hin und herzuckenden Rund-Sehbildern überzogen wird, so daß man eher alles Andere sieht, als das lebenvolle, Augen stärkende Saatgrün. In der That, man fing die Dinge an zu sehen nicht wie sie waren, sondern wie man sie sehen wollte; besonders legte man an die Produkzionen nicht den Maßstab an, der in ihnen selbst

liegt und mit dem sie gemessen sein wollen, sondern die Tendenzenelle, die kurze und lange, die aus politischem Holze geschnitten oder aus dem zarten Elfenbein socialer Fragen gedrechselt war.

Eine solche Literaturspecies ist nur eine sekundäre, eine Zeitbildung, ihre Periode, in der sie vegetirt, grünt, blüht oder wie ein Schmarotzergewächs sich dem Stamme der Zeit anlehnt, kann nur eine interimistische sein, es geschähe denn, daß große ihren Tendenzen entgegenkommende Thatsachen und Revolutionen ihr immer frische Nahrung zuführten. Da das aber nicht geschah, so verlor sie ihren Boden und gerieth in einen Zustand der Unnatur, indem man sie gewaltsam und über das Bedürfniß der Zeit hinaus verlängerte. Eine Literatur von dieser Species ist nicht durch sich selber stark, sondern durch den zeitgeschichtlichen Boden, auf dem sie fußt; sie trägt nicht, sondern sie wird getragen; sie ist nicht Zweck an sich, sie vermittelt nur. Man sah diesen Uebelstand zu spät ein und begann zu diplomatisiren, wodurch sie erst recht verdächtig wurde; man glaubte allerhand literarische Palmerston's, Talleyrand's, Gentz's und Metternich's vor sich zu haben, und man kann wohl sagen, daß die Diplomatie im Großen wie im Kleinen, wenn nicht allen Credit, doch alle Liebe verloren hat, und zwar bei denen verloren hat, welche des zu keinem dauerhaften Resultate führenden Hin- und Herzerrens auf der langen Bank des diplomatischen Calcüls müde sind, und in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge nur eine Vertagung der Debatte, keine Garantie für die Zukunft zu sehen glauben.

Was diese Literatur leisten konnte und sollte, hat sie

geleiſtet; es wäre vom Uebel, die Pfeile, die ſie unnütz verſchoſſen hat, aufzuſammeln, um ſie abermals unnütz zu verbrauchen; vieles hat ſich aus ihr ausgeſchieden und iſt eine Wahrheit, ein Glaubensartikel geworden; man hat ferner, wie es bereits geſchieht, nur nöthig, das Feſtgeſtellte mit Ehren zu behaupten und die Angriffe, die darauf aus dem Mittelpunkte des ancien regime politiſcher Ideen unternommen werden, zurückzuweiſen. Eine gut geleitete Vertheidigung iſt zu gleicher Zeit auch ein Angriff. Man hat nichts weiter zu thun, als ſeinen Poſten zu bewachen. Ich meine hier beſonders die conſtitutionellen Ideen, die ſich unwiderbringlich feſtgeſetzt haben, und was damit in weiten Kreiſen näher zuſammenhängt. Andere Fragen, alle jene Emancipationsfragen, welche oft nur dienten, den Ueberblick zu verwirren und die Aufmerkſamkeit von der Hauptfrage auf fernab liegende zu leiten und zu theilen, wird man, um ſich nicht zu compromittiren, der Zeit in die Hand legen müſſen; man muß der Zeit nichts anticipiren und das Prävenire ſpielen wollen. Viele dieſer Emancipationsfragen ſind überhaupt von ſo eigenthümlicher, forcirter, ungeſchichtlicher Beſchaffenheit, daß ſie, einmal abgethan, vielleicht von keiner Zeit mehr aufgenommen werden dürften. Sie beruhen auf einem gegenſeitigen Uebereinkommen, auf der Zunahme der Humanität und geiſtigen Bildung überhaupt. Was z. B. über die Emancipation der Frauen geſagt wird, iſt doch nur auf eine Polemik gegen die Rohheit einzelner Ehemänner und die geiſtige Beſchränktheit und den Eigenſinn der Frauen ſelbſt zurückzuführen. Begehrt man mehr, begehrt man eine Umwälzung der Verhältniſſe zwiſchen Mann und Weib im

Allgemeinen, gegenüber jenen von der Natur ſelbſt beſtimmten und durch die Geſchichte der Culturvölker ſanctionirten Geſetzen und angeordneten Schranken, ſo wird man ſich, wie es auch geſchehen iſt, unfehlbar dem Spotte, beſonders der Unberufenen, ausſetzen und durch immerwährendes Vorſchieben eines anerkannt verlorenen Poſtens die geſammte Schlachtlinie ſchwächen und dem Gegner die empfindlichſten Blößen zeigen.

Ich habe früher auf die Verdienſte dieſer literariſchen Richtung im Allgemeinen aufmerkſam gemacht; es iſt auch Zeit, ihre Nachtſeite und ſchlimmeren Eigenſchaften hervorzuheben, welche, beſonders in der Ausübung der Kritik, bemerkbar und fühlbar geworden ſind. Nicht bei Allen auf gleiche Weiſe, ſondern bei dem Einen in prononcirterer, bei dem Andern in milderer Form oder durch eben ſo viele Lichtſeiten verdeckt und unſchädlich gemacht. Man bemächtigte ſich der ſocialen und politiſchen Fragen, die man entweder in einer Art novelliſtiſcher Produkzion, in Aperçus und Flugſchriften verarbeitete oder kritiſch aus den der Prüfung anheimgefallenen Schriften herausſchälte, ihnen unterlegte oder vermittelſt der Polemik gegen Schriften, wo ſie nicht mitſpielten oder das Gegentheil der accreditirten Meinung vorhanden war, vor das Forum des Publikums brachte. Die Literatur wurde nun weſentlich ein Feld der Debatte, der Discuſſion; die Kritik mehr eine Kritik der Geſinnung, die ſich in einem Buche ausſprach oder nicht ausſprach, als des Buches ſelbſt. Die Kritik aber, indem ſie ſich ſo großer Dinge bewußt wurde und vermaß, ſuchte zugleich einen für ſich geltenden Inhalt zu gewinnen und eine Form, welche

ſich entweder durch diplomatiſirende und ſophiſtiſche Kunſt bei den Leſern einſchmeichelte oder ihnen durch ein trotziges ſelbſtbewußtes Gegenübertreten imponirte. Jeder, der zur Produkzion unfähig und den Geſetzen der ſchönen Form Genüge zu leiſten untauglich war, mochte nun zu einer Art Geltung gelangen, wenn er die Meinungen, Fragen und Tendenzen der Zeit adoptirte. Somit bildete ſich, ohne hier irgendwie an den willkührlichen Parteinamen „junges Deutſchland" denken zu wollen, eine Art Phalanx von Gleichgeſinnten, die ihre Tendenzen wie Lanzen vorgeſtreckt trugen, nur daß ihnen ein Alexander fehlte. So geſchah es, daß Viele, die nichts durch ſich ſelbſt, aber Alles durch den Rückhalt der Zeitideen waren, zu einer Macht in der Literatur ſich aufgeſchwungen, die ſie eben ſo ſchnell einbüßten, als ſie dieſelbe errungen hatten. Zuerſt war dieſe Literatur rein politiſch, dann ging ſie in eine ſogenannte ſociale über, welche das Eigenthum von Schriftſtellern wurde, denen man, Alle für Eins gerechnet, ein gewiſſes Maß von Geiſt, diplomatiſcher Feinheit, Dialektik, Kritik und beſonders Glanz in der Diction nicht ableugnen kann. Was man produzirte, wurde nur in der Form der Novelle, die indeß immer mehr von ihrem Character verlor, hervorgebracht; es war die Novelle des Raiſonnements, nicht der Thatſache; und was man an ihr für poetiſch hielt, ſchattete ſich im regnigten Gewölke nicht ab wie ein erſter Regenbogen, der von der Sonne direct herrührt, ſondern wie ein zweiter, welcher nur ein Abglanz des urſprünglichen Regenbogens iſt, oder wie eine Waſſergalle, ein Stück davon, welches trotz Waſſer und Galle glänzend erſchien. Man hatte weniger eine poetiſche

Farbe, als nur poetiſche Färbung; man führte in den Novellenfiguren nicht eigentliche Charactere durch, ſondern Tendenzen und abſtracte Gedanken. Man ſprach zwar die ſtolze Abſicht aus, daß man die Wiſſenſchaft populariſiren wolle; aber die feinen „Bezüge" dieſer Richtung wurden und blieben meiſt doch nur Eigenthum der vornehmen Patricierfamilien in der Literatur; man bettete ſich nicht mit dem Volke zuſammen auf hartem Strohlager, man theilte ſeine Ketten, ſeine Leiden, ſeine Lumpen, ſeinen Hunger, ſeine dürftigen Mahlzeiten nicht, man bildete ſich zu Demagogen des Salons aus, welche nichts mit ganzer Fauſt aus dem vollen Leben, ſondern nur dies und das mit zwei Fingerſpitzen anſtandmäßig heraustaſten. Um die Geſinnung, das geſammte literariſche Treiben eines Mannes zu verdächtigen, glaubte man nichts weiter zu thun zu haben, als einzelne Momente aus ſeinem Leben aufzufaſſen, und wenn man ſeine äußere Erſcheinung kritiſirt hatte, ſo glaubte man, man habe den Mann, indem man ihn Glied für Glied beſchrieb, auch gliedweiſe gebrochen und vernichtet und ſeine Werke ſelbſt widerlegt. Wie reich an Reſultaten, geſchichtlich und mühevoll das Leben eines Gelehrten und Schriftſtellers auch geweſen ſein mochte, eine geringe Differenz zwiſchen ihm und der Richtung der Zeit, ja eine einzige Aeußerung reichte hin, ihm das Verdammungsurtheil zu ſprechen. Dieſe Abart der Kritik, Perſönlichkeiten, und nicht die Werke und Wirkungen eines Menſchen zu beſprechen, wurde beſonders von den meiſt kenntnißloſen, landſtreicheriſchen Inhabern der Journaliſtik geübt, und eben ſo gut von Solchen, welche mit den Zeitideen auf gutem Fuße, als von Solchen, welche mit ihnen

auf gespanntem Fuße standen. Hämisch, beißend, scheelsüchtig, boshaft, egoistisch, süffisant — das alles war man, nur nicht gerecht; man wollte die Grobheit der englischen Zeitungsschreiber in Deutschland zur Geltung bringen, aber man bedachte nicht, daß es sich dort um andere als bloß literarische Interessen handelt, und daß man, indem man diesen Weg bei uns einschlug, Persönlichkeiten vor das Publikum brachte, um welche sich das Volk nicht kümmerte, daß man seinen eigenen Broterwerb schmälerte, indem man sich von beiden Seiten als ehrlos hinstellte. Insgemein wurden die ernsten Resultate der Wissenschaft nicht beachtet, man gelangte, je mehr Flachheit und Unwissenheit dieser Richtung sich anheftete, endlich dahin, daß die Darstellung, die sprachliche Einkleidung mehr reizte als der Inhalt, und wir haben erlebt, daß man es offen aussprach, die literarische Zukunft werde dem deutschen Style gehören. Mit diesem Ausspruche hat man seinen Mangel an eigenem Inhalt, eigenen Gedanken, Kenntnissen und Originalität beschönigt, aber zugleich auch eingestanden. — Durch eine detaillirtere Darstellung werden sich die Repräsentanten dieser Richtung, ihre Mängel und Vorzüge, wie im Allgemeinen ihre vielfachen und nicht abzuleugnenden Verdienste um die Erörterung politischer, socialer und literarischer Fragen näher bezeichnen und bestimmen lassen.

Die Reformation hat ihre Vorläufer gehabt, nicht weniger die Revolution. Jede große geistige Bewegung wird von Einzelnen geahnt, geweissagt, angedeutet und vorbereitet. Als das politische Leben durch ganz Europa so ziemlich brach lag, kein allgemeines Unglück, keine erhebende

That die Menschheit über sich selbst emporschnellte und auf den Himmel wies, als nach der großen zerstörenden Fluth der Revolution und der Napoleonischen Kriege die Ebbe so bedeutend wurde, daß die ausgedehntesten Sandlager zu Tage kamen, Alles angeregt und doch Keiner befriedigt, wenig den großen Erwartungen Entsprechendes herbeigeführt war und die Menschheit den alten Formen, die für sie keine Ueberzeugung mehr hatten, sich wieder anbequemte, da verzehrten sich die edelsten, die am meisten poetischen Gemüther in sich, oder sie traten mit der Flauheit der allgemeinen Verhältnisse in eine offene Opposition. Man fing an, der Skepsis obzuliegen, zu kritisiren, zu kritteln und zu mäkeln. Die Phantasie selbst ging eine unseelige Ehe mit dem kritischen Verstande ein; man gefiel sich, die nächtlichen Seiten des Lebens aufzuwühlen. Dieses Mißbehagen, diese Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Dingen wurde von Byron in poetische Formen gefaßt; es war aber nicht bloß das Mißbehagen an den gegenständlichen Dingen, es war zugleich die individuelle Trübsal, welche beängstigte und als zerfressende Säure in die Zeit selbst und die Herzen der Menschen geschleudert wurde, um das eigene Herz von dem Gifte frei zu machen. Denn die Menschen waren allgemach sehr egoistisch geworden und trugen ihr eigenes Ich zur Schau. Der Weltschmerz, von dem so viel Fabelhaftes erzählt worden ist, kündigte sich in Byron an. Shelley seinerseits, der poetisch reich begabte Mensch, trieb schon in jungen Jahren mit seiner gottesleugnerischen Skepsis Schaustellung. Man ist gewohnt, an dergleichen Persönlichkeiten wie an Märtyrer der guten Sache und des Rechts zu glauben, und es ist

wahr, ſie verdienen unſer Mitleid und daß man für ſie eine Lanze bricht, durch ihre Schickſale und die Verfolgungen, die ſie erduldet haben; denn jede für ſie geführte Vertheidigung iſt zugleich eine Anklage der Zeit ſelbſt, der man, bei ihrer kleinlichen Verdammungsſucht und doch allgemeinen Ueberzeugungsloſigkeit, die Wahrheit nicht ſtark genug ſagen kann. Aber es wäre ungeſchmackt und thörig, Shelley's oder des deutſchen Grabbe Produkzionen als poetiſche Ideale aufſtellen zu wollen. Auch Grabbe war ein cyniſcher Zweifler, ohne Liebe und ohne Glauben, ohne Ausgangs- und ohne Mittelpunkt und ſelbſt ohne die Anmuth, deren Shelley in ſeiner Gemüthswildniß fähig war. Aber ſelbſt das Forcirte behält ſeinen Werth und ſein Recht der allgemeinen Schwächlichkeit gegenüber. Und dann haben wir an ihren Lebensläufen ſo echte ſociale Tragödieen, daß es einen eben ſo grauſamen wiſſenſchaftlichen Genuß gewährt, ſie zu ſeciren und die Nerven und Muskeln bloß zu legen und zucken zu ſehen, wie es dem Arzte Genuß gewährt, an noch lebenden Thieren zu operiren und Unterſuchungen anzuſtellen. Nervengereiztheit und wollüſtige Schwäche, Elemente unſerer Zeit, ſind überhaupt ſo geneigt, der raffinirten Grauſamkeit obzuliegen und dem Schauſpiele ſchmerzlicher Todeszuckungen beizuwohnen. Die durchkrampfte Liederlichkeit, Verzweiflung, Verzagtheit, Zerriſſenheit, ihres eigenen Daſeins überdrüſſig, in poetiſchen Caricaturen ſich austollend, haben in der jüngſten Zeit ein unerhörtes Glück gemacht. Durch dieſe Eigenſchaften, weniger durch ſeine Werke, wurde Puſchkin, der Byron der Ruſſen, eine europäiſche Berühmtheit! Ein Cyniker, ein liederlicher Poet, ein Spieler,

ein Oppositionsmensch, zeitweilen verbannt, durch Genüsse aller Art erschöpft, endlich durch ein Duell dahin gerafft, das ist so eine Figur, welcher sich jetzt alle Augen mit lusterfülltem Schauder zuzuwenden pflegen! Eine solche Zeit kann nicht gesund, unschuldig, rein genannt werden — der Genuß hat sie erschöpft; die Vitriolsäure der Reue und des Ueberdrusses fließt in ihren Adern; ihre Haut ist erschlafft und bedarf der schärfsten Reizmittel, um zur Spannung und zur Transpiration zu gelangen. In Frankreich arbeitete die Guillotine des Melodrama's, und poetische Würgengel schlugen das Blutgerüst einer wüsten, gottverlassenen Romantik auf; in Deutschland malte Hoffmann den Teufel an die Wand der Literatur; ein boshafter Alraun von Schicksal wurde aus Erd-Rüben und Pastinackwurzelchen geschnitten und als Popanz auf die Bühne verpflanzt, um Vatermord und Brudermord begehen und eine schlechtgesinnte Ahnfrau das Glück ihrer Nachkommen auf eine maliziöse Weise zerstören zu lassen, und der Unmuth über die Realität der Dinge verkroch sich in den Schmollwinkel der Ironie und jammerte, daß der dünne Boden der Novellistik dumpf wiederhallte.

Das Hohl- und Scheinwesen des modernen Lebens ist kaum von einem Wesen tiefer und wahrer empfunden und kecker ausgesprochen worden, als von der Rahel, welche die Zeit und die Personen so rein und ursprünglich auf sich wirken ließ — und welch eine Zeit und was für Personen! Wie kahl und öde mochte ihr die schale Zeit ihres Hinscheidens erscheinen! Die Charactere starben ihr unter den Händen ab. Der Patriotismus hatte sich versackt und die kos-

mopolitiſche Geſinnung, von der man viel Schwatzens machte, hing loſe in den Wurzeln, weil ihr der feſtgetretene Boden des Vaterlandsgefühles mangelte. Rahel hatte ſich aber ſtets als eine ſtarke, nicht bloß deutſche, ſondern auch preußiſche Patriotin gezeigt; ſie identificirte ſich mit ihrer Nation und mit naiver Freude erzählt ſie während der Kriegsjahre: wir haben uns ſehr tapfer benommen; man bewundert unſere Tapferkeit und Beſcheidenheit u. ſ. f. Für das rein Menſchliche begeiſtert und mit ſcharfem Blicke begabt, es überall, wo es vorhanden war, aufzufinden, war ſie zugleich eine rechte Kosmopolitin im eigentlichſten Sinne des Worts. Denn nur der wahre Patriot hat zu gleicher Zeit auch das Recht, Kosmopolit zu ſein; wer den einzelnen Menſchen nicht liebt, wird unfähig ſein, die Menſchheit ſelbſt in herzlicher Liebe zu umfaſſen; nur wer ſein Vaterland als ſolches liebt und anerkennt, wird auch im Stande ſein, die ganze Welt als ſein Vaterland zu lieben und anzuerkennen. Wir Deutſchen freilich, mit unſern mehreren und dreißig Vaterländern ſind mehr an einen abſtracten Begriff Vaterland gewieſen, als an ein reelles Vaterland; dafür ſind wir auch ein Volk der abſtracten Begriffe, und es beweiſt ſich hier abermals, daß der ewige Lenker der Dinge, Menſchen und Begriffe Einem nie mehr zumuthet, als man zu leiſten im Stande iſt.

Rahel mochte ſich in ihren letzten Lebensjahren wie ein verſinkendes Pflanzenleben vorkommen. Ihr wurde zwar das Glück zu Theil, Weib eines Mannes zu ſein, der ſo wie ſie eine Luſt an der Jagd nach wirklichen Menſchen- und Characterbildern ſein Lebelang gezeigt hat. Aber das

Wild wurde immer seltener, die Ausbeute immer spärlicher; Varnhagen, der edle Falk, kann jetzt nur noch auf Jungwild stoßen, wenn er seiner Hauptpassion genügen will, das alte Wild ist zäh und unschmackhaft geworden und läßt sich nur wenig auf der grünen Weide der Oeffentlichkeit erblicken, das Jungwild aber ist stößig, schwer einzufangen und ein raschwechselndes Wild; obgleich man auch wieder sagen muß, daß sich das jugendliche Wildpret von heut sehr bald die Hörner abläuft und von den eigentlichen poetischen Flegeljahren nur noch wenig die Rede ist.

Die größten Gegensätze und die innigsten Sympathieen begegnen sich oft, vermischen sich und ziehen sich an. Man kann sich keine directeren Gegensätze denken, als Varnhagen's sauberen, geleckten, kalligraphisch geregelten und goldgerändelten Briefstyl und den Briefstyl der Rahel, der, statt zu verbinden, Alles aus einander reißt, zerhackt und die Meteorsteine und metallischen Schlacken regellos um sich her streut, wie ein gährender Vulkan. Varnhagen läßt seine Blicke auf den Persönlichkeiten, die ihn interessiren, auf und nieder gleiten, Rahel faßt sie mit einem einzigen ihrer wilden Blicke durchdringend bis ins Herz auf; Varnhagen meißelt seine Charakterbilder sauber und fein in Marmor und Alabaster, häufig schnitzelt er sie auch zurecht, wie aus Papier oder Pappe; Rahel verarbeitet sie in granitener Darstellung und kümmert sich nicht darum, wie tief sie schlägt und wohin die Stücke fliegen; daher hat bei Varnhagen Alles Ebenbenmaß und Zusammenhang, bei Rahel Alles Höcker und Ein- und Durchschnitte; bei Varnhagen hat Alles sein bestimmtes Schübchen, wohin es gehört, bei der Rahel gehört

nichts dahin, wo es liegt, und nichts liegt da, wohin es gehört. Man könnte nun meinen, Varnhagen sei in eben dem Maße Weib, als Rahel Mann gewesen ist; aber jener reinliche, ordnende, ausfeilende, zusammengehaltene und zusammenhaltende Verstand, welcher Varnhagen characterisirt, ist männlicher Verstand, und jene von Empfindung zu Empfindung gazellenhurtig springende, nirgends haftende, mehr ungestüm fordernde, als bittweise erschmeichelnde, mehr mit Gewalt sich zu- als durch Ueberredung sich aneignende Auffassungsgabe der Rahel, ist weibliche Herzensgluth. Beide sind im Ganzen wohlwollend, aber bei Varnhagen ist der Verstand wohlwollend, bei Rahel das Herz; der Verstand kann nur mäkeln, kritteln, aussetzen, das Herz kann auch hassen; der Verstand kann verschweigen, was dem Herzen nicht zusagt; das Herz muß ausplaudern, wo der Verstand Unverstand wittert; nur der Verstand kann den Diplomaten spielen, nicht das Herz. Rahel war sogar aller diplomatischen Kunst feind. „Diplomaten," sagt sie einmal, „sind das Gräßlichste in der menschlichen Gesellschaft. Diplomaten werden hart durch Weichlichkeit, und das geschieht dem Henker nicht einmal; die Diplomatie führt zu einer wahrhaften Verhärtung der Seelenorgane."

Wenn ich behaupten wollte, Rahel sei nur Herz gewesen, so würde ich ihr Unrecht thun; sie hatte sogar einen scharfen, durchdringenden, kritisch sondernden Verstand, aber er nahm bei ihr gewissermaßen eben so seinen Ausgang vom Herzen, als er wieder dahin zurückkehrte; sie konnte nicht denken und ihren kritischen Verstand spielen lassen, ohne daß ihr Herz mit dabei gewesen wäre; es interessirte sie Nichts

um ſeinetſelbſt, als um der Eindrücke willen, die es auf ihr Herz hervorbrachte; und weil ſie wußte, daß ihr Herz kein falſchgeborenes war, ſo war ihre Kritik meiſt auf dem rechten Wege und konnte ohne Scheu in die Schlachtlinie ihrer Herzensgefühle, ihrer Zu- und Abneigungen einrücken und ihren Mann ſtehen. Rahel hatte ein witziges Herz, dafür war ſie Berlinerin; wo ſie liebte oder haßte, anbetete oder verachtete, ließ der Witz ſie nicht locker, er verfolgte ſie auf Schritt und Tritt ihres Gedankenlebens. Ihre Diſtinctiönchen waren alle witzig. Sie erklärte die Zartheit als Gefühl mit Geiſt, Zärtlichkeit als Witz der Liebe — eine Definition, worin wieder eben ſo viel Witz als Gefühl liegt. Ihr weibliches Herz geſtattete ihr nicht, umfaſſende Geſichtskreiſe zum Horizonte ihrer Begriffe und Gefühle zu machen. Das Rundumſehen iſt Geſchäft und Eigenthat des Mannes; Rahel blickte auch in die Ferne bis zum äußerſten Puncte — wie denn wirklich eine Gabe der Prophetie in ihr lag — aber nur in gerader Linie, ſie konnte, in ihrer Eigenſchaft als Weib, nur immer den Gegenſtand auffaſſen, der ihr gerade vorſchwebte; dieſer Gegenſtand durfte in der weiteſten Ferne, aber nichts durfte dazwiſchen liegen; denn dem Weibe iſt es nicht gegeben, über Dinge, die ſeinen Geſichtskreis unterbrechen, hinwegzuſehen, es fühlt ſich dadurch beklemmt und verwirrt, das Auge des weiblichen Herzens duldet keine Unterbrechung und ermattet an Schlußfolgen. Dafür ſieht das Weib den einen Gegenſtand, auf den es ankommt, auch häufig viel ſchärfer und deutlicher, als der Mann, weil es ſich den Anblick nicht durch Rückſichten und Folgerungen verkümmern läßt. Indem ſo viel Urſprüngliches und Herz-

befliſſenes in Rahel war, that ſie den Leiſtungen des bloßen Verſtandes nicht ſelten Unrecht. Man kann wohl ſagen, daß ihr Iffland ein Abſcheu war; und die Thekla im Wallenſtein nannte ſie eine tragiſche Gurli; von ihrem Standpunkte aus mit Recht! denn es fehlt der Schillerſchen Thekla die Naivetät, die elaſtiſche urſprüngliche Kraft, welche der Rahel zuſagte. Sie war überhaupt nicht im Stande, Schiller in ſeiner Größe zu würdigen; ſie verſtand die Parallellinien nicht zu ziehen, welche zwiſchen Schiller und den Herzens- und Geiſtesbedürfniſſen der deutſchen Nation ſtattfinden; ſie fand keinen allgemeinen Ausdruck noch Geſichtspunkt für Schiller und war blind für die große Einheit und Folgerichtigkeit ſeines Characters, die wie eine und dieſelbe Blutader durch ſeine Erzeugniſſe ſich hinziehen. Sie hörte das edle Herz Schillers nicht klopfen, welches in jedem ſeiner Stücke für eine ideale Welt und innerhalb dieſer idealen Welt ſchlägt.

Rahel hat Jahre lang durch perſönlichen Umgang und Correſpondenzen unverdroſſen und vielthätig gewirkt. Die Schwächen, Thorheiten und Lächerlichkeiten der modernen Menſchheit fand Niemand leichter heraus, als Rahels feinfühliges, mit Hellſeherkraft ausgeſtattetes Herz. Unter je complicirteren Verhältniſſen ſie ſich befindet, welche eine lächerliche und thörigte Seite haben, um ſo liebenswürdiger iſt ſie, um ſo reiner glänzt der rauhe aber edle Diamant ihres Herzens, der vom reinſten Waſſer und wahrhafteſten Feuer war. Man leſe die Briefe — deren man nur zu viele und die einzelnen zu vollſtändig hat drucken laſſen — welche ſie aus den Umgebungen des Wiener Congreſſes in

die Ferne ſandte. Eben weil Rahel davon überzeugt war, und dieſe Ueberzeugung ausſprach, daß das deutſche Volk ein Volk der Gerechtigkeit, Mäßigung, Rechtlichkeit und Geſetzmäßigkeit ſei, daß dem Deutſchen das Aufblaſen übel ſtände, und daß er nur Grazie habe, wenn er ausübe, was er für wahr und groß erkannt, eben deßhalb hat ſie wieder ein Recht, die Stupidität der Deutſchen zu tadeln, und daß Deutſchland durch Dünkel zuſammengekittet ſei. „Ein irres wirres Nachſprechen," ſagt ſie, „ſummt aus jedem Kopf um die andern umher und betäubt ſie, bis zum Betrunkenſein in Eitelkeit." — „Es iſt eine Kunſt, ehrlich zu ſein!" ſagt ſie ein andermal. O gewiß! Rahel durchſchaute wie wenig Andere dieſe Zeit der Lüge und Selbſtlüge, wo es faſt weniger Aufwand koſtet und faſt ein natürlicherer Zuſtand wird, unehrlich als ehrlich zu ſein; das moderne künſtliche Leben zerſtört alle Wahrhaftigkeit und Natur in den Gemüthern. Es iſt traurig, daß es wahr, und ſo wahr, daß es traurig iſt! Rahel war, aller ihrer barocken Auswüchſe ungeachtet, ein großes herzliches Weib, unter allen literariſchen Weibern dasjenige, das ich am liebſten gekannt haben möchte. Was an ihr etwa unrein und verdorben war, beſonders die Grübelei und Krittelei in ſich hinein, war Berliner Anflug und nicht Mitgabe der Natur. Berlin, dieſe Stadt ohne hervortretende geſchichtliche Merkmale, wo ſich die hiſtoriſchen Erinnerungen nur an ſlaviſche Pfahlbürger und Pfahldörfer, unterjochte Fiſcher, gejochte Spreearme und Weiden-, Mühl- und Schiffbauerdämme knüpfen, wo die moderne Planmäßigkeit ſo offen vorwaltet und die Domglocke ſo unzufrieden ariſtokratiſch grollt, der Menſch nach außen gewälzt wird,

das Auge nicht haftet, ſondern haſtig hin- und wiederläuft, wie von Laden zu Laden, um wohlfeile Einkäufe zu machen; Berlin, dieſe große offene Wunde des Raiſonnements, Geiſtreichthuns und Kritiſirens, die von vierzehn Land- und mehreren Waſſerthoren offen gehalten wird, iſt wahrlich keine Stadt, wo ſich ein einfach geſundes Herz auf die Dauer genügen könnte. Ihre extenſive Größe macht ſie nicht groß, ihre Räumlichkeit nicht aufgeräumt, ihr tiefes Denken noch nicht tiefdenkend. Es iſt nicht bloßer Modebrauch, wenn Berlin ein Gegenſtand der Kritik und der Anfeindung geworden iſt; die Stadt hat ſich, ohne für Deutſchland dem Weſen nach zu ſein was Paris für Frankreich, doch wie ein deutſches Paris das Wort angemaßt. Aber man fängt jetzt an vor aller Unnatur und allem Scheinweſen auf der Hut und der Flucht zu ſein. Das politiſche Leben hat ſich anderwärts ſtärker entwickelt und das bürgerliche einen höhern Aufſchwung genommen, wie in Würtemberg, Baden und Sachſen, die Literatur hat ſich an die verſchiedenſten Punkte vertheilt, und ſelbſt der Nimbus des Kunſtlebens iſt von Berlin nach München und ſelbſt Düſſeldorf übertragen worden. Der wahre Freimuth, wodurch Berlin früher einigermaßen ſtark war, iſt von da ausgezogen; Berlin hat ſich ſelbſt unter Niveau geſetzt und ſeinen Einfluß auf die Entwickelung des geiſtigen Lebens in Deutſchland freiwillig aufgegeben. Seine Zuſtände ſcheinen im Abaltern begriffen; es wird nächſtens nur eine Binnenliteratur aufweiſen können; ſeine politiſchen und belletriſtiſchen Organe haben in Deutſchland wenig Geltung mehr, geſchweige eine Stimme; und ſelbſt in Sachen der Wiſſenſchaft, ehemals ein lichter

Stern über Berlins Häupten, ſind es hauptſächlich nur ſeine großen Geographen und Naturhiſtoriker, denen das deutſche Ausland keine Concurrenten entgegenzuſetzen hat. Wir wollen hoffen, daß, bei der innern jetzt nur gedämpften geiſtigen Regſamkeit Berlins, dieſer Zuſtand nur ein temporärer iſt!

Um dieſe Betrachtung an Rahel wieder anzuknüpfen. Berlin hatte ſeine große Periode, mit welcher Rahel jung war und alt geworden iſt. Alle Lebenslinien laufen noch jetzt in Berlin zuſammen, ſie decken ſich nur; aber die Stadt, von der Natur zurück und auf die Verarbeitung geiſtiger Elemente verwieſen, voll unendlicher jetzt nur ſchweigender Gegenſätze, voller Anſprüche und ſtolzer Geſinnung, die dem Aufſchwunge zu geeigneter Zeit förderlich iſt, der Debatte und Discuſſion geneigt, iſt noch jetzt in jedem Augenblicke fähig, unter begünſtigenden Umſtänden eine Stadt das Fortſchritts und ein warmer Heerd durchbrechender Meinungen zu ſein. Berlin iſt eine Stadt, die ſich wenigſtens forciren kann. Aber Rahel, die Prophetin, ahnte ſchon im Jahre 1817 eine Veränderung des geiſtigen Zuſtandes in Berlin. Sie ſchreibt aus Frankfurt a. M. an Sophie Schröder: „die Stadt pützt und ſchnäbelt gar zu viel an ihrem Kunſtgefühl, beleuchtet gar zu ſehr das Bewußtſein darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anſtatt dem Gehen und Kommen der Sonne ſich ruhiger hinzugeben. Sie ſind dort bis zu den unbefangenſten Tiefen der Menſchheit mit ihren Ausputzwerkzeugen hingedrungen und geeilt: und ich fürchte, jetzt gerad, eine allgemeinere Schwäche und Anmaßung.“ Das ſagte Rahel ſchon im J. 1817

von Frankfurt a. M. aus; man kann nicht leugnen, daß Rahel eine Prophetin war. Und als ſie zurückkehrte, fand ſie, wie ſie ſich ausdrückt, nur Grabſtätten, ſie fand „zerſtiebt die ganze Conſtellation von Schönheit, Grazie, Coquetterie, Neigung, Liebſchaft, Witz, Eleganz, Cordialität, Drang die Ideen zu entwickeln, redlichem Ernſt, unbefangenem Aufſuchen und launigem Scherz. Alle Rez-de-Chauſſée's ſind Läden, alle Zuſammenkünfte Dinés oder Aſſembléen, alle Discuſſionen beinahe ein rendez vous für eine ächtere künftige, und eine fade Begriffsverwirrung." — So fand Rahel damals ſchon Berlin; was würde ſie zu dem Berlin von 1838 ſagen? — Die großen Geiſter, die Zierden des früheren Berlins, ausgeſtorben bis auf wenige; alle Originalität erblichen; die Geſellſchaften meiſt ohne geiſtigen Reiz, ohne Anmuth; die ſtolzen Erinnerungen der Freiheitskriege bei dem jüngeren Geſchlechte ausgewiſcht und nur in beſchränkten Feſtmahlen gefeiert, um in den Zeitungen als ruhmwürdige Symptome von Patriotismus beſchrieben zu werden, obgleich ſie das Volk und die Jugend kalt laſſen; ſelbſt das Theater, die Freude und der Stolz der Rahel, auf die bloße Mittelmäßigkeit zurückgeführt; wirklich! die gute Rahel hatte ein Recht zu ſterben.

Rahel, dieſe lauernde Tiegerin des blutſaugenden Gedankens und Gefühls, iſt eine Repräſentantin, oder beſſer eine Wahrſagerin der Literaturperiode von 1830. Sie hatte keine Neigung, ſelbſt zu produziren, aber deſto größere Neigung, Produkzionen zu betrachten und zu kritiſiren, eben ſo wenig wie ſie Menſchen ihre Entſtehung gab, aber doch eine Luſt hatte, ſie betrachtend zu reproduziren. Eine eigentliche

Kritik übte ſie freilich nicht; ſie entſchied über Bücher und Menſchen nur nach Maßgabe ihrer Sympathien und Antipathien; ihre Kritik beſtand in einem ſchnellen Durchbruch des Herzens. Sie hatte keine Ruhe dazu, einen Gegenſtand nach allen Seiten hinzuwenden und einen allgemeinen Geſichtspunkt zu finden, der ihn, wenn er ihr nicht behagte, verhältniß- und zuſammenhangsweiſe rechtfertigen konnte. Etwas von dieſer Einſeitigkeit iſt unſerer Kritik verblieben, vielleicht ſehr viel, und andere Einſeitigkeiten ſind hinzugekommen: die Einſeitigkeit des bloßen Verſtandes, des Cliquen- und Richtungsweſens und der literariſchen Eitelkeit. Rahel ſprang heißhungrig von Einem auf Alles, vom Hundertſten auf's Tauſendſte; ſie unterwarf auch die äußere Erſcheinung der Perſonen ihrer Kritik und ſchildernden Darſtellung; ſie ſtürzte ſich mit gebietender Freiſinnigkeit und Geſchlechtsloſigkeit in die Begriffsverwirrungen ſocialer Fragen, ſie ſchweifte vom Einzelnen auf das Allgemeine über, ſie warf ſich am liebſten auf Zuſtände, auf die Gegenwart, auf die Thorheiten, Lächerlichkeiten und Schwächen des Zeitalters. Thun wir etwas Anderes? — Aber Rahel war nicht das, was unſere Schriftſteller gewöhnlich ſind, ariſtokratiſch und diplomatiſch, noch das, was ſie zu ſein ſich den Anſchein geben möchten, principienmäßig und ſyſtematiſch. Gerade das Unſyſtematiſche in ihr hob das Einſeitige bis zu einem gewiſſen Grade auf. Vor Allem war ſie keine Ariſtokratin, viel eher Volksmännin; ſie achtete die geebneten, ausgefeilten Perſonen, wenn ſie nur ihren Kern der Feile nicht aufgeopfert hatten, ſo gut, wie ſie die knorrigen, unebenen Perſonen anerkannte, denen ein geſunder Kern zu

Grunde lag. Ihre Denk- und Schreibweiſe hat gar nichts Vornehmes; ſie ſtrömt wie ein Geyſer, ruckweiſe, in Springfluthen, bald höher bald tiefer, je nachdem das Herz innen erwärmt und der Drang nach außen groß war. Man kann ihrer Schreibweiſe nicht einmal immer Delikateſſe nachrühmen; was natürlich war, das ſchien ihr erlaubt, oder was ſie ſich erlaubte, erſchien oder wurde bei ihr natürlich.

Durch ſeine polemiſche Richtung gegen die Zeit hat ſich auch Ludwig Börne vor allem Volke berühmt gemacht. Börne war ſchon vor der Kataſtrophe von 1830 eine Art Revolutionär, welcher wohl wußte, wo die Zeit der Schuh drückte und wo ſie ihn drückte. Er war ein Vorkämpfer der jüngſten Literaturperiode, wie Rahel ihre Prophetin war; aber die Eigenſchaften dieſer Literatur lagen in Keinem ausgebildeter da, als in Börne. Offen, entſchieden und ehrlich wie Rahel, verwandte Börne viel mehr Fleiß auf die ſprachliche Darſtellung, als Rahel; denn Börne führte mit der ganzen Welt eine offene Correſpondenz, Rahel war nur Geheimſecretär ihrer Anſichten und Meinungen, und verſorgte damit nur einen Kreis von Freunden, deren Orakel ſie war. Als das Jahr 1830 Börne's ideale Träume verwirklichen zu wollen ſchien, ſchwelgte Börne in vollkommener Seeligkeit, ſein Herz brannte lichterloh und mit dieſen Flammen ſchrieb und zeichnete er ſeine ſtürmiſchen Briefe an die deutſche Nation. Er lebte, wie der Geiſt, der Alles verneint, im Elemente des Feuers, das nur zerſtört, nicht ſchafft, und höchſtens das Eiſen in Fluß bringt, um daraus Schwerter zu ſchmieden. Aber die Flammen außer in ſeiner Bruſt erloſchen und man ſchmiedete keine Schwerter, was

Börne zu Herzen ging; er verkohlte ſich im Innern, und ſeine äußere Hülle ſtürzte dem eingeſunkenen Kohlenbrande nach.

Die Journale aber zehrten und ſchwelgten an ihm wie an einem Todtenmahle und ſtellten ſeine Leiche auf dem Paradebett ihrer raiſonnirenden Artikel aus, und bei Einigen von den Leichenbittern, Leichenrednern, Todtenbeſchauern und Nachrichtern war der Zuſtand eines gelinden Rauſches gar nicht zu verkennen. Es iſt in Deutſchland eine ſchöne Sache um das Begrabenſein. Da kommen die Vettern und Baſen in der Literatur, oder gebärden ſich wenigſtens wie Blut- und Herzensverwandte, laſſen die Thränendrüſen ſpielen und ſchwirren ein Todtenlied, alle die Klageweiber, die da thun als möchten ſie ſich um den Verſtorbenen zerreißen und haben vordem ſeiner nicht geachtet. Man mied ihn vielleicht, da er noch lebte, denn er war ein ſo ſonderbarer, rauher, harter, offenherziger Kerl, der gar nicht zu ſchmeicheln wußte, und mit dem es eine Schande war, über die Straße zu gehen oder an einer und derſelben Geſellſchaft Theil zu nehmen; aber zu ſeinem Grabe wallfahrtet man und ſchmückt es mit Immortellen; man war hinterher ſehr gerührt, man hat auf das Grab einige Thränen fallen laſſen und man kann nicht umhin, in ſeinem nächſten Buche in alle Welt hinauszugreinen, wie man ſo gerührt und wie der Schmerz um den Todten mit dem Weltſchmerz, der ſich in den eigenen Gliedern verſpüren ließ, doch immer nur einer und derſelbe war. Der Tod iſt unſer Leben, unſere Geſundheit, unſere Unſterblichkeit, unſere Verſöhnung. Welcher Verleger von Fabrikwaaren und Maſchinenarbeiten drückt dich fortan

und zwingt dich zu arbeiten als Tage- und Nachtlöhner? Welcher literariſche Handlanger quält ſich ab, deine Menſchlichkeiten aufzudecken und deine Perſönlichkeit bloß zu legen? Welcher Ungenannte gießt dir aus ſeinem Verſteck und Hinterhalte die ätzende Schwefelſäure des Spottes über dein literariſches Profil? Und wenn es geſchieht, was kümmert's dich? — Du biſt ein gemachter, ein ſtiller Mann, der keinen Mückenſtich mehr fühlt, und den zu ärgern ſelbſt die Fliege an der Wand nicht mehr im Stande iſt.

Börne war ein Character, ein entſchiedener, ungebrochener, geradſinniger Character, den man in ſeiner Richtung, weil er nur die eine hat, leicht faſſen mag. Daher hat auch Laube mit den Worten: „börne," „verbörnt" und „bornirt," auf eine, euphemiſtiſch geſagt, nicht ganz unpaſſende Weiſe geſpielt. Man findet bei ihm durchaus die Wellenlinie der Schönheit nicht; aber auch eben ſo wenig Winkelzüge, Ausweichungen, Nebenrichtungen, worin er ſeine Ausflüchte geſucht und ſich zerſchlagen hätte. So bin ich und das denk' ich und das will ich, iſt das Motto, welches an der Stirn eines jeden von ſeinen Aufſätzen geſchrieben ſteht. Wie die Schönheit an ſich nichts Entſchiedenes hat, — der Begriff der Schönheit kann unter allen Völkern ein verſchiedener ſein, nicht der Begriff des Characters; die Schönheit hat auch keine Norm, aber unendlich viele Erſcheinungsformen, runde, ovale, volle, ſchlanke, feſte und weiche — ſo iſt auch die Schönheit kein characteriſtiſches Merkmal der Entſchiedenheit; viel eher ſteht dieſe in Gefahr, ſich ins Bizarre, Cyniſche, Abſonderliche, ſelbſt Widerwärtige zu verlieren. Wer will leugnen, daß Diogenes ein Character war?

aber ein ſchöner? ich zweifle daran. Auch Börne ſaß wie Diogenes in ſeiner Tonne, welche ſo groß war wie die Welt; denn die Welt iſt das Faß des Diogenes, worin jeder den Narren, ſeinen Narren abſpielt, wie er Luſt und Behagen hat. Und Börne war ſo gut wie Diogenes ein edler, ein ehrlicher Narr, als er am hellen lichten Tage mit der Laterne ſeiner Speculation Menſchen ſuchen ging und ſie nicht fand. Und etwas Närriſches hat in unſerer Zeit jeder Character, der ſich nicht zu brechen und zu fügen weiß, etwas Sonderlinghaftes und Bizarres, welches die Fügſamen, Gefügten und Fügwilligen, deren Zahl Legion iſt, zugleich ſchreckt und ängſtigt. Ein ſolcher Character ſagt gern Ja, wo Andere Nein, und Nein, wo Andere Ja ſagen; er iſt in ſeinem Rechte und hat doch Unrecht, denn er kommt mit all ſeinem Rechte nicht weiter als bis zum Unrecht. Wer den Umſtänden nichts zugeſteht, dem werden die Umſtände auch nichts zugeſtehen. Es liegt in der Natur eines ſolchen Characters, daß er mehr zerſtört als ſchafft; denn ſein Ja ſchafft nicht, aber ſein Nein zerſtört. Und doch thut uns ein ſolcher Character zu Zeiten Noth, als eine großartige Ausnahme, als eine Rarität, als eine Stimme der Oppoſition, als eine einſeitige Wahrheit, als ein Produkt concentrirteſter Kraft. Wenn der Stamm der Menſchheit keine Fähigkeit mehr haben wird, ſolche Höcker und Knorren emporzutreiben, dann wird er ſich ausnehmen wie der Stamm einer geſchniegelten und gebiegelten Pappel, nicht wie der knorrige Stamm der edlen Eiche, welche germaniſches Gewächs iſt.

Börne faßte Jean Paul's Humor wieder auf; er lie-

ferte früher kleine Genrebilder, welche pikant, unschuldig genug, ja selbst leicht und spielend waren. Hierher gehört sein Eßkünstler, ein kleines trefflich colorirtes Musterbildchen. Später, wo er sich immer mehr verbiß, seine Hoffnungen stiegen, um desto tiefer gestürzt zu werden, und endlich die Politik in jedem Winkel seines Daseins Platz nahm und eine immer größere Menge Galle in sein Blut übertrat, kehrte sein Humor die Nachtseite heraus, und öffnete seine Krater, um zackige und zerstörende Lava auszuströmen und die blühenden Anlagen und Weingärten ringsumher mit gewaltigem Stein- und Aschenregen zu vernichten. Der Föhn, im Hader mit der Menschheit, brüllt aus den Schlüften des Grimms, der sich zu Alpen aufgethürmt, und die Lavine des höhnenden Zorns reißt sich vom Gipfel, der von Blitzen, nicht vom Abendrothe glüht, donnernd los und senkt sich in das Thal, um die stille Weideflur und die Hütten darin mit ihrem Sargtuch zu überdecken. Die Ironie, welche zwischen Haß und Liebe schwankt, stand ihm, als eine Form der Unentschiedenheit, weniger zu Gebote. Weich konnte Börne werden, wenn er am zornigsten, und zornig, wenn er am weichsten war; denn er erweichte sich an seinem Zorne und erhärtete sich zürnend an seiner Weichheit. Keiner hat wie Börne seinen Zorn bis zu dieser Spitze energischer Poesie zu treiben gewußt; denn auch der Zorn hat seine Poesie, und in dieser Poesie des Zorns war Börne Meister. Jedes Wort ist ihm Herzenssache; er schrieb, wie er selbst sagt, mit Herzblut. Gegen die Unselbstständigkeit der Schriftsteller, eine allgemein verbreitete Krankheit in Deutschland, ertheilt er folgendes Rezept: „nehmt einige Bogen Papier

und ſchreibt drei Tage hinter einander, ohne Falſch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt was ihr denkt von euch ſelbſt, von euren Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe ꝛc. und nach Verlauf von drei Tagen werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das iſt die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden."

Bei alledem iſt in Börne ein ziemliches Maß von Donquixoterie vorhanden. Er ritt wie Don Quixote, wenn er irgend eine Erſcheinung wahrnahm, die ihn ſchreckte oder ärgerte — und er ärgerte ſich oft — am liebſten mit eingelegter Lanze, ſtatt wie ein beſonnener Feldherr den angeblichen Feind zu beobachten und den günſtigen Augenblick abzuwarten. Er war wie Aiax im Stande, eine Heerde Ochſen für Feinde zu nehmen und gegen ſie loszurennen. Er trug ſtets ſeinen Degen bloß, was ſeiner Furchtbarkeit Abbruch that. Der Degen, welcher in dem Verſteck ſeiner Scheide, ein zweiter Ziethen aus dem Buſch, aufbewahrt wird, iſt viel gefährlicher. Manches, was ruhig für künftiges hausbackenes Brot Mehl mahlte und ſich wie ein unſchädlicher Windmühlflügel umſchwang, hielt er für ein feindſeliges Geſpenſt und attakirte es. Seine Begeiſterung erregt nicht ſelten ein Lächeln. „Jetzt muß der Kampf losbrechen, jetzt muß Revolution gemacht werden," iſt der ewige Refrain ſeiner Briefe, der ſich, trotz der erlebten vielen Täuſchungen und unter denſelben für Krieg und Revolution gleich ungünſtigen Conſtellationen, immer wiederholt. Häufig beſtimmt er genau die Zeit, wenn die Revolution los-

brechen wird. „Heute Nacht, ſchreibt er einmal, müſſen hier in Paris große Dinge geſchehen, alle Sypmtome einer Revolution ſind vorhanden" ꝛc. Und wenn er am andern Tage aufwachte und bemerkte, daß Alles bis auf ſeinen Stiefelknecht auf dem alten Platze ſtand und nichts in der gewöhnlichen Werkeltagsordnung der Dinge verrückt war, rieb er ſich verlegen und verwundert die Augen, ärgerte ſich, fand jedoch abermals, daß die Umſtände für eine große Revolution äußerſt günſtig wären, tröſtete ſich alſo bis zur folgenden Nacht, ſchrieb einen fulminanten Brief und äußerte darin, die Dinge, wie ſie in Paris ſtänden und lägen, könnten ſo nicht bleiben, die Zeit der Geduld ſei nun vorüber, man könne nicht anders: man müſſe Revolution machen. So rieb er ſich Tag für Tag die Augen, zuletzt gegen ſein Lebensende erſt gingen ſie ihm auf, da reſignirte er und die bitterſte Wehmuth überfiel ſein revolutionsgläubiges, ſo ſchwer getäuſchtes Gemüth. Man unterſcheide jedoch zwiſchen Börne vor und Börne nach dem Jahre 1830. Erſt nach 1830 fand ſich jene Donquixoterie bei ihm ein, die ihn beſtimmte, nach allen Seiten hin regelloſe Hiebe, oft in die Luft, auszutheilen, und mit eingelegter Lanze gegen eingebildete Feinde anzurennen, welche häufig, wie geſagt, nichts anders thaten, als ſich vom Zeitwinde drehen zu laſſen und in aller Unſchuld brauchbares Mehl bereiten zu helfen. Mehl freilich war es nicht, was Börne begehrte, ſondern Pulver; denn er ſelbſt brauchte deſſen in ſeinen Schriften viel; und obgleich es häufig von der Pfanne abbrannte, nahm er doch immer ſtärkere Ladungen, ohne daß er ſeinen Pulvervorrath von Erbitterung, Zorn, Hohn und Witz je aufgebraucht hätte.

Börne war mit deutscher Hypochondrie hinlänglich behaftet und er konnte sie selbst in Frankreich, außer in Paris, nicht los werden. Ueberall auf seiner Reise beengt ihn auch in Frankreich die Kleinstädterei; das geringfügigste Ereigniß, welches ihm mißfällt, stachelt ihn zum Zorn und bringt ihn in Harnisch. Sogleich ist er über und über ein Pantherthier, ganz Stachel, ganz Gift, ganz Tollkraut. Als er sich einmal über einen ungefälligen französischen Apotheker erbost, geht er, der Erzliberale, sogar so weit, auszurufen: so sind die Liberalen! — Erst in Paris kommt das Wohlsein über ihn in vollen Strömen. „Das moralische Klima von Paris, schreibt er, that mir immer wohl, ich athme freier, und meine deutsche Engbrüstigkeit verließ mich schon in Bondy. Rasch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und stürzte mich jubelnd in das frische Wellengewühl. Ich möchte wissen, ob es andern Deutschen auch so begegnet wie mir, ob ihnen, wenn sie nach Paris kommen, wie Knaben zu Muthe ist, wenn an schönen Sommerabenden die Schule geendigt und sie springen und spielen dürfen." — Schwerlich sind es die Bewohner selbst, an denen er sich erquickt. Es sind mehr diese großen Rundbilder und Verhältnisse, diese Aufgeräumtheit, diese Aufgeweckteit und Leidenschaftlichkeit, das weltgeschichtliche Pathos, womit Paris raisonnirt und deklamirt, das Wogen, Durcheinanderlaufen, Um- und Uebereinanderrennen, Um- und Uebereinanderstürzen, das Tumultuarische, Thatsächliche, Rührige, das freigegeben Menschliche, was ihn über seine deutsche Natur erhebt und seine Brust öffnet. „Ich habe wunderliche Nerven," schreibt er einmal, „wenn sie kein Lüftchen berührt, sind sie am un-

ruhigſten und zittern wehklagende Töne, gleich Elvirens Harfe in der Schuld. So oft ſie aber ein grober Sturmwind ſchlägt, bleiben ſie gelaſſen, und verlieren ſie ja die Geduld, brummen ſie doch männlich wie die Saiten einer Baßgeige."

Es giebt Winkel=, Provinz=, Landtags= und Landſchaftspatrioten, Patrioten im engeren Sinne, es giebt aber auch Weltpatrioten, deren einer war Börne. Ich wähle hier abſichtlich die Bezeichnung Weltpatriot, ſeitdem die Bezeichnung Kosmopolit gemißbraucht und vielfach verdächtigt worden iſt. Dieſe Patrioten lieben ihr Vaterland als ein Glied in der großen Völkerkette, als ein geſchichtliches Binde= und Mittelglied; ſie umfaſſen den Sclaven jenſeit des Weltmeeres und die Schickſals=, Leid= und Kettenträger in ihrem eigenen Lande mit gleicher Liebe; ſie lieben das Volk, dem ſie angehören, aber noch mehr die Völker, die im Zuſammenhange gedachte Geſchichtslinie, worin ihr eigenes Volk und die Geſchichte dieſes Volkes nur einen einzelnen Punkt bildet. Um ſo beſſer, wenn dieſer Punkt glänzend hervortritt und dadurch des menſchlichen Geſchlechtes Geſammtglanz leuchtender wird. Alle Völker ſollen für einen und denſelben Zweck arbeiten, für eine und dieſelbe Idee begeiſtert ſein; Fluß und Gebirg und politiſche Grenze ſind keine Barrikaden mehr; die Weltbürgergeſinnung räumt ſie hinweg. Vielleicht iſt das Ganze nur ein Traum, aber ein ſchöner Traum, eine Illuſion, um welche es ſich wohl einiger Mühe und Leiden verlohnt. Es giebt Täuſchungen, die faſt dieſelbe Wahrheit haben, als die Wahrheit ſelbſt, und dieſe fördern helfen.

Darum iſt es ein ſchönes Wort, wenn Börne aus=

ruft: die Menſchheit iſt um der Menſchen willen da, obgleich er eben ſo gut hätte ſagen können: die Menſchen ſind um der Menſchheit willen da, und wenn er den Wahlſpruch Fenelon's: „ich liebe die Familie mehr als mich, das Vaterland mehr als die Familie, die Welt mehr als das Vaterland," auch zu dem ſeinigen macht. Börne wollte nur inſofern ein Deutſcher, nur inſofern ein Franzoſe, Chriſt und Jude ſein, als er dadurch nicht aufhörte, ein Weltbürger zu ſein. Das Deutſchthum und das Franzoſenthum waren ihm nur Stufen zu dem heiligen Tempel des Weltbürgerthums. Daher ſchreiben ſich viele ſeiner Angriffe gegen Perſonen und Verhältniſſe, welche auf den erſten Blick unbegründet erſcheinen, aber ihre Begründung dadurch erhalten, daß Börne witterte, eben dieſe Verhältniſſe, eben dieſe Perſonen ſeien durch ihre Beſtrebungen, ihre Meinungen und Anſichten ſeinen weltbürgerlichen Zwecken hinderlich.

Börne blieb ſeinem Vaterlande gegenüber, der er war; er hat ſeinem Vaterlande nicht geſchmeichelt, er hat es aber auch nicht beſchimpft noch verrathen; mit zartem Tact rühmte Börne in ſeiner franzöſiſchen Zeitſchrift das deutſche Volk den Franzoſen gegenüber, er tadelte und geißelte es nur in ſeinen deutſchen Schriften, er wollte, daß ſein Tadel nur unter uns bleibe. Dennoch warf ihm Menzel „franzöſiſchen Patriotismus" vor. Da fragte Börne: „Bin ich nicht der alte geblieben? und haſt du mich, wie ich jetzt bin, nicht vordem gelobt? Was verfolgſt du mich nun? Habe ich mich etwa geändert? Nein, nicht ich habe mich geändert, ſondern du, ſeitdem du zum Würtemberg'ſchen Landtagsabgeordneten avancirt biſt." —

Kühne ſagt in ſeinen weiblichen und männlichen Characteren: „Es giebt in Deutſchland wenig vollkommen klar entfaltete Charactere; weniger Einſeitigkeit als in andern Nationen, aber weit mehr Doppelgänger und ſolche Naturen, denen die Zweideutigkeit ihr eigenſtes, für ſie ſelbſt durchaus nothwendiges Weſen iſt.“ Er ſagt das in Bezug auf Gentz. In Börne haben wir einmal einen Character, der die Zweideutigkeit haßte bis auf den Tod. Während ſich die Perſonen und literariſchen Notabilitäten in Deutſchland ſelbſt unter ihrer eigenen Hand und im Umſchaun ſich zu verwandeln ſchienen und den zweiten Menſchen ihres Doppelgängers herauswälzten, während aus Politikern Myſtiker wurden, aus Rationaliſten Pietiſten, aus Angeklagten Anklagende, aus Verfolgten Verfolgende, aus Unhöfiſchen Höfiſche, aus Blutwarmen Eiskalte ꝛc., beharrte Börne in ſeiner Geſinnung, wie eine metallene Feldherrnſtatue auf ihrem Piedeſtal. Börne überſiedelte ſich gerade darum aus Deutſchland nach Paris, um jeder Verſuchung, ſeinem Character zu Gunſten der Umſtände Abbruch zu thun, für immer zu entgehen.

„Ich bin müde, wie ein Jagdhund,“ ſchrieb er zuletzt, „ich wollte, es käme Einer und löſte mich ab.“ Seine letzten Augenblicke haben viel Rührendes. Kurz vor ſeinem Ende verlangte er nach Blumen, wie Theodor Hoffmann verlangte, Grünes zu ſehen. So ſehr neigt der Menſch zur friſchen und lebendigen Vegetation, den Kindern der Altmutter Erde hin, als könne er ſich von dieſer nicht losreißen und müſſe noch ein kleines Angedenken, eine Erinnerung von ihr mit hinübernehmen in die Ewigkeit. — Raspail

aber hielt an seinem Grabe eine Rede, worin er sagte, es sei ein Vorzug Börne's, daß er geschrieben habe wie ein Franzose. Mann der engherzigsten National-Eitelkeit! wie kamst du an Börne's Grabe doch gerad auf Börne's Styl zu sprechen, den geringsten Vorzug, auf den der Todte stolz war? —

„Wer in dieser schnöden pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund erhalten will, muß sich in Essig baden, um alle verbuhlten Lavendelseelen und bleisüßen Herzen von sich entfernt zu halten. Es giebt darum noch brave Männer genug, welche auch die sauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken und diese verstehen mich und lächeln mir zu!"

Mit diesen Worten nahm Börne, wie von weichmüthiger Todesahnung erfaßt, von seiner Lesewelt Abschied. Laßt uns ihm die Hand drücken und ihm zulächeln; noch ist Börne mitten unter uns; er war, wenn auch ein saurer, doch ehrlicher Mann, ein entschiedener Character und ein Schriftsteller, der die Gewalt der Rede handhabte wie Wenige, der sich Alles zur Nerven- und Herzenssache machte und mit Donnerkeilen sprach und mit Sprachkeilen donnerte.

Wir finden in Börne dieselbe Polemik gegen Zeit und Persönlichkeiten, welche vielfach in dem jüngsten Abschnitte unserer Literatur wiederkehrt, im großartigsten Style vorgebildet. Einen regelmäßigen, durch die Hauptleute philosophischer Principien organisirten Krieg hat Börne nie geführt; aber einen äußerst praktischen Insurgenten- und Freibeuterkrieg. Daher wundert mich, daß E. Meyen in Berlin, der mit dem hannöverschen Cabinette, wie es irgendwo hieß,

die Unzufriedenheit über Gervinus gemein haben soll, den Mangel an Principien Börne'n noch nicht zum Vorwurf gemacht hat, da er die Anwendung hegel'scher Grundsätze in unserer, auf das Energische ja Forcirte gerichteten Zeit für unerläßlich hält. Hier aber darf man fragen: wenn es wirklich wahr ist, daß sich unsere Zeit auf das Energische, ja das Forcirte richtet, werden Hegel's Grundsätze, wie sie von Meyen verarbeitet werden, Energie und Force, vor Allem Allgemeinverständlichkeit genug haben, um die energischen und forcirten Forderungen der Zeit zu befriedigen? — Wunderbar! seitdem Meyen recensirt und Zeit und Literatur principienmäßig verarbeitet, sind Zeit und Literatur immer stiller geworden, Gervinus gehört zu dem berühmten Göttinger Siebengestirn und Schriftsteller kommen selbst ohne hegel'sche Principien dazu, die jüngste Literaturepoche im Zusammenhange mit den Erscheinungen der Geschichte und der Gesellschaft darzustellen. Das freilich sehe ich ein, daß man Gott die Weltgeschichte wird aufkündigen müssen, wenn keine Hegelianer mehr vorhanden sind, sie am Gängelbande des Systems wie ein Lamm Hegel's auf der Weide der allgemeinen Principien grasen zu lassen, und mit kritischem Gebell die Nichtprincipienmänner, die sich dem heiligen Orte nahen, zu verscheuchen!

Wir haben Börne bereits in einem früheren Kapitel als einen Gegner derjenigen Nationaleigenschaften der Deutschen kennen lernen, welche unsere Tugenden und edleren Eigenschaften zu keinem eigentlichen Ausbau im Zusammenhange, zur Entfesselung und zu der einer großen Nation würdigen Stellung im Centrum Europa's kommen lassen.

Börne fühlt ſich furchtbar incommodirt durch die deutſche Kleinſtädterei, woraus alle jene Lieblingsneigungen entſpringen, die ich hier anführe: die Kleinzankſucht, das hinter dem Ofen Hocken, das böſen Leumund Machen, das Unterducken, das von ſich ſelbſt Abtrünnigwerden, das ſich Alles Gefallenlaſſen, das Argwöhniſche, das Hin- und Wiedertragen, das Mißliebige, das Verdrießliche, das ſich und Anderen das Leben ſchwer Machen, das Bedenkliche, burgemeiſterlich Vornehmthueriſche, das Schwerfällig Ungefällige, das allen allgemeineren Intereſſen Entfremdet ſein, das Alles übel Auslegen, das Bleiche, Characterloſe, die Klatſchſchweſterei, die Drehſucht, welche ſich gerade um die engherzigſten Centra wendet, die Titel-, Rang-, Leſeſucht, das Cermonielle, Complimentöſe, Pompöſe ꝛc. ꝛc.

Man glaube aber nicht, daß Börne die edlen vortrefflichen Eigenſchaften des deutſchen Volkes, die nur durch fremdartige Einflüſſe haben verdeckt werden können, mißachtete und mißkannte. Zu den Franzoſen predigte er ganz andere Meinungen über die Deutſchen, als zu dieſen ſelbſt. In ſeiner franzöſiſchen Zeitſchrift ſagt er einmal: „die Deutſchen üben eine edle Gerechtigkeit gegen Alles, was groß und ſchön iſt, in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit, und ſie theilen ihre Liebe und Bewunderung zwiſchen alle Verdienſte.“

„Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpengegend, es iſt groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletſchern ſchimmert.“

„Deutſchland iſt das Land des Hervorbringens, des Genie's, Frankreich das Land des Talents. Die Deutſchen

haben die Leitung der theoretiſchen Arbeiten, der Wiſſenſchaften, der Speculation. Die Theorie iſt furchtſam und zaudernd, die Ausübung unbedacht und vorſchnell; daher die Unverträglichkeit des deutſchen Geiſtes und Gemüthes mit dem der Franzoſen; ſie ſind beide durch einen unermeßlichen moraliſchen Raum getrennt." Stellen der Art, wo die Herrlichkeiten des deutſchen Geiſtes und Lebens vor den Blicken der Franzoſen entfaltet werden, ließen ſich noch viele aus Börne anführen.

Börne war von republikaniſcher Geſinnung und ſtand auf der äußerſten Linken; er hielt für möglich, was von vielen Franzoſen von derſelben Meinung, welche nur die moderne Menſchheit beſſer kennen als Börne, für eine impossibilité gehalten wird, nämlich, daß man die europäiſche Welt in Republiken umſchaffen könne. Mit der Diplomatie, der Kriecherei, dem Raffinement, wie ſie jetzt Zeichen und Merkmale der Zeit ſind, gebiert ſich, beſteht und vollendet ſich eine Republik nicht; eine Republik erfordert die edelſten, einfachſten, uneigennützigſten und ſchwungvollſten Bürger, oder wie in Nordamerika Bürger von ganz verſtändigem, leidenſchaftsloſem und geſetztem Character, welche ihr eigenes Wohl mit dem Gemeinwohl für unzertrennlich zu halten erzogen ſind. Börne hielt uns für unverdorbener als wir in der That gegenwärtig ſind. Dieſer Irrthum hat ſeine beſte Kraft aufgerieben.

Börne hat mehr als ein Anderer ſelbſt in ſeinen alten Tagen für die Jugend und mit ihr geſtanden. Freilich braucht es der grauen Haare nicht, um alt zu ſein, wie es der jugendlichen Haare nicht braucht, um jung zu ſein.

Sparta und Venedig kämpften und blühten unter Senatoren und die mächtigen Vertheidiger des römiſchen Stuhles und die auf ihm ſaßen, waren Greiſe voll hartnäckigen Feuers. Die Alten, gegen die wir Junge ankämpfen, und wir, die wir uns Jugend nennen und mit dem Alter fehden, ſind eigentlich nur Allegorien oder vielmehr Perſonificationen von ſtrebenden und widerſtrebenden Kräften, (Agentien und Reagentien), ſo gut wie die ſchlangenfüßigen Giganten oder Briareus, der hundertarmige. Wir pflegen alt zu nennen, was ſtabil iſt und keine ſeiner Prärogativen, ſeiner Gewohnheiten, ſeiner Liebhabereien, ſelbſt beſſerer Einſicht zum Trotz, aufgeben will; wir nennen jung, was an der Entwickelung der Menſchheit und der Ideen, die ſich aus ihrem Schooße erzeugt haben, innigen und wo es möglich iſt mitwirkſamen Antheil nimmt, die Autoritäten nicht bloß darum anerkennt, weil man ſie als Autoritäten ausgerufen hat und nun verlangt, man ſolle ſie, ſelbſt ohne Prüfung, als Autoritäten bis zur Beſinnungsloſigkeit und abgöttiſchen Anbetung verehren; wir nennen jung, was gerade für die neueſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der geiſtigen Entwickelung und des politiſchen Lebens, eben darum weil ſie neu ſind, Sympathien fühlt und ein Ideal ſich feſtgeſetzt hat, welches als ein verbeſſerter Zuſtand der Gegenwart über dieſe hinaus reicht; wir nennen jung zumal, was dem flüſſigen, beweglichen Elemente mehr zugethan iſt als dem ſtarren, in und auf ſich beruhenden und der Stagnation unterworfenen. Der Begriff Jung und Alt knüpft ſich, wie man ſieht, nicht an beſtimmte Jahresunterſchiede und Lebensalter und iſt auf keine Weiſe materiell zu faſſen.

Aber die Zeit, in der wir leben, befördert die Reife der Jugend noch vor der Zeit und ehe die Frucht mit Saft und Kern hinlänglich ausgestattet ist, um in der Reife dauerhaft zu sein und der Fäulniß Trotz zu bieten. Der Wurm des Stillstandes und Todes wird mit uns geboren und erzogen. Unsere gesellschaftlichen Formen sind für die Jugend Fuß- und Handschellen, die sie zu keiner frischen und freien Entwickelung kommen lassen. Unsere offenbaren und geheimen Genüsse, jene schleichenden Gifte — wer wollte sie alle namentlich aufführen? Ihre Zahl ist Legion. Die Elasticität des Geistes, wenn sie je dagewesen, geht schnell in Abspannung und Schlaffheit über; die Phantasie, die bildende Kraft, ist von Hause aus brach und wüste gelegt oder irre geleitet, und statt des edlen Ehrgeizes, der den Jüngling ziert und dem Manne wohl steht, hat sich eine auf kleinliche Dinge gestützte Eitelkeit in den Herzen eingenistet, die sich zum Ehrgeize verhält, wie der kriechende Gang der schleimigen Schnecke zu dem rauschenden Schnellfluge des Adlers. Man gewöhnt sich, den Pfauenschweif seiner witzigen Scheinbildung auszubreiten und prunken zu lassen und wie der Pfau die eigenen Sporenfüße und subjectiven Hühneraugen selbstgefällig zu betrachten.

Ist schon das Herz der Jugend mit einem so kärglichen Sparofen bedacht und erwärmt, wie und womit soll sich das Alter einheizen und erwärmen?

Nun hat sich aber ein Gegensatz innerhalb der Jugend eingefunden, ein Schisma hat sie in zwei oder drei Gewalthaufen getrennt, in die Jugend, welche wirklich jung ist, in diejenige, welche alt trotz der Jugend ist, und diejenige,

welche jung trotz des Alters iſt. Man verſtehe mich recht! — Es giebt alte Hitzköpfe, deren Feuereifer wie ein brennender Buſch der Jugend in zweifelhaften und ſtürmiſchen Zeiten voranzuleuchten pflegt, auch alte ſpeculative Köpfe, von denen ſie benutzt und gemißbraucht wird. Für ſich träumt und und raiſonnirt die Jugend nur, ſie handelt nicht ohne Zutritt der Altmeiſter, mit denen ſie aber auch in's Feuer und in die Hölle geht; denn die enthuſiaſtiſche Jugend iſt rein und meint es gut, ſie diplomatiſirt nicht, ſie berechnet nicht, ſie geht gerade aus in Sieg oder Tod, ſie unterſcheidet durch einen ihr eigenen Inſtinct leicht den Schein vom Weſen, die Wahrheit von der Unwahrheit, die Sitte von der Unſitte; ſie ſtellt die idealiſtiſche Seite der deutſchen Nation dar, aus ihr bildet man zur Zeit der Noth und des Aufſchwungs die lebendigen Bollwerke des Vaterlandes, die heiligen Schaaren der Todesjünger; eben jedoch darum, weil ſie nicht berechnet, fragt ſie auch nicht darnach, ob dies oder das zum Zwecke oder daneben vorbei zum offenbaren Untergange führt, ſondern ob das Bezweckte etwas Ungemeines, des Aufwandes von jugendlicher Kraft würdig und der excentriſchen Jugend-Schwärmerei entſprechend ſei. Die Jugend fragt überall nach der Idee, das Alter meiſt nach dem Erfolg, dem Nutzen. Die Kriege der Deutſchen, welche ſie wenigſtens vom Auslande unabhängig machten, hatten der deutſchen Jugend Stolz, Trotz und Selbſtbewußtſein eingeimpft; lange Zeit ſah ſie ſich noch bevorrechtet, ſelbſt gehätſchelt und verzogen; ob derſelbe idealiſtiſche Schwung noch in ihr ſei, läßt ſich ſchwer beſtimmen, aber ich glaube, daß die Lage der politiſchen Welt, zumal die geſellſchaftlichen Ver-

hältniſſe und die Richtung, welche der Character der Nationen gegen das Nutzbare und die kaufmänniſche Speculation hin genommen hat, mehr geeignet ſeien, das Feuer der Jugend zu dämpfen als es zu unterhalten. Die Gier nach dem ſchönen Schein, welcher die Eitelkeit befriedigt, und die Sucht, das Unächte, wenn es nur glänzt, dem Aechten vorzuziehen, fangen ſtark unter unſern Jünglingen an zu graſſiren.

Börne, um auf dieſen zurückzukommen, hielt es mit der Jugend, weil er bei ihr die meiſte Empfänglichkeit für ſeine Lieblingsgrundſätze wahrnahm — die Jugend diplomatiſirt wenigſtens nicht — eine Eigenſchaft, die für ihn ſelbſt characteriſtiſch iſt. Daher ſein Ausſpruch: „nur der Unerfahrene hat Recht, nur er iſt glücklich. Darum glaubt der Jugend; was die Jugend glaubt, iſt ewig; euer Wiſſen aber vergeht.“ Wir dürfen uns nicht wundern, wenn Börne ſeinen Anſichten ſtets die einſeitigſte Faſſung giebt; das thut die ehrliche Begeiſterung immer, ſie denkt und will nur das Eine, und Nichts nebenbei; ſie verclauſulirt ſich nicht und ſchlägt nicht nach rechts oder links, wenn ſie es auf die Mitte abgeſehen hat, ſie ſchlägt auf die Mitte geradezu, dem Gegner das Weiße im Auge zukehrend. Es haben ſich auch noch andere wackere Männer an die Jugend gehalten, das heißt an die reine Blüthe der Jugend, die nicht taub iſt, nicht den verdorbenen Saft aus dem verdorbenen Stamme der Zeit in ſich geſogen hat. Der treffliche Däne C. Hauch, Profeſſor in Soröe, drückt ſich in ſeinem letzten Romane noch ſtärker aus, als ſelbſt Börne. „Die Verderbniß,“ ſagt Hauch, „geht von den höchſten Punkten aus und über-

ſchwemmt gleich einem reißenden Strome die niederen Regionen. Ein ächter Fürſt widme ſein Scepter dem jungen Geſchlecht; wenn es nicht anders ſein kann, gebe er die Alten um der Jugend willen auf, wie man bei einer Feuersbrunſt die brennenden Häuſer aufgiebt, um die noch nicht brennenden zu retten. Alle, welche auf Erden mächtig gewirkt haben, folgten unwillkührlich dieſem Grundſatze. Auf Männer wirkten ſie nur wenig, auf ausgelebte Greiſe gar nicht, ja ſie fanden bei dieſen weit öfter Widerſpruch als Beiſtand, ſie ſtreuten vielmehr Wort und That dem kommenden Geſchlechte, den aufblühenden Jünglingen aus." Jene Stätten des Muthes, des freien Wortes und der freien Geſinnung, welche ſeit Jahrhunderten in das zur Stagnation ſich neigende deutſche Gemeinleben immer friſche Strömungen gebracht haben, die Univerſitäten: — Jünglinge ſind ihre akademiſchen Bürger, und ihr Senat, ihre Lehrer, mit dieſer Jugend in fortdauerndem Wechſelverkehre ſtehend, ſind von dem Begriffe dieſer geiſtigen Binnen-Republiken erfüllt, während die gelehrten Akademieen, jene oligarchiſchen Vereinigungen von Altmeiſtern, mehr oder weniger der Stagnation unterworfen ſind.

Ein zweites Merkmal der gegenwärtigen Literatur, welches ihr von Börne aufgedrückt iſt, iſt die Impietät vor den alten Götter- und Götzenbildern unſerer Literatur. Börne's Polemik gegen Göthe, welche nur gegen Göthe's Geſinnung und Alterſchwächen ſich richtete, nicht in ſofern ſie Alterſchwächen waren, ſondern weil ſie ihm den weitern Fortſchritt des politiſchen Lebens in Deutſchland ſelbſt zu beeinträchtigen ſchienen, wurde von Menzel fortgeſponnen

und auf einer gewiſſen Grundlage ſcheinbarer Principien gegen die Herrlichkeit des Göthe'ſchen Genies ſelbſt ausgedehnt. Der Vorwurf der Unverſchämtheit, den man in dieſer Hinſicht Börne'n machen könnte, wird gemildert, wenn man wahrnimmt, daß für Börne ein Kunſtwerk und ein Mann, der Kunſtwerke fertigte, überhaupt nichts Erbauliches hatte. Seine Polemik zerfällt in nichts, da er nur von ſeinem einſeitig politiſchen Standpunkte aus unſere Heroen der Literatur kritiſirte und gegen ſie polemiſirte. Wenn Börne Göthe'n auf die Hühneraugen tritt und in wirklicher Verblendung ſelbſt Schiller's Wilhelm Tell zu verdächtigen ſucht, ſo ſind ihm, der mit der Kunſt überhaupt in gar keinem Verhältniß ſtand, dieſe Ausfälle eben ſo wenig übelzunehmen, als wenn er vor dem Laokoon, dem Belvedere'ſchen Apollo oder der mediziäiſchen Venus ſtehend kalt geblieben wäre, oder gar ſich geärgert hätte, daß dieſe nutzloſen und geſinnungsloſen Fabrikate, die ja gar nichts zur Förderung des politiſchen Fortſchrittes beitrügen, einer ſo hohen Verehrung durch alle Welt genöſſen; ja, er wäre vielleicht im Stande geweſen, zu behaupten, die Hingebung an dieſe marmornen Antiquitäten ſei eben Schuld an der ſchlechten Geſinnung der Menſchen und dem Stillſtande der Politik. Börne wandte ſich mit ſeinem ungeſtümen Feuereifer auch am liebſten gegen Göthe's gelegentliche, mündliche und ſchriftliche Aeußerungen, Dedicationen, Dankſagungen und briefliche Mittheilungen, die man damals „Unterhandlungen" nannte, weniger gegen Göthe's Schöpfungen.

Hierzu kam noch eine andere Börne empörende That-

ſache. Als er die trotzigen Worte ſchrieb: „Göthe hat eine ungeheure hindernde Kraft; er iſt ein grauer Staar im deutſchen Auge; ſeit ich fühle, habe ich Göthe gehaßt, ſeit ich denke, weiß ich, warum" — damals war in der That die Verehrung Göthe's bis auf ihr beſinnungslos Aeußerſtes gekommen, man verehrte ihn wie den Heros, den Meſſias der deutſchen Nation, man ſank vor dieſem Dalai Lama der Nationalliteratur geiſtig in den Staub und küßte ihm den Pantoffel, wie die katholiſche Chriſtenheit dem Pabſt, und was er ausſprach, was er ſchrieb, wurde Geſetz und hatte bindende Kraft. So opferte man ihm in der That alle individuelle Entwickelung in der Literatur. Und doch iſt es ſo augenfällig, wenn man nicht blind ſein will, daß Göthe in ſeinem Alter wohl eine immer geſchmackvolle Kritik übte und manche tiefe und praktiſche Wahrheit ausgeſprochen hat, daß er aber das Sonderungsvermögen faſt ganz eingebüßt hatte und gerade für das Schwache, Matte, Glatte, Geſchnörkelte, Mittelmäßige die meiſte Sympathie fühlte, für Starkes, Geniales faſt keine. Mit hundert Stellen will ich dieſe Meinung, wenn man es verlangt, belegen. Wie viele Malerfabrikate hat er nicht in behaglicher Ausmalung als Kunſtwerke gerühmt, die nichts als gewöhnliche Portraits geweſen ſind! und wie hat er nicht die kleinen glatten Bologneſerhündlein der Literatur zu ſich gelockt und ihnen geſchmeichelt und geſtreichelt, weil ſie ſeine Hündlein waren und an der Pforte ſeines Ruhmes belfernd Wache hielten! Sein Verhältniß zu dem wilden Byron war ein gegenſeitiges, und eben die Gegenſeitigkeit des Verhältniſſes beſtimmte damals ſeine Sympathieen. Auch Byron hatte ihm ſein

Huldigungsopfer gebracht, und es ist wirklich auffällig, daß Göthe in jenen Tagen doch meist nur das berücksichtigte, was als planetarischer Staub in seinem Sonnenkreise mitzog, worauf er influirte; Kometen mit ihren närrischen Schweifen und sich immer wieder von der Sonne abwendenden Bahnen liebte er nicht, noch verstand er sie in ihrer Unregelmäßigkeit. Es wäre thörigt zu sagen, er habe sie aus Selbstsucht gefürchtet! Er stieß sie ab, wie sie ihn abstießen, wie ihn ein jugendlicher andrer Göthe abgestoßen haben würde, welcher mit einem zweiten burschikosen Götz von Berlichingen seine Kreise gestört und sein regelmäßiges Bewußtsein in Verwirrung gebracht hätte. Es war die unvermeidliche Schwäche seines Alters! Jeder Jüngling, und je kräftiger er wäre um so mehr, würde vor sich selbst zurückschrecken, wenn er sich in der Abformung und Verwandlung seines Greisenalters selbst gegenüber träte! Wer wollte daher den alten Göthe tadeln und zurechtweisen! Die liebenswürdigen Eigenschaften des Greises, jene reine von allen Jugendschlacken entbundene Humanität, jene ruhige Beschaulichkeit, jene gelinde und doch so hinreißende Gabe zu rathen und zu fördern, waren in Göthe so vorzüglich ausgebildet und verbanden sich mit einer so großen Fülle geistiger und geläuterter Rückstände, daß es frevelhaft wäre, in dem alten Göthe den Menschen zu hassen! Was ihn der Jugend und der jungen Literatur verleidet hat, war die ganz himmelblaue Verehrung, die man selbst seinen Alterschwächen zollte, als habe er in jeder Form seines Sitzens auf einem Orakelstuhl gesessen. Göthe war der größte deutsche Mann damals, und er hat auch jetzt nicht Seinesgleichen, aber das Größte,

was Deutſchland verlangen kann und ſoll, war er nicht. Ein ſchlechter Troſt für England, wenn es ſtatt ſeines großen nationalen Aufſchwungs zur Zeit der Eliſabeth nur einen nationalen Stillſtand und innerhalb deſſelben nichts als ſeinen Shakſpeare gehabt hätte; ein ſchlimmes Zeichen, wenn die Blüthe einer Nation nur in einem Manne ausruht und Behagen findet, der unendlich viel iſt, ein großer und eine Fülle geiſtiger Fähigkeiten in ſich einſchließender Dichter, aber doch immer nicht der Repräſentant nationalen Aufſchwungs in den weſentlicheren Bedingungen, nicht der politiſche Geſetzgeber, der Wiedergebärer eines Volkes, der das Nationalleben in ſeinen wichtigſten Punkten und Forderungen beherrſcht und an ſich reißt. Ich ſage nichts gegen die Pietät, aber wie man ſich Göthe untergeordnet hat, ſtreift über alle Pietät hinaus und iſt nur ihre Caricatur. Gewiß ihre Caricatur, wenn man bei Zelter die Worte lieſt: „guter Mann, du biſt beſcheidener als Gott will!" oder: „verzeih mir, wenn ich an dich denke, ſo könnt' ich mein Herz wie Honig auf Brot eſſen!" oder: „die Nachwelt wird es nicht glauben, daß die Sonne unſrer Tage ein ſolches Werk — den Elpenor — hervorgehen ſah!" — oder: „in Frankfurt a. M. habe ich zuerſt und allein das Haus beſucht, wo mein Heiland geboren iſt." Das würde ſich hören laſſen, wenn ein Pietiſt aus dem Wupperthale nach Bethlehem käme und ſich die Stätte zeigen ließe, wo ſein Heiland Jeſus Chriſtus geboren wurde. Dieſe Ausſprüche rühren von demſelben Manne her, welcher bei einer Gelegenheit in Bezug auf Göthe ausrief: „Ja, von einem Genie laſſ' ich mir Alles gefallen, das Genie kann mich mit Füßen tre-

ten!" — Ich denke hin und her, unter welchem andern Volke als dem deutschen ähnliche Ausbrüche sclavischer Schmeichelei statt finden könnten, ich finde dermalen keins. Mit ähnlichen Thorheiten, welche alle auf Grund des contrat social der damaligen Götheverehrung begangen wurden, könnte man Bände füllen als ein schönes Denkmal deutscher Verständigkeit, Besonnenheit und Unabhängigkeit. Wahrlich! die Impietät Börne's und Menzel's hat nichts so Furchtbares und Schauerliches, als diese Frazze von Pietät, bei der es gleichgültig erscheint, ob sie gemacht, gewaltsam angeschraubt oder von Natur wahnsinnig war! —

Man kann nicht wohl an Börne denken, ohne zugleich an Heine zu denken, wie man nicht wohl an Göthe denken kann, ohne an Schiller, nicht an Platen denken kann, ohne zugleich an Herrn Dr. Minckwitz zu denken. Minckwitz verhält sich bekanntlich zu Platen, wie Zelter zu Göthe, nur daß Minckwitz ein viel kurioserer Mensch ist als Zelter, und Platen ein ganz anderer Mensch als Göthe.

Schiller und Göthe! Börne und Heine! — Man erlasse mir die Parallele. Abgesehen von der überragenden Größe jener Männer, deren Freundschaft als einziges nicht übertroffenes Muster literarischer Brüderschaft dasteht, so offenbart sich in der momentanen Kameradschaft zwischen Börne und Heine und in der Art, wie sie auseinander gingen, jene Hin- und Hergerissenheit, Unstätigkeit, Flüchtigkeit und Jachheit im Knüpfen und Lösen der Freundschaftsbande, welche für unsre Zeit bezeichnend sind. Heine ist von der Anrüchigkeit unserer jungen Zeit selbst ange-

ſchmaucht und gezeichnet. Offenbar das glänzendſte, am meiſten dichteriſche Talent der neuen literariſchen Schule, offenbaren ſich zugleich in ihm mehr als in jedem andern Cantonpflichtigen der jungen Richtung alle die Schäden, Schwächen, Mängel, Uebertreibungen, Unverſchämtheiten und Lücken, welche, unter uns geſagt, im Allgemeinen der letzten Generation in höherem oder geringerem Grade ankleben. Das deutſche Stand- und Eiſenfeſte in den Characteren verliert ſich immer mehr, wir fangen an eitel, launiſch inconſequent, zierlich, gereizt, übelnehmiſch und hyſteriſch zu werden wie die Frauen und wie dieſe unempfänglich für die Idee einer großartigen, beharrlichen und ſich aufopfernden Freundſchaft. Börne hatte noch etwas, er hatte ſogar viel von einem Character; Heine hat von einem geſetzten, conſequenten Character wenig, wenn man nicht etwa meint, es gäbe Perſonen, deren Character eben darin beſteht, keinen zu haben, nur müßten ſie dieſe Characterloſigkeit mit eiſerner Strenge feſthalten. Ein ſo ſittlicher Menſch, wie Börne, dieſer ſtarre reine Republikaner, konnte ſich auch auf die Dauer mit Heine, dem Helden der Boulevards, nicht vertragen; nicht minder ſtieß ſich Heine an Börne, und man muß zugeben, daß Börne genug Ecken, Spitzen und Höcker darbietet, woran ein ſo erklärter Libertin wie Heine Anſtoß nehmen mag. Wie paßten Börne's finſterer eſſigſaurer Unmuth und Heine's in Roſenwaſſer getauchte Selbſtgefälligkeit zuſammen? Es mußte Heine erſcheinen, als ob Börne jeden ſeiner Schritte überwache und beaufſichtige und ſeine Thorheiten in das ſchwarze Regiſter, welches Börne über die Summe der menſchlichen Thorheiten führte, der

Reihe nach eintrüge. Heine trägt die Achsel nach dem Witze, wie andre nach dem Winde; er ist Sclave seines Witzes, wie Börne seines Witzes Herr ist. Bei Börne hat der Witz organische Nothwendigkeit, und wenn man ihn auch keinen frommen christlichen Mann im gewöhnlichen Sinne nennen darf, so besaß er doch eine gewisse Religiosität, eine Ehrfurcht vor dem göttlichen Geiste, der die Weltgeschichte macht, weil er Ehrfurcht hatte vor der Weltgeschichte selbst; Börne blasphemirt niemals, wie Heine thut, bei dem der Ernst immer halben Weges stehen bleibt, um sich mit dem Spaß ein kurzweiliges Vergnügen zu machen und mit ihm Purzelbäume im Sande, und in der Luft Spatzen und Spaßvögel mit den Knallerbsen des Witzes zu schießen. Heine kann seine Paar Loth Schmerz in ein Schnupftuch wickeln, in die Tasche stecken und in der anständigsten Gesellschaft herausziehen, denn der Schmerz ist bei ihm mit eau de Cologne begossen und verbreitet keinen unfashionabeln Seitengeruch. Börne mit seinem Schmerze von hundert Pfund Gewicht mußte sich schon mehr in seiner Stube abschließen und selbst in dem formenreichen und wandelbaren Paris blieb er unfügsam und einigermaßen cynisch. Seine Freunde waren nicht die Freunde Heine's, sein Glaube nicht der Glaube Heine's, sein Gott nicht der Gott Heine's. „Nach einem guten Frühstück sich auf das Sopha strecken," sagt Börne in seiner letzten Schrift, „einige auserlesene moralische Kapitel in Paul de Kock's Romanen lesen, dann einschlafen und träumen, Mittags mit fröhlichen Gesellen schmausen, Abends mit angenehmen Frauenzimmern verkehren und mit Banquiers und Wechsel-

agenten gegen die Republik losziehen, das wäre auch eine Luſt, hörte ich nicht auf die Stimme des beſſeren Genius.“ Und wer iſt der Menſch, der gut frühſtückt, auf dem Sopha dämmert, mit Paul de Kock's Moral ſich beſchäftigt, ſchläft, ſchmauſt, liebt, mit Banquiers und Wechſelagenten über die Republik loszieht und faſelt? Kein anderer als Heine, welcher ſich ein Vergnügen daraus macht zu behaupten, es ginge kein einſames Mädchen auf den Boulevards, deſſen Bekanntſchaft er nicht gemacht habe. „Wohl beſſere Männer als ich,“ ſagt Börne an einem andern Orte, „die früher für das Vaterland geredet, ſchweigen jetzt; das Vaterland hat ſie nicht auf immer verloren, oder es hat nichts an ihnen verloren. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht Alles thut, hat nichts gethan, wer nicht Alles hingiebt, hat Alles verweigert.“ Mit einem Manne von ſolchen Grundſätzen konnte Heine nicht auf die Dauer perſönlichen Umgang pflegen. Daher jene Trennung, daher jene Scene zwiſchen O. L. B. Wolff und Heine in Paris, welche Wolff in ſeinen Briefen aus Paris ausgeklatſcht hat, wo Heine ſagt: ich habe mit dieſem Menſchen (Börne) nie etwas gemein gehabt, ich will nie etwas mit ihm gemein haben, worauf Wolff den ſchlechten Witz macht — er nennt ihn ſelbſt ſchlecht —: das ginge auch gar nicht an, Heine könne nichts mit Börne gemein haben, denn Börne habe die Gemeinheit allein. Uebrigens blätterte der Improviſator Profeſſor Wolff mit ſeinem langfingrigen Gedächtniß in der modernen Bibel der Deutſchen, den Werken Göthe's, und fand den unſaubern Vers:

Hat doch der Wallfiſch ſeine Laus,
Muß ich auch meine haben.

Nutzanwendung: Börne ſei die Laus des Wallfiſches Heine u. ſ. w. Man erinnere ſich, was mehrere unſrer jüngern Schriftſteller, dieſe ſchnüffelnden Füchſe auf Reiſen, über Börne und Heine, deren Haushalt, deren Denken und Thun ꝛc. Widerſprechendes geklatſcht und zum Theil mit ſchamloſer Indiscretion auf dem Forum der Literatur ausgerufen haben. Wenn einmal ein Kehrbeſen im Stande wäre, dieſe Klatſchſchweſterliteratur auszufegen, ſo müßte es ein mächtiger, gewaltiger Beſen ſein, nicht aus gewöhnlichen Zuchtruthen gebunden, die man hinter den Spiegel ſtecken kann, ſondern aus Schwerter- und Flammenbündeln und Scorpionenſtacheln des Genie's und der unerſchrockenen Geſinnung!

In meinem Werkchen „Bücher und Menſchen" habe ich eine Parallele zwiſchen Börne's und Heine's Styl zu ziehen geſucht. Da ſteht der Börne'ſche Styl aufgerichtet da, ein gewappneter Mann, das Viſier aufgeſchlagen, die Lanze eingelegt, in kriegeriſcher Haltung, Bruſt gegen Bruſt, Stirn gegen Stirn, ſchäumend und knirſchend; ich bezeichnete ſeinen Styl als einen geharniſchten Krieger, welcher an der Pforte des ſittlichen Ernſtes und des Weltbürgerthums Schildwache ſteht, während ich Heine's Styl die weibliche Rückſeite des Börne'ſchen Styls nannte, eine anmuthige Hetäre, welche, nicht ohne Zötlein im Munde zu führen und Gemeinheiten und Frivolitäten mit Anſtand auszuſprechen, mit offenem Buſen verlockend umherſtreift. Heine's Styl hat immer oben auf eine Spitze, Börne's einen Kolben.

Le style cest l'homme! — Börne's und Heine's Styl ſind Börne und Heine ſelbſt.

So rigoriſtiſch der moraliſche Standpunkt iſt, von dem aus Pfizer Heine in der Cotta'ſchen Vierteljahrsſchrift beurtheilt hat, ſo kann man ihm in der Hauptſache doch nur Recht geben. Es liegt ein alles Heilige zerfreſſendes Element in der Witzkraft Heine's und man macht darum eine Anklage noch nicht grundlos, wenn man ſie ihrer Gründlichkeit wegen albern und pedantiſch ſchilt. Nun wohl, ich geſteh es offen, ich bin auch ſolch ein Pedant, ein ſo langweiliger Geſell, daß ich das fauniſche Vergnügen nicht begreife, womit man, als geſchähe dadurch der Menſchheit ein Heil, eine Stütze des religiöſen Glaubens nach der andern mit dem Grabſcheit der Skepſis zu untergraben und mit dem Hammer des Witzes den ſchönen ſymboliſchen Schmuck loszulöſen und zu zerbröckeln verſucht. Geſchähe es bei Heine nur noch mit Ernſt und Würde und im Intereſſe der Wiſſenſchaft — aber zu deutlich ſpielt jene fauniſche Luſt über das Profil ſeiner Darſtellung, wenn er ſo hinterrücks dem Chriſtenthum — man geſtatte mir hier den bezeichnendſten Ausdruck für die Tücke — einen Eſel gebohrt zu haben glaubt! wenn es ihm wieder einmal gelungen iſt, einen Gläubigen zu ärgern, einen Ungläubigen zu beluſtigen, und irgend einen Glaubensartikel, ein Glaubensſymbol lächerlich zu machen! Er wagt ſich an das Höchſte und Heiligſte, weil dazu das größte Maß von Unverſchämtheit erfordert wird, und Unverſchämtheit jetzt für Characterſtärke ausgelegt und um eines ſchnöden Witzes willen das freventlichſte Attentat in Schutz genommen wird. Was hat die leidende Menſch-

heit von eurem Witze, eurer Verſtandesſchärfe, wenn ihr alle Tröſtungen eine nach der andern anbohrt und tilgt? hat ſie einen Erſatz dafür im dieſſeitigen Leben? kann ſie ſchwelgen wie ihr an brechenden Tafeln, die moderne Zerriſſenheit wie ihr in den Hotels mit Champagner herunterſpühlen, auf weichem Canape wie ihr ſich dehnen und den Jammer des Unglaubens wie ihr träumeriſch verlullen und verdammeln? — Ich für mein Theil halte die religiöſe Andacht für ein der Menſchheit angebornes urſprüngliches Gefühl, und einen Zuſtand, in welchem dies Gefühl, wie das Licht in einem luftleeren oder einem mit giftigen Dünſten erfüllten Raum, erliſcht, für einen depravirten, abnormen und ungeſunden Zuſtand, nur möglich zu einer Zeit, die ſich auf dem Boden des nackten Verſtandes wohnliche Hütten bauen will, und doch nach jeder Schicht Verſtand auf eine Schicht Skepſis ſtößt, welche das Haus mit Schwämmen überzieht und zerſtört und überhaupt keinen Grund abgiebt, auf dem man bauen kann. Fahrt fort, den modernen ſkeptiſchen Verſtand (die wahre menſchliche Vernunft proteſtirt gegen ſeine Anmaßungen) als Herrſcher der Zeit auszurufen, aber jammert, jammert um dieſer Herrſchaft willen, welche jedes urſprüngliche Gefühl ausrottet und wie Herodes in Bethlehemitiſchen Kindermorden gegen den Heiland raſt. Ich ſage euch, mit all euren anrüchigen, verderbten, raffinirten, Alles bezweifelnden, Alles beſpöttelnden, Alles untergrabenden, jede Sympathie, jedes urſprüngliche Gefühl vernichtenden und verſpottenden und von aller religiöſen Empfindung losgelöſten Characteren erbauen wir keine geſunde Zeit, die Beſtand haben könnte! Schlimm genug, daß die Mehrheit der Nation in

keinem geſünderen Zuſtande ſich befindet als ihr und eben ſo wie ihr von Eitelkeit und Genußſucht angefüllt iſt! Daher jene Corruption, welche höchſtens den Deckmantel der Scheinheiligkeit um ſich ſchlägt, und, wie ihr in Frankreich ſeht, von den oberen Kreiſen ausgeht, um ſich vor allem Volke zu proſtituiren! Große Leiden und Schmerzen werden noch über uns kommen müſſen, um uns zu einem geſunden Zuſtande zurückzuführen und mit blutigem Finger auf den Himmel zu weiſen. — Wenn ich aber Heine's letzte proſaiſche Schriften leſe; ſo möchte ich nicht beten: Herr, erlöſe uns vom Uebel, ſondern erlöſe uns vom Witze, der unſer Uebel iſt in Ewigkeit: Amen!

Freilich iſt nichts an ſich böſe, aber Alles wird böſe durch die Art wie man es anwendet, durch den Mißbrauch, den man damit treibt, durch die Richtung, die man ihm giebt. Konnten wir uns nicht mit der ernſten Angelegenheit eines neuen politiſchen Syſtems begnügen? ſind nicht herrliche Ideen erweckt worden, für die zu ſchreiben und zu kämpfen Ehre und Luſt war? giebt es nicht eine hinlängliche Maſſe gemeiner und ſchlechter Geſinnung, um dahin zu wirken, daß eine allgemein geiſtige Schilderhebung dagegen ſtatt fände? und könnte dieſer Kampf, wie bei Börne, nicht auch bei uns Aufgabe eines Lebens, und Lebens und Sterbens würdig ſein? Warum, frage ich, zerſplittert ihr euch in ſo viele abſeits liegende Fragen, die zu ſo viel Mißverſtändniſſen und falſchen Deutungen Anlaß geben? warum untergrabt ihr das Weſen der Religion ſelbſt? die geltende Moral, die nicht von heute und geſtern iſt, jene Grundſätze der Ethik, die allein Staaten und Charactere groß und herr-

lich und die Männer mit Einſchluß der Weiber frei zu machen im Stande ſind? warum dieſes geſuchte feine Spiel mit dem Fleiſche und der Sinnlichkeit, was euch ſo viele Unbequemlichkeiten verurſacht hat? warum jene Abneigung gegen wiſſenſchaftliche Strenge, inſofern ſie nichts Freſſendes hat und einen Gegenſtand eurer eigenen Polemnik an- und untergräbt? Warum endlich das anklagende Geſchrei von Pedanterie, Langweiligkeit und Zeit-Ungemäßheit, wo ein ehrlicher Mann nichts gethan hatte, als nur nicht eurer Meinung zu ſein und ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Ernſt zur Aufgabe ſeines Lebens zu machen? — Seht zu, daß ihr euch in den Erfolgen nicht verechnet, wie ihr euch bereits in der Anwendung der Mittel verrechnet habt!

Nichts ſcheint mir verächtlicher als Mißbrauch mit ſeinem Talent, ſeinen geiſtigen Fähigkeiten treiben; man giebt dadurch von Hauſe aus die Stellung auf, der man zugewieſen iſt, den Einfluß, den man üben könnte und ſollte. Darum polemiſire ich gegen Raupach, nicht gegen ſein Talent, ſondern den jämmerlichen Wucher, den er damit treibt, und eben darum haſſ' ich Heine, weil er ſo reich an glänzendem Witz, ſogar an tiefen und zarten Gefühlen iſt und Witz und Gefühl ſo elend mißbraucht. Heine hatte wahrlich des beabſichtigten Aufſehens wegen nicht nöthig, ſich ſelbſt an dem Schandpfahle ſeiner Blasphemien auf dem eigens bereiteten Armenſünderbänkchen auszuſtellen! Er verurſachte dadurch auf dem Markte der Literatur nur einen Scandal, eine Emeute der Liederlichkeit, denn die wüſten Geſellen, welche in durchſchwärmter Nacht die Heiligenbilder zu verunreinigen und zu verſtümmeln und Anderer Eigen-

thum zu verderben! lieben, sammelten sich um ihn und betrachteten ihn als Muster und Märtyrer der Liederlichkeit. Man darf davon schon sprechen; Heine selbst trägt sie offen zur Schau, er hält sich nichts für unerlaubt, er gestattet sich Alles, im Schmutze sucht er sich mit den Schmutzigen zu verständigen, wie er es in einem seiner Lieder offen ausspricht, und wenn ihm die Dame seiner Neigungen unter den Linden begegnet, so ist ihre Stellung in der menschlichen Gesellschaft von der Art, daß er sie bitten muß, sie möge ihn nicht auf offener Straße grüßen, unter vier Augen werde sich das schon besser machen. Dieses Genre der Poesie ist offenbar die Poesie der Liederlichkeit und die göttliche Gabe der Dichtkunst ist wohl noch nie so gemißbraucht worden, als von Heine in diesen Liedern und andern Verszeilen gleich schnöden Inhalts. Aus solchen Elementen erzeugt sich der republikanische Ernst nicht; republikanischer Sinn ohne Sittenstrenge ist ein Unding; Heine trägt ihn zuweilen nur so zur Schau, und wenn man ihn unter die Spartaner sich versetzt dächte und von ihm verlangte, er solle statt ein Diner bei Véry eine spartanische Blutsuppe zu sich nehmen, so hätten wir an ihm dieses grausamen Verlangens wegen einen Revolutionär gegen die Republik überhaupt; es muß sich gut und bis in die Nacht hineinleben lassen, wo Heine seine Freiheitsideen courbettiren läßt. Das System des Wohl- und Liederlichlebens, das eine „freie Nacht" Machen, wie es die Engländer nennen, ist aber gegenwärtig ziemlich ausgebildet und es darf gar nicht wundern, wenn selbst die ordinärsten und liederlichsten Verse und Gedanken Heine's ihr Publikum fanden. Heine hat einen bedeuten-

den Einfluß auf die Jugend geübt, besonders auf ihre Reimfertigkeit und die Neigung, ihre Katzenjammerstunden zu verherrlichen und diese rhythmischen Verklärungen ihrer Liederlichkeit in alle Welt gedruckt ausgehen zu lassen.

Und doch sind unter Heine's Liedern so tief gemüthliche, zart gefühlte, schmerzlich bewegte, unheimlich oder lieblich pittoreske, ahnungsvoll zauberische, wie Blüthenduft hauchende, wie Silberglöcklein klingende, wie Geschwätz der Liebe flüsternde und wie Lächeln der Huld entzückende, daß man wohl sagen kann, sie werden so lange leben, als das deutsche Gemüth noch empfindet und das deutsche Lied gelesen, gefühlt und gesungen wird. So ringt in ihm die moderne Verderbtheit mit der ursprünglichen poetischen Unbescholtenheit! Wie gern flüchtet er aus seiner eigenen zerrissenen Welt und der Welt um ihn her in das Reich des Mährchens, der Feen, Gnomen, Elfen und Alräunchen und baut sich unter phantastischen Pflanzengehängen sein Nest, sanftmüthig wie eine Turteltaube, girrend und schmachtend und liebeflötend. Auch seine prosaischen Schriften sind reich an zarten, poetischen Stellen und mit glänzendem Witz und farbiger Phantasie ausgestatteten Partieen. Daß Heine, in so schneidenden aufreibenden Gegensätzen befangen, glücklich sein könne, ist nicht wohl anzunehmen. Er ist zu bedauern. Was er jetzt auch schreiben mag, man will immer Heine sehen, den pikanten, witzigen, phantastischen, leichtfertigen, frivolen, boshaften und unverschämten Heine, nicht ein Stück, einen Bruchtheil von ihm, sondern den ganzen Heine, wie er leibt und lebt. So unverschämt oft Heine ist, in dem was er giebt, so unverschämt ist das Publikum in dem, was

es von ihm verlangt. Das Publikum ist in solchen Dingen ein Ungeheuer und, um es gerade heraus zu sagen, eine wilde Bestie. Es verlangt seine Opfer. Mag sich ein witziger Schriftsteller auch in krampfhaften Todeszuckungen winden, wenn er nur seinen Spaß zu Tage fördert; er giebt ja nur ein Schauspiel, wie Bajazzo, der in der trübseligsten Stimmung von der Welt seine Künste produziren und lustige Grimassen schneiden muß — wie ein sterbender Fechter, ein verendender Stier. So, denke ich, finde ich Heine in seinen letzten Arbeiten. Selbst seine Manier zu dichten hat sich ausgelebt; seine Lieder letzter Periode haben die Frische nicht mehr, durch welche seine Gedichte früherer Perioden sich auszeichneten; es ist nur noch Heine's Schemen, der darin umgeht und seine alten Beschäftigungen, wie auch die Griechen ihren Orkusbewohnern andichteten, schattenhaft fortsetzt. Seine letzte Arbeit findet sich in Lewald's Theaterrevue. Man wittert darin eine gewisse Unlust am Schreiben und an der eigenen Manier, aber diese Manier ist so trefflich festgehalten, daß die Unlust vor den Augen der Menge ziemlich verdeckt ist. Und so findet man auch hier eine bunte Musterkarte: treffende Wahrheiten und pikante Unwahrheiten, fulminante Blitzschläge des Witzes, poetische und politische Abschweifungen, die vom Hundertsten ins Tausendste führen, und es zu keiner organischen Fortentwickelung und getreuen Darstellung der Sachlage kommen lassen, directe Beleidigungen und indirecte Anzüglichkeiten, blutiger oder barocker Ernst und auflachender Hohn, der an Blasphemie und Frivolität grenzt; es ist ein Chaos von wohl und übel duftenden Blumen, von süßen und sauern Früchten, ein ord-

nungsloſes Frucht- und Blumengehänge, unter deren Blätterwulſten feinzüngige Schlänglein lauern und ihr Gift ausſpritzen, daß die umliegenden Blätter und Blüthen welk und gelb werden, während ſchillernde und buntfarbige Tag- und Nachtfalter der Poeſie mit glänzenden Flügeldecken und lang vorgeſtreckten Saugrüſſeln an der Blumenfülle hin und wieder naſchen, und verliebte Brillantkäfer ſinniger Träumerei eine grüngoldige Verklärung und ſchimmernde Funken darüber hinſtreuen.

Man bemerke wohl, daß Rahel, Börne und Heine, die auf die gegenwärtige Geſtaltung der Literatur einen ſo großen Einfluß geübt haben, nicht chriſtlicher Geburt waren. Das Kapitel, auf welches ich hier zu ſprechen komme, iſt von äußerſt delikater Beſchaffenheit. Glücklicherweiſe iſt der Rahmen meiner Darſtellung nicht ſo umfaſſend angelegt, daß ich meine Gedanken über unſere jüdiſchen Schriftſteller, über den Character der Juden überhaupt, wie über ihre Emancipation vollſtändig entwickeln könnte, was den Raum eines Buches in Anſpruch nehmen würde; dann könnte ich aber leicht in Gefahr gerathen, bei der jetzt beſtehenden Verwirrung der Begriffe, von der einen Seite in die Kategorie derjenigen geworfen zu werden, welche wie Menzel überall einen Juden und in jedem jüdiſchen Schriftſteller einen literariſchen Shylock wittern, der nach Chriſtenfleiſch lüſtern iſt, oder in die Kategorie derjenigen, welche zu Gunſten der Juden ihr chriſtliches Fleiſch ſelbſt beſchneiden, in die Reihe ihrer Freiwilligen treten und für ihre Gleichſtellung mit den Chriſten unbedingt das kritiſche Schwert ziehen.

So viel iſt klar und darin hat Menzel Recht, daß ſich

mehr als der Literatur zuträglich war jüdiſche Elemente in ihr feſtgeſetzt haben, und daß ihnen durch den ſkeptiſchen Geiſt chriſtlicher Denker und Schriftſteller ein allzugroßer Vorſchub geſchehen iſt. Die chriſtliche Skepſis vereinigte ſich mit der jüdiſchen; inwiefern aber dieſe ein Recht dazu hatte, ſtatt gegen die Orthodoxie des Judenthums ſelbſt ſich zu wenden, den Kreuzesſtamm der chriſtlichen Religion umzuwühlen und das Ecce homo nur in ſpöttiſchem ſarcaſtiſchen Sinne dem gekreuzigten Heilande in das göttliche ſchmerzenreiche Antlitz zu rufen, bleibt mir zweifelhaft. Man ſagt, es ſei ein Werk der Shylock-Rache, Rache für die Verfolgungen, welche die Juden im Mittelalter erduldet haben (aber, wie man weiß, auch die chriſtlichen Ketzer, wie die Albigenſer, im gleichen Maße), Rache für die Unbilde, welche ihnen noch jetzt geſchehen, Rache für die Grauſamkeit der Chriſten, die ihnen ihren Platz im äußerſten Winkel der Menſchheit anweiſt. Mit dieſer Rechtfertigung privilegirt und ſteigert man nur das Unweſen. Ein rechtlicher Sinn begehrt, fordert, übt nur ſein Recht, nicht ſeine Rache. Ihr Recht mögen die Juden fordern, man wird es ihnen auch in Deutſchland nicht auf die Dauer verweigern, die Ausübung ihrer Rache kreuzt ihr Recht, verrückt den Standpunkt und verwirrt die Gemüther, die Emancipationsfrage ſelbſt, welche zu ihrer Löſung der vollkommenen Klarheit zwiſchen Chriſt und Jude bedarf.

Die Emancipationsfragen ſpielen in unſerer nach der möglichſten Ausgleichung der Gegenſätze begierigen Zeit eine bedeutende und vieldeutige Rolle. Die weltbürgerliche Geſinnung erringt den Durchbruch, ebnet und hobelt zur Her-

zensgenüge; die characteriſtiſchen Spitzen und Höcker werden getilgt, der europäiſche Boden wird blank gefegt und gebohnt, man könnte ſich faſt darin ſpiegeln, um ſein eigenes characterloſes und nivellirtes Geſicht im friedlichſten Abbild darin wahrzunehmen. Das Reich der Leibeigenſchaft hört auf, das der Herzenseigenſchaften ſoll beginnen; die Ablöſung der Bauern ſchreitet vor, die Frohndienſte nehmen ihr Ende; jenſeits des Oceans ſpricht und raiſonnirt man für und gegen die Emancipation der Negerſclaven; dieſſeits für und gegen die Emancipation der Irländer und der Juden. Was hilft es den Irländern, daß Wellington, was den Juden, daß Rothſchild ihr Landsmann iſt? Dieſe Größen hoben ſich nur hervor, um ihr Volk da zu laſſen, wo es war. Noch giebt es Schmutz in den Hütten der Irländer am Shannon, wie in den Häuſern der Juden an der Moldau und Weichſel. Noch glaubt der gemeine Irländer an Spuk- und Teufelszeug, und der gemeine Jude an ſein geliebtes Koſcher und die gefährliche Wirkſamkeit des Treffo.

Aber das Judenthum iſt unter den gebildeten Juden in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gekommen, wie das Chriſtenthum unter den gebildeten Chriſten. Uns Chriſten könnte es nur von Vortheil ſein, wenn die jüdiſche Skepſis, welche der Gegenſtand einer trefflichen Novelle von Gutzkow geworden iſt, ſich gegen das Judenthum ſelbſt wenden wollte, wo es noch viel zu thun, zu ſäubern und aufzuräumen giebt. Was miſcht ihr euch in unſere inneren religiöſen Angelegenheiten? Kümmern wir uns um eure oft ſo lächerlichen kleinlichen Vorſchriften des Cermonialgeſetzes und euren alles phantaſtiſchen Schwunges und aller Kunſtſymbole entbeh-

renden Gottesdienst? Sucht zuvörderst eure Religionsgenossen aufzuklären, sucht sie aus der Sklaverei ihres Rabbinismus und Talmudismus zu befreien, handelt für euer eigenes Volk, es hat der lächerlichen Seiten eine große Zahl, an denen ihr euren fressenden Witz üben könnt, dann kommt und klärt uns auf, fordert von uns die Emancipation eurer Glaubensgenossen, sagt: „dahin haben wir sie gebracht, daß sie eurer würdig sind, wir haben ihre Ehrlichkeit befördert, indem wir den Schachergeist in ihnen ertödteten und sie der an Scholle und Haus gebundenen Gewerbsthätigkeit zugänglicher machten, wir haben ihre moralischen Ueberzeugungen mit den eurigen ausgeglichen, wir haben sie daran gewöhnt, daß sie euch jetzt für koscher halten und würdig sind, außer der äußeren Form der Gottesverehrung, Alles, selbst die Speisen mit euch gemein zu haben."

Jetzt spottet ihr mit Unrecht über die christlichen Religionslehrer, die nach eurer Meinung das Volk unter dem Joche des religiösen Aberglaubens halten; ihr habt an euren Rabbinen viel ärgere Despoten. Vielleicht habt ihr nur den Muth nicht, gegen die Gebrechen eurer religiösen Satzungen aufzutreten, ihr wollt keine jüdischen Ketzer und Sectirer genannt werden, ihr wollt es weltlicher Vortheile wegen mit euren Glaubensgenossen nicht verderben, aber ihr wollt euch von eurer Skepsis befreien und euren schneidenden Witz üben, darum wendet ihr ihn gegen die heiligsten Satzungen der christlichen Religion, und ihr habt als Lohn davon die freudige Zustimmung eurer Glaubensgenossen und aller jener Christenjünglinge, denen so wie euch aller religiöser Grund und Boden unter den Füßen von der Schaufel der Skepsis wegge-

nommen iſt, die aber das ſchöne blaßrothe Band der Schöngeiſterei und die nackte, troſt- und poeſieloſe Religion des modernen Bewußtſeins mit euch gemein haben. Man kann unter eurer Jugend ſo gut wie unter der chriſtlichen Jugend Knaben von unreifſter Körperlichkeit finden, die bereits mit ſich abgeſchloſſen haben, mit ihren Principien und Meinungen fertig und mit aller Welt und ihren Erſcheinungen im Reinen ſind. Das ſind die Kinder, die Produkte der modernen Civiliſation, die nie eine Kindlichkeit, nie einen Glauben, nie ein naturfriſches Gefühl gehabt, Beſcheidenheit, Schaam und Demuth nie gekannt haben und deren Gedächtniß ihnen im Alter nicht ein poetiſches Jugendbild vorführt, die mit Verdruß gezeugt und erzogen ſind, überall, wo ſie ſich nicht ſelbſtſtändig hervordrängen können, mit Verdruß dahin vegetiren und mit Verdruß dieſe Welt der ſchaalen Ueberbildung verlaſſen, ohne Liebe, ohne Troſt, ohne Reue, ohne Glauben, ohne Hoffnung!

Ein engliſcher, vorurtheilsfreier Jude, d'Israeli, hat den Muth gehabt, in einer freimüthigen Schrift, die unter dem Titel „Geiſt des Judenthums" auch in deutſcher Ueberſetzung curſirt, die Starrheit der Juden und ihr eiſernes Geſetz zu bekämpfen. Er verkennt die Seegnungen nicht, welche den Juden aus der politiſchen Emancipation kommen müſſen, aber er begehrt zuerſt von ihnen ſelbſt, daß ſie ſich emancipiren von ihren Vorurtheilen und das Joch des Rabbinismus und Talmudismus abwerfen, daß man die moſaiſche Jugend als ein junges Europa, nicht als ein junges Paläſtina erziehen ſoll, daß alſo die Emancipation von den Juden ſelbſt ausgehen ſolle als eine weſentlich mo-

ralische, als ein auf den vom alten Formel- und Ceremonienwust frei werdenden Geist sich gründende Emancipation. Denn der Talmud ist nicht mosaisches Urgesetz, sondern traditionelle Zuthat, und im alten Gesetz Vieles enthalten, was für die ehemaligen Zustände und Umgebungen getaugt hat, nicht aber für die jetzigen. Es hat sich Alles um die jüdische Gemeinde her geändert, warum, kann man fragen, will sie selbst sich nicht ändern und, da die Umgebungen ihr sich nicht anpassen wollen, sich selbst ihnen nicht anpassen?

Wo aber eine Emancipation eintreten soll, muß eine Verständigung zwischen beiden contrahirenden Theilen bereits eingetreten sein, und wo eine Verständigung statt finden soll, muß man zu einander Vertrauen haben. Die Christen müssen den Juden mehr und mehr bürgerliche Functionen einräumen, welche auf ein moralisches Zutrauen begründet sind, und die Juden möglichst Alles vermeiden, was ihre Moral in einem zweideutigen Lichte erscheinen lassen könnte; sie müssen sich nicht aufdringen wollen; sie müssen nicht bloß selbst ernten, sondern für ihre Nachkommen säen wollen, nicht pecuniären, sondern moralischen, bürgerlichen Vortheil, sie müssen die Eigenschaften, die man ihnen im Allgemeinen, besonders ihrer Jugend vorzuwerfen pflegt, zu beseitigen suchen: ihre Anmaßlichkeit, ihre Zudringlichkeit, ihre geschwätzige Vorschnelligkeit, ihren Hang, den ernstesten Lebensverhältnissen überall die Gewinnseite abzusehen und Alles, die Freundschaft, das innigste Verhältniß selbst nutzbar zu machen, ihre unverläßliche Unstätigkeit, ihre Zwischenträgerei und Vermittelungssucht, ihre witzelnde Weise, Alles leicht zu nehmen, was bei den ernsthafteren Christen bisher

für heilig, untrüglich und ehrenhaft gegolten hat ꝛc. Ich spreche hier jedoch nicht von den Rabbinen und allen jenen ernsten und würdigen orientalischen Gestalten des Judenthums, sondern von den durch moderne Bildung modificirten Juden. Die beantragte Emancipation wird sich aber nur bis dahin erstrecken können, wo das jüdische Gesetz, die jüdische Erziehung nicht offenbar mit christlichen Institutionen in Conflicte kommt. Wir werden eben so wenig ein im Judenthum erzogenes und verharrendes Individuum an der christlichen Staats- und Rechtsverwaltung Theil nehmen lassen dürfen, als einen Anhänger des Islam.

Von der Emancipation der Juden spricht man, aber noch ist Keiner auf die Emancipation der Judentöchter bedacht gewesen. Wahrscheinlich nimmt man an, daß diese durch die liebenswürdigen Eigenschaften ihres Volksstammes, die ihnen ohne die Fehler und trüben Beimischungen desselben zugefallen sind, sich hinlänglich emancipirt haben. Im Weibe erlischt das Nationelle, das abgeschlossen Einseitige, das gesetzmäßig construirt Staatliche; aber das allgemein Menschliche oder vielmehr allgemein Weibliche drängt sich hervor und macht die Frauen zu einer großen, ihrem Grundcharacter nach einigen Schwester- und Basenschaft, die sich nur nach Maßgabe des größeren oder geringeren intensiven Feuers nüancirt. — Die liebenswürdigeren Eigenschaften des jüdischen Volksstammes lernt man besonders innerhalb ihres Familienlebens kennen; man findet dort noch die alte orientalische Gastfreundschaft, geschwätzige Munterkeit, Offenheit, Anschmiegsamkeit und geistige, an Kunst- und Literaturleben und allgemeineren Interessen Theil nehmende Regsamkeit,

vor allem ein ungezwungenes, von aller modernen ceremoniellen Steifheit (gewiſſe zu hoch avancirte und aus Eitelkeit die Cermonienſucht der Chriſten nachahmende Familien möchten wohl auszunehmen ſein) befreites zutrauliches Weſen, was man unter Chriſten nicht ſo leicht wiederfindet. Es iſt die wie ein National-Heiligthum aufbewahrte morgenländiſch ſüdliche Stammesnatur, die innerhalb des jüdiſchen Familienlebens ihr Geſicht frei, ungeſchminkt und unverfälſcht herauskehrt.

Man hat viel von dem Unrecht geſprochen, welches das Mittelalter an den Juden begangen hat; aber das Mittelalter, das nicht bloß an den Juden ſeine maliziöſe sancta simplicitas ausließ, hatte in ſeiner grauſamen Einfalt gegen Alles Recht, was Nichtchriſt, oder mehr als das — Ketzer war. Das Mittelalter iſt dafür unzurechnungsfähig, aber unſere geprieſene humane Zeit würde große Schuld auf ſich laden, wenn es die Reſultate jener Behandlung nicht zu beſeitigen ſtrebte. Wie die Griechen ſind die Juden durch fortdauernden Druck kriecheriſch und heuchleriſch geworden und, da ſie keine Gleichſtellung errungen haben, darauf hingewieſen, ſich durch Uebervortheilung Erſatz zu verſchaffen. Man weiß, wie es ihnen gelungen iſt, und wie das Schickſal ganzer Reiche in ihrer Hand liegt, wenn oder ob dieſe Hand eine Anleihe mit einem Namenszuge gewähren will oder ſich deſſen weigert. Die Weltgeſchichte hat ſich ſo in Anleihen verſtrickt und bei den jüdiſchen Banquiers in Schulden gebracht, daß ſie, ein Bankruttirergeſicht ſchneidend, faſt auf dem Punkte ſteht, ſich von den Banquiers ſequeſtriren zu laſſen. Daß der König der Banquiers und König der

Könige, Rothschild, gerade ein deutscher Jude war, erscheint um so natürlicher, da gerade die deutschen Christen am ungeeignetsten sind, mit den speculativen Juden zu concurriren.

Keinen gefährlicheren Feind kann sich die menschliche Gesellschaft erziehen, als eine Corporation, die sie selbst von sich ausstößt und wie reißende Thiere auf einen engen Raum des bürgerlichen Lebens, in Judenviertel und Judengassen, absperrt, als ob ihre Atmosphäre die der Pest, der Sünde und Ansteckung sei. So haben die Franken, die auch in Konstantinopel auf ihr Viertel verwiesen waren und als ungläubige Hunde mit Füßen gestoßen wurden, sich tückisch gerächt, indem sie den Osmanen das unruhige, fieberhafte Blut der Civilisation einflößten, sie mit ihrer an der Zweckmäßigkeit dessen, was besteht, fortdauernd nagenden Skepsis aus der Giftphiole der modernen Begriffe anfüllten und den religiösen Boden, worauf das osmanische Gewächs üppig geblüht hatte, allmälig durch allerlei europäisch fremdartige, griechisch christliche, fränkisch christliche, jüdisch speculative und christlich diplomatische Ingredienzen verderbt haben. So rächte sich auch das Judenthum durch seine Skepsis am Christenthume, auf dessen edelste Theile diese Skepsis allmälig sich geworfen und die sie gichtisch gemacht oder gar in einen ei-ternden tuberkulösen Zustand versetzt hat. —

Raschheit und Schärfe der Auffassung, die schon im Nationalcharacter der Juden begründet liegen, sind unter den Juden durch ihr eigenthümlich gedrücktes Verhältniß zu den Christen bis aufs äußerste gesteigert worden. Dieser Nationalanlage und

dieſem Drucke verdanken die Juden zugleich ihren ſchneidenden Witz. Während andere Völker unter ähnlichen Verhältniſſen mürriſch, finſter, ſelbſt ſtumpfſinnig geworden ſind, verhalf das leichtflüſſige orientaliſche Blut den Juden zu jener Nationalleidenſchaft des Witzes, welcher, häufig im Gewande der Einfalt und Ehrlichkeit, überall ſeinen Schnitt zu machen und die Juden über die Incommoditäten ihrer gedrückten Lage als leichtfertiger aber ſtarkſchultriger Geſell hinwegzuhelfen weiß. Der Witz baſirt ſich nicht immer auf Ehrlichkeit und Redlichkeit, und wenn auch die Juden der alten Geſchichte eher Alles, Schwung der Phantaſie, prophetiſchen Ernſt und poetiſche Erhabenheit, als Witz in ihren pſalmodiſtiſchen und prophetiſchen Büchern offenbaren, ſo tritt an vielen Punkten jene Unredlichkeit und Hinterliſt in ihrem Character deutlich hervor, welche nur durch ſophiſtiſche Auslegung für die durchweg präſumirte Heiligkeit des alten Teſtaments und zum Gebrauche der Jugend gerettet werden können.

Die Juden haben ihre ſehr ernſthaften, gewiſſenhaften und tiefſinnigen Philoſophen und Rabbinen gehabt, es ſind aus ihnen ſogar ſehr ernſthafte, gewiſſenhafte und tiefſinnige chriſtliche Theologen (wie Neander) hervorgegangen; aber die gegenwärtige Schöngeiſterei und Halbbildung begünſtigt das Hervortreten des Witzes ganz beſonders, und wie ſich die ſchöne Literatur gegenwärtig geſtaltet hat, iſt ſie den leichteren Elementen und Thätigkeiten des Verſtandes ungemein zugänglich geworden. Die polemiſche, krittelnde, boshafte und ſcheelſüchtige Richtung, in deren Furchen die glitzernde aber tückiſche Viper unſerer Literatur jetzt ſich fortbewegt,

ſagte den jüdiſchen Schöngeiſtern ganz beſonders zu, und da ſie im Ganzen, halb außerhalb der deutſchen Nation und wenigſtens von Geburt ganz außerhalb dem Chriſtenthum ſtehend, weniger zu berückſichtigen hatten und für ihre keckſten Behauptungen der Entſchuldigungsgrund geltend gemacht werden konnte, ſie ſeien den ſtaatlichen Verhältniſſen der deutſchen Nation und dem Chriſtenthume zu nichts verbunden, ſo traten ſie überaus dreiſt und ſicher auf; ihre Eitelkeit vermochte ſie, und ihr geiſtreicher Witz unterſtützte ſie darin, ſich überall mit ihrem Ich hervorzudrängen, und indem ſie die Umſtände glücklich zu benutzen wußten, entwickelten ſie auf der ganzen Schlachtlinie der Literatur eine ungemeine Thätigkeit, und verſtanden es, auf ihre hervorſtechenden Gaben auf's glücklichſte zu ſpeculiren. Der Handelsgeiſt, welcher ſich der Literatur bemächtigte und von dem ich bereits im erſten Buche geſprochen habe, wurde von unſern jüdiſchen Schriftſtellern ganz beſonders gefördert. Hierzu kam die Richtung der hegelſchen Philoſophie, deren Reſultate den chriſtlichen Cultus als ſolchen offenbar bedrohen, und die vielen politiſchen und Emancipationsfragen, unter denen ihre eigene Emancipation eine ſo gewichtige Rolle ſpielt — der Stern der Literatur ſtand offenbar ungemein günſtig für unſere jüdiſchen Schriftſteller! Es bildete ſich in der That eine Art Bruderorden, gemiſcht aus jenen jüdiſchen und chriſtlichen Jünglingen, welche das Hiſtoriſche ihrer Geburt und Erziehung wegleugneten und in keinerlei Art Religion wurzelten, als in der Religion des reinen Begriffs. Andere Verbündete erweckte ihnen der allgemeine Hang zur politiſchen Debatte und Polemik. Man bemächtigte ſich der

Zeitorgane. Den Namen Meyerbeer, Bendemann, Heine, wurden die Namen Maria Weber, Mozart, Cornelius, Schiller ꝛc. geopfert. Man ſchlachtete die ſtattlichen Opferſtiere unſerer früheren Kunſt- und Literaturperiode dem neuen Göttergeſchlecht, welches den Olymp der deutſchen Kunſt und Literatur fortan in Beſitz nehmen ſollte.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die jüdiſche Skepſis viele Schwachheiten, Thorheiten und nationale Vorurtheile entdeckt und zu ihrer Beſeitigung mitgewirkt hat, und daß beſonders diejenigen, welche, wie Börne, aus einem ernſten und würdigen Hintergrunde hervortretende Figuren ſind, ihren Namen und ihre Wirkung über die Gegenwart hinaus verlängern werden. Aber nicht nur, daß die Literatur, beſonders die Kritik und, indem die philoſophiſche Speculation belletriſtiſirt wurde, auch die Spekulation eine ſehr leichtfertige Geſtalt annahm, daß alle Pietät erloſch, daß Witz der Baal wurde, dem man das Heiligſte ſelbſt ſchlachtete und zu Füßen legte, daß die jüdiſche oft hämiſche Geſchwätzigkeit keine Discretion kannte und die Dauer jedes noch ſo innigen Verhältniſſes gefährdete, ſo haben uns unſere jüdiſchen Schriftſteller, wenn wir vielleicht Michelbeer ausnehmen wollen, keine größere poetiſche Compoſition geliefert, welche man als eine wirkliche Produkzion bezeichnen könnte. Die ihnen eigene Haſt und Unruhe ſcheint ihnen ein gründliches, im Zuſammenhange fortſchreitendes Produziren zu verbieten.

Die Lage der literariſchen Dinge hat ſich indeß geändert. Man hat in jüngſter Zeit bewieſen, daß Bende-

mann nicht der größte Maler der Gegenwart ſei und daß Meyerbeer keineswegs an Erfindung, Originalität und Geſchmacksreinheit ſich mit unſern Heroen in der Muſik meſſen könne, man iſt der Proſtitution müde geworden, welche Heine mit ſeinem Ich und den philoſophiſchen Fragmenten, die er ſich aus hegelſchen Collegienheften und dem Chriſtenthume zuſammengebröckelt, getrieben hat; man iſt endlich müde geworden jener indiscreten, Alles verdächtigenden Journaliſtik, welche nur die Partiſane des eigenen Meinens und Glaubens in ihrer Lebens- und Lobesaſſekuranzanſtalt zu verſichern gewohnt iſt. Man wird fortan beſcheidener ſein und, ſo viel möglich, ſich der Produkzion ausſchließlicher widmen, die Kritik aber in einem minder auflöſenden Sinne und mehr im geordneten Zuſammenhange betreiben müſſen. Die edleren und ehrlicheren Juden — man weiß, daß ein wirklich ehrlicher Jude in der Regel die Ehrlichkeit im ſtrengſten Sinne repräſentirt, und man hat deren genug — haben mit banger Beſorgniß und mit Mißbilligung dem Treiben vieler ihrer literariſchen Landsleute zugeſehen. Man betrachtete ſie vom ſtreng jüdiſchen Standpunkte als Leute, die weder Fiſch noch Fleiſch, weder Jude noch Chriſt waren, als Leute, die ſich nicht ſelten ihres Judenthums ſchämten und ihre große geiſtige Kraft nicht den Bedürfniſſen und der Aufklärung ihrer Nation widmeten, ſondern ſie ihrer eigenen Eitelkeit wuchern ließen.

Dieſen Vorläufern der Literatur von 1830 muß Wolfgang Menzel durch ſein Aperçu über die deutſche Literatur offenbar angereiht werden; ich verſpare mir jedoch ſeine Characteriſtik auf die Darſtellung dieſer jüngſten Literatur-

erſcheinungen, in die er zuerſt befördernd, reizend, aufſtachelnd, endlich in umgekehrter Ordnung hemmend, demüthigend, einſchläfernd eingriff, nicht ohne zu Staatsſchritten gegen dieſe Literatur Anlaß gegeben und im Bunde mit der evangeliſchen Kirchenzeitung dazu aufgefordert und genöthigt zu haben.

Neuntes Buch.

Wir ſtehen jetzt auf dem unſichern unterminirten Zeit- und Literaturboden, welchen der Geſchichtsvulkan durch ſeine Eruption im Jahre 1830 aufgeſchüttet hatte. Die kleinen und großen Erſchütterungen in der Nähe und Ferne rührten alle von dem Pariſer Krater her, der ſich, wie ſo Vieles in der Weltgeſchichte, faſt ohne Uebergang geöffnet hatte. Die Symptome des Ausbruchs fielen mit dieſem ſelbſt zuſammen. War aber der Ausbruch von 1789 und den folgenden Jahren von praktiſcheren Folgen begleitet und im Allgemeinen zerſtörender und nachhaltiger, ſo offenbarte ſich jetzt deutlich die theoretiſche Sucht der modernen Menſchheit; man führte die Revolution auf Principien zurück, auf jene doctrinären Grundſätze, womit man den dreitägigen und dreiköpfigen Höllenhund an die Kette zu legen meinte. Das juste milieu ſchob ſich zwiſchen das Ereigniß und ſeine Folgen wie ein Hemmſchuh, eignete ſich jenes zu und machte ſich zum Herren von dieſen. Mit dem Frieden es halten und mit dem Kriege es nicht verderben, wurde Grundſatz. Die induſtriellen und rein materiellen Intereſſen brachen ſich zur Herrſchaft Bahn. Die Geſchichte wurde Mittelgut und ge-

wann ein rein bürgerliches Aussehen. Die untere Klasse war wenig gebessert, aber der Stolz der Adelskaste wurde gedemüthigt. Der gallische Hahn, der so laut gekräht, zeigte sich eben so blutscheu, als die bourbonischen Lilien. Man zankte sich in der Deputirtenkammer um den Grundsatz der Volkssouveränetät, während der kluge diplomatische Herrscher vermittelst eines beschränkten Wahlrechts, welches zu einer wirklichen Volksrepräsentation es nicht kommen läßt, und der dadurch erlangten Majorität in den Kammern die Administration nach und nach in seine Hände brachte und endlich Selbstherrscher im eigentlichsten Sinne geworden ist. Der Opposition wurde wie dem Vogel- und Grillenfänger Papageno in der Zauberflöte ein Mundschloß vorgelegt. Seitdem haben sich Ereignisse zugetragen, worüber die legitime Linie der Bourbonen in einen kriegerischen Zorneifer ausgebrochen wäre: Louis Philipp fand sie seinem mehr protestantischen Bewußtsein sehr entsprechend. Constitutionelle Staaten sind überhaupt dem Kriege nicht geneigt, am wenigsten, wenn sie an der Leimruthe der rechten Mitte kleben, die etwas vom Indifferentismus hat und sich gern in der diplomatischen Schwebe hält; denn die Existenz des juste milieu verträgt sich mit einem entschiedenen Schritte nicht; mittlere, sonst ehrenwerthe, redliche und das Beste wollende Charactere, wie sie z. B. in England am Ruder sitzen, scheuen ernsthafte Conflicte, denen sie nicht glauben gewachsen zu sein. Daher die Herrschaft der Diplomatie, deren Berechnungen und Calcul ihren Liebhabern eine angenehme Unterhaltung gewähren. Mit der Herrschaft der Ultratorys, in denen der Begriff des Old England, oder mit der Herr-

ſchaft der Ultraradikalen, in denen der Begriff eines neu zu etablirenden Englands mächtig iſt, würden wir einen entſchiedenern Zuſtand in Europa haben. Was gedämpfter Torysmus und gedämpfter Whigismus iſt, geht nur in einzelnen auf die innere Politik bezüglichen Fragen ein wenig auseinander, ſonſt halten beide auf den status quo und wiſſen einander geſchickt auszuweichen oder nachzugeben. Doch hat Großbritannien ſeinen unvergleichlichen, ſarkaſtiſchen, beredten und immer ſchlagfertigen Brougham und ſeinen O'Connell, die Einzigen wie mir däucht, welche eben als entſchiedene Charactere in der gegenwärtigen politiſchen Welt noch eines beſonderen Aufhebens werth ſind. Auch in den conſtitutionellen Staaten Deutſchland's giebt es manche redneriſche und politiſche Tüchtigkeiten, aber ihr Wirkungskreis iſt beſchränkt, der Hintergrund meiſt zu einfärbig, als daß ſie ſich in ſelbſtſtändiger und unmittelbarer Wirkung davon abheben könnten.

Das Wespenneſt der politiſchen Ereigniſſe in unſerm Vaterlande nur mit der Nadelſpitze meines Glaubens und Meinens zu berühren, halte ich für eine undankbare Aufgabe, die ſich durch alles Andere eher als durch Honig belohnt machen würde. Ich habe genug an den literariſchen Horniſſen und Feldbienen, die ich gegen mich aufzureizen im Begriffe ſtehe und gerüſtet bin.

War man der richtung- und inhaltloſen ſchönen Literatur, wie ſie ſich im Allgemeinen, mit wenigen Ausnahmen, in den zwanziger Jahren geſtaltet hatte, herzlich müde, ſo ſchlug dieſe ſelbſtgenügſame, gemüthliche, gutherzige und durch geſellſchaftliche Mahlzeiten gewürzte Literatur jetzt in

ihr völliges Gegentheil um. Die Produkzion wurde verbannt, die Kritik übermächtig, und dieſe Kritik fing an ſich nicht mit den Büchern an ſich zu beſchäftigen, ſondern mit der darin ausgeſprochenen Geſinnung. Man fragte zuerſt nach dem politiſchen Glauben des Verfaſſers und nach dem Einfluß, welchen ſein Produkt auf das politiſche Leben der Deutſchen haben könne. Man wollte der Zeit ihr Recht angedeihen laſſen und that darüber dem Individuum vielfach Unrecht. Der Kunſtwerth verlor ſeine Geltung; man ſchätzte ein Buch nach ſeinem Tendenzenwerthe ab. Die Kritik verwandelte ſich in einen Glaubenskrieg, der mit all ſeinen Schrecken auftrat und die Schwächen der Schriftſteller nicht mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe bedeckte, ſondern in den brandgelben Sanbenito hüllte, um ſie dem Holzſtoße zu überliefern.

Dieſe Richtung in der Literatur hing mit der allgemeiner gewordenen Theilnahme an politiſchen Intereſſen genau zuſammen. Man gewöhnte ſich, Allem, was man dachte, als Attribut ein politiſches Sinnbild beizugeben und über den vorliegenden Fall hinaus oder ſeitwärts bei ihm vorbei an eine politiſche Beziehung zu denken. In der Converſation und im geſellſchaftlichen Umgange war daſſelbe Symptom der Mißſtimmung bemerkbar; Parteimeinungen, mochten ſie ausgeſprochen oder als unterdrückte gewittert werden, trübten den raſchen Strom der Unterhaltung und Geſelligkeit. So gewann Alles eine tiefere Bedeutung, einen Bezug, einen Inhalt; man war wenigſtens aufgeregt, und man muß zugeben, daß dies Intereſſe an Dingen, welche jenſeit der bloßen Häuslichkeit liegen, dieſe Theilnahme an

Ideen und Principien, von denen man ſich alles Mögliche verſprach und die man gern im weiteſten Umfange realiſirt geſehen hätte, an ſich nichts Lächerliches, Tadelnswerthes und Triviales hat. Die Zeit des Raiſonnirens, Discutirens und Debattirens begann ſowohl im geſelligen Verkehr wie in der Literatur. Die Kritik wurde raiſonnirend, ſelbſt die Produkzionen waren mit Raiſonnements bis zum Erſticken angefüllt. Hierzu hatte bereits Tieck, ſelbſt Göthe in in ſeinen Romanen und die Vielen, die Beider Fußtapfen nachgingen, den Weg gebahnt; nur daß politiſche Ideen und Zeittendenzen an die Stelle der bloß literariſchen und ſogenannten allgemein menſchlichen Ideen traten. Das Publikum ſelbſt war auch wirklich zu unruhig und zu zertheilt, um ſich dem Genuſſe eines Kunſtwerkes hinzugeben; man begehrte gar kein Kunſtwerk, man wollte einen zeitgeſchichtlichen Inhalt und begehrte dieſen ſelbſt von der Kritik. Die Literatur konnte damals gar nicht anders ſein, als ſie war; ſie mußte die Zeit in ſich aufnehmen, wenn ſie es anders mit ihr aufnehmen wollte; ſie mußte der ruhigen Produkzion entſagen, ſie mußte ihre kriegeriſche Stimmung durchführen und ihr blutiges Leiden ertragen wie ein Gottesſchickſal. Man befand ſich auf einem Fechtboden, man übte Stöße und Gegenſtöße, Kopfhiebe und Seitenhiebe und Finten aller möglichen Art und Gattung für die Gegenwart und Zukunft ein.

Daß die Jugend beſonders dieſer Zeitideen ſich bemächtigte, war durch die Empfänglichkeit, Reizbarkeit und enthuſiaſtiſche Stimmung, die ihr eigen ſind, begründet. Und eben der Umſtand, daß ſie ſich dieſer Zeitideen bemächtigte,

erleichterte ihr den Zugang zur Literatur und zur Gunst des Publikums. Waren doch selbst Redactoren von Journalen, welche sich in die neue Richtung nicht finden konnten und ihr eher ab- als zugeneigt waren, in die Nothwendigkeit versetzt, das Blut ihrer Journale zu verjüngen und der literarischen Jugend die Triumphpforten zum Einzuge in ihre Spalten zu öffnen, wodurch diese Zeitblätter erst recht Spalten und Risse bekamen, indem alte abgestandene Hefen mit jungen gährendem Getränk in einer Tonne sich mischen sollten! Die Journale wurden überhaupt, wenn auch nicht Leiter, doch Träger der öffentlichen Meinungen; sie sprachen nur aus, was Gemeingefühl und Gemeinstimmung war, und konnten sich eben nur dadurch halten, daß sie es aussprachen. Wie weit man über das Maß hinausging, merkte man damals nicht; die allgemeine Stimmung hatte an sich selbst etwas Unmäßiges, etwas Unbegrenztes, weshalb auch das Kunstwerk, eben weil es sein Maß und seine Grenze hat, zu keiner Geltung durchdringen konnte. Unglücklicherweise wurde auch wenig Kunstmäßiges produzirt, was die Kritik vom zeitgemäßen Genre durch Form und Inhalt hätte beschwichtigen können und keinen Ausstellungen und An- und Herumdeutungen unterworfen gewesen wäre.

Viele Elemente, wogegen sich schon lange Zündpulver aufgehäuft hatte, wurden nun glücklich ausgestoßen: das Stolzthun auf alte leichterworbene Autorität, die Gemüthseeligkeit der Recensenten in den belletristischen Blättern, während die am Worte klebenden Recensenten in den veraltenden Literaturzeitungen immer mehr an Ruf und Ansehen einbüßten, die Sucht, sich gegenseitig zu beclompimentiren, die

ſich erſt in der jüngſten Zeit wieder eingeſchlichen hat u. ſ. f. Daß keine Pietät vor den ältern Heroen vorhanden war, iſt ſchon geſagt worden; die Sclaverei, in der man ſich im Verhältniß zu Göthe und Tieck befunden hatte, fand ihren baaren naturgemäßen Gegenſatz. Es läßt ſich nichts bis zum Extrem anſchnellen, ohne daß es wieder zurückſchnellte. Grobheit und Zankſucht hat den deutſchen Gelehrten und Kritikern zwar nie gefehlt; aber jetzt wurde der Mangel an aller Zartheit, Billigkeit und Gemüthlichkeit wirklich auffallend, obgleich er in einer Zeit der bloßen Negation, des Kampfes, des Umſturzes der Kritik leicht zu erklären iſt. Die Krankheit der Sentimentalität verſchwand durchaus bis auf einzelne Spuren in unſern Liederdichtern — ein Umſtand, der als ein wirklicher Fortſchritt zu einer geſunden Literatur anzuſehen iſt; nur daß leider das baare Gegentheil der durch den immer allgemeiner werdenden maliziöſen Witz unterdrückten Sentimentalität ſich einfand, und daß ſelbſt das gute Herz, das Gefühl an ſich, das der Sentimentalität entfernt zu Grunde liegt, verſpottet und verhöhnt wurde. Sentimentalität in der populären Bedeutung genommen, iſt fehlerhafte Empfindſamkeit, eine Krankheit, die in den Thränendrüſen ihren Sitz hat und von keinem Lüftchen angeweht werden kann, ohne ſich zu äußern; ſie kann ſich auf keine Raſenbank ſetzen, ohne durch ihre Aehnlichkeit in der äußern Form mit einem Grabhügel zu Thränen gerührt zu werden, wo ſie Moos und Epheu ſieht, geräth ſie außer ſich, und ſtatt dem Unglücklichen beizuſpringen und zu helfen, greint ſie in ihr Taſchentuch und beſchreibt ein Paar Tagebuchblätter mit Sentiments nicht über den einzelnen thränenwerthen

Fall, ſondern über den Thränenverluſt, den er verurſacht hat. Gefühlvoll und ſentimental bezeichnen für uns ganz verſchiedene Gemüthslagen. Der Gefühlvolle fühlt ſich aus ſeiner Mitleidenſchaft zum Mithandeln getrieben, der Empfindſame verhält ſich am liebſten paſſiv, er begehrt gar nicht, daß ſeine Empfindſamkeit durch werkthätiges Eingreifen aufgehoben werde, er behagt ſich in ſeinem Zuſtande und ſucht ihn möglichſt zu verlängern.

Die Ironie überließ dem entſchiedenern Witze, wonach jetzt Alles mehr als billig lüſtern iſt, das Feld; an ſich unverwerflich, diente ſie jetzt nur als einzelnes Moment, als Mittel zum Zweck, ſie hörte auf, ſich ſelbſt Zweck zu ſein und als Grundelement einer Schulpoeſie betrachtet und angewandt zu werden. Sie hatte das Ihrige geleiſtet und in der Stille, ſich ſelbſt unbewußt, dieſe Periode der furchtloſen Impietät herbeiführen helfen, indem ſie die Pietät wenn auch nicht an der Wurzel angegriffen, doch rings umher um- und untergraben hatte. Es war in der That auffallend, daß gerade die Männer der Ironie jetzt den Angriffen der Kritik ausgeſetzt waren. Keiner entgeht ſeiner Nemeſis. Hatten ſie nach vielen Seiten hin bloße ironiſche Widerhäkchen ausgetheilt, ſo ſahen ſie ſich von allen Seiten überreichlich bezahlt durch Streitart- und Kolbenſchläge.

Die ſprachliche Darſtellung im Allgemeinen zog ein anderes Gewand an; ſie legte die römiſche Toga nieder und verbannte den großartigen Faltenwurf des ſtolzen Periodenſtyls, ſie wurde modern eleganter, zierlicher, gefälliger, beweglicher, glänzender, beförderte aber zugleich die Oberflächlichkeit der Gedanken, die durch den angenehmen Schein der

Diction verhüllt wurde; sie verlor ihre Neigung zu individueller Gestaltung aus dem Kern des Schriftstellers heraus und verlor sich nicht selten in Schönrednerei; conversationelle Form wurde ihr Modemuster, so daß man nicht sagen kann, sie sei im Ganzen populärer geworden; man mußte vielmehr mit der Sprache der Salons vertraut sein, um sich vollkommen mit ihr zu befreunden. Sie erhielt wohl einen poetischen Firniß, aber daß, wie Mundt will, die dynamische Verschiedenheit der poetischen und prosaischen Form dadurch aufgehoben sei, gehört zu den vielen subjectiven Ansichten, die in Deutschland zu Markte gebracht werden und die man gern zu einem allgemeinen Principe erheben möchte, ohne daß sie Beweiskraft in sich selbst hätten und zu einer objectiven Wahrheit werden könnten. Das vegegatative Leben entschwand aus der Prosa mehr und mehr; sie wurde formell, künstlich, von Vielen überkünstelt; im Allgemeinen zu terminologisch. Gewisse Lieblingsausdrücke cursirten von Hand zu Hand. Man überschwemmte die Literatur mit hegel'schen Schulausdrücken und mit Fremdwörtern. Es ist wahr, wir sind oft in dem Falle, die Reinheit der Sprache, wo ein vaterländisches hartes Wort mit andern nicht flüssigen Worten eine zu harte Klangstellung herbeiführen würde, dem Wohlklange, oder wo ein Wort durch nöthig gewordene Wiederholung Eintönigkeit herbeiführen würde, der Mannigfaltigkeit des Klanges zu opfern; auch ist uns mit den politischen Ideen und Begriffen des Auslandes eine Terminologie zugekommen, die wir aus unserem einheimischen Wörterschatze nicht genügend ersetzen können; endlich verbinden wir mit vielen fremden Ausdrücken einen Sinn, wel-

chen kein deutſches Wort genügend wiederzugeben im Stande iſt, ja nicht ſelten eine Nebenbedeutung oder den Begriff einer Verſtärkung, welche deutſche Zuthat iſt und nicht urſprünglich im Worte ſelbſt liegt. So viel aber iſt gewiß, daß manche unſerer bemerkenswertheſten Schriftſteller, wie Carus, als Nachahmer Göthe's, und Pückler Muskau, in allzugroßer converſationeller Nachläſſigkeit, Andere dagegen aus Geziertheit und Vornehmthuerei in dem Gebrauche von Fremdwörtern bis zur Widerlichkeit weit gegangen ſind. Man tadelt auch vielfach das Haſchen nach Bildern und Vergleichungen, die aus allen Weltgegenden und wiſſenſchaftlichen Gebieten aufgeſpeichert werden, eine Manier, worin ſich beſonders die Nachwirkung Jean Pauls offenbart. Wenn nur dieſe Bilder mit dem innern Gedankenleben des Schriftſtellers genau verwachſen ſind und nicht durch Pumpwerke gewaltſam und künſtlich hervorgefördert werden, ſondern aus dem friſchen reinen Quell der Anſchauungen unvermittelt ſprudeln! Häufig packt erſt das Bild den Gedanken ſo recht an der Hüfte und hält ihn feſt, und ein treffendes Gleichniß iſt für ihn ein Piedeſtal, worauf er ſich plaſtiſch erheben mag. Nur muß man nicht, wie geſchehen iſt, den Profeſſor Gans einen Leviathan nennen, der die Fluth ſeiner Gedanken aus ſeinen Luftlöchern bläſt, damit ſich dieſe Gedankenfluth über ihm als Triumphbogen wölbe!

Da ich bereits an den verſchiedenſten Orten dieſes Buches über die Eigenſchaften unſrer Literatur ſeit 1830 geſprochen habe, ſo wird man, wenn man dieſe Stellen ſummirt, mein Glaubensbekenntniß über die Tugenden und Untugenden derſelben ziemlich beiſammen haben. Jedenfalls

war man für den Mangel an eigentlichen Produkten durch die im Ganzen ernſte Richtung entſchädigt; man konnte, wenn auch an nichts Anderm, doch wenigſtens an den Tendenzen und Richtungen Theil nehmen, welche verfochten oder angefochten wurden. Alle Welt war politiſch; die deutſchen politiſchen Schriftſteller drückten ſich ſogar ziemlich ſtark, unumwunden, ſelbſt plump aus. Ortlepp ſang ſeine Oſterhymne, worin er die Auferſtehung des deutſchen Volkes feierte oder dazu ermunterte, und Herloßſohn, der ſchon früher politiſch ſatyriſche Schriften in der Form witziger Mährchen geliefert hatte, bildete durch die Mitgefühle, die er für die Schickſale der Polen zeigte, damals eine Macht. Wie die Zeit und mit ihr die Perſonen herumgehen! Mohnſaft, nicht Blut ſcheint in unſern Adern jetzt ſeinen Kreisgang zu vollziehen. Wie geſagt, es war ein ehrlicher Ton in den Schriftſtellern von damals; die diplomatiſirende Partei bemächtigte ſich erſt ſpäterhin der Literatur der Bewegung, wie man ſie nannte; aber ſie war auch, um die Debatte noch einigermaßen fortführen zu können, auf nichts Anderes als auf diplomatiſche Kunſt angewieſen, wobei ſie von ihrer Dialectik unterſtützt wurde.

Populärer indeß auf dem Gebiete der Zeit- und Tagesliteratur iſt Keiner geworden, als Wolfgang Menzel, mit deſſen Namen man, wie die römiſchen Frauen ihre Kinder mit dem „Hannibal ante portas,“ eine ganze Legion von Schriftſtellern in Schreck verſetzen und zum Schweigen bringen konnte. Unſre Furcht vor ihm haben wir verloren und unſre Liebe hat er nie gehabt, ſeine Partei hat er eingebüßt und eine neue nicht gewonnen; er hat mit dem Beſen ſeiner

Kritik ein paar Mal über den Eſtrich der deutſchen Literatur hingeſtrichen, aber er hat den Schmutz mehr in den Winkeln zuſammengefegt, als daß er ihn ausgekehrt hätte, er hat einige Male gewaltſame Anſtrengungen gemacht, um ſich wieder emporzuhelfen, aber er iſt ermattet in den mütterlichen Schooß ſeines Literaturblatts zurückgeſunken, um aus Gedichtſammlungen und aus Büchern über Pferdezucht Auszüge zu geben und die Pferde wie Poeten und die Poeten wie Pferde zu behandeln.

Menzel hat mit Börne Vieles gemein; er war in manchen Dingen ſein Doppelgänger; er ſchreibt gut, anſcheinend ehrlich und offen, haßt Berlin, ſchilt die Deutſchen, verunglimpft Göthe, malträtirt das Kunſtwerk — Alles wie bei Börne. Aber Börne meinte es mit ſeiner Ehrlichkeit ehrlich; bei Menzel kann man mit Recht daran zweifeln. Er ſieht oft nach jenen ehrlichen Handesleuten aus, welche ſtets verſichern: ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! ich verdiene nichts dabei — und dabei doch mehr zu verdienen pflegen, als ſie verdienen. Bei Menzel iſt nur Echauffement, was bei Börne als Herzenswärme erſcheint; Menzel läuft ſich in Feuer, Börne geht in's Feuer, und iſt ſtets im Feuer; Menzel greift die Perſonen häufig um der Perſonen willen an, Börne immer der Zuſtände wegen, um die es ihm zu thun iſt; Menzel ſchreibt ſich in ein Intereſſe hinein für das, worüber er ſchreibt; Börne ſchreibt nur über das, für was er ſich intereſſirt; Menzel richtet und verurtheilt, Börne klagt nur an; Menzel verfolgt ſeine Zwecke, Börne ſeinen Zweck, der nur ein einziger iſt; Börne iſt ein Narr ſeiner Zeit, Menzel ein Zeitnarr; auch geht er in der bun-

ten Tracht ſeiner Zeit, während Börne, der um die Zeit Trauer angelegt, in einfachem Schwarz geht; Börne iſt grob um der Wahrheit willen, Menzel höchſtens wahr um der Grobheit willen u. ſ. f. Dieſe Gegeneinanderſtellung, die ohne Aufwand von Künſtlichkeit weiter geführt werden könnte, mag Vielen als ein müßiges Antitheſenſpiel erſcheinen; aber die Facta ſind vorhanden, womit ſie zu beglaubigen iſt.

Menzel machte zuerſt durch ſein Buch „die deutſche Literatur" Aufſehn, welches noch in die Zeit vor 1830 fällt. Er bekämpfte darin viele Schwachheiten und Albernheiten, und wie man nicht leugnen kann, mit Glück; das Buch war das erſte Beiſpiel einer Darſtellung der Literatur im eigentlich raiſonnirenden Genre, obgleich ein Uebermaß ſelbſtgefälligen Raiſonnements und ein Mangel an Thatſächlichkeit darin bemerkbar war. Seine Wirkung war um ſo bedeutender, weil es nach allen Seiten und Richtungen des deutſchen Gemeinlebens hin ſich erging; und die darin enthaltene überſcharfe Polemik gegen Göthe war in jener Zeit der ausſchließlichen Götheverehrung wohl geeignet, Aufſehen zu erregen. Es trug, wie Gutzkow mit Recht bemerkt, eine burſchenſchaftliche Färbung. Studien dazu hat Menzel ſchwerlich gemacht; was er ſo für Gedanken über ſeine Gymnaſiaſten- und Studentenlectüre gehabt und geſammelt hatte, wurde hier wohl oder übel an- und auf einander gereiht. Es war wirklich ein ganz ſtudentiſch friſcher und muntrer aber auch abſprechender Ton in dem Buche. Die literariſchen Erfahrungen Menzels konnten damals nicht anders als gering und lückenhaft ſein; Menzel warf ſich zum Dictator

auf, ehe das Vaterland in Noth oder wenigſtens er dazu berufen war, ſeinen Nothſtand zu heben; Menzel hat aber auch ſpäterhin nie ganz ſeinen ſtudentiſchen Ton abgeſtreift, und zu den geſetzten Leuten Deutſchlands kann man ihn in der That auch jetzt nicht zählen. Menzel gelangte, wie die meiſten von uns, zur Stimmführung, ehe ſich ſein Character ausgegohren hatte; die Zeit ſelbſt war es, welche die Jugend voranſchob und auf die gefährlichſten und wichtigſten Poſten ſtellte. Die Kritik, wenn wir Tieck's dramaturgiſche Betrachtungen ausnehmen, hatte bis dahin eine lange Zeit gänzlich brach gelegen; man recenſirte nur, ein Verfahren, welches nur bei eigentlich gelehrten Werken, und bei dieſen mit Recht, ſeine Anwendung findet.

Die Redaction des Literaturblatts zum Morgenblatt wurde Menzeln anvertraut, eine Stellung, die ihn bei dem Anſehn und der weiten Verbreitung des Morgenblatts ſchon de facto an die Spitze der deutſchen Tageskritiker brachte. Das Vertrauensvotum, welches ihm Cotta bewilligt hatte, wurde nicht übel belohnt. Menzel hielt ſich durch ein gewiſſes Geſchick, womit er ſeinen Gegnern wie mit eingelegtem Kopfe gerade auf den Leib rückte; er fuhr fort, gegen Berlin, Hegel und Göthe ſeine kritiſchen Kreuzzüge zu predigen und die Leiſtungen der Jüngeren zu empfehlen und zu fördern; und dabei hatten ſeine Kritiken ein ſo ſelbſtbewußtes, ungeſchminktes Ausſehen, die Sprache war ſo beredt und blühend, und doch konnte er gegen alte Herren ſo unhöflich und göttlich grob ſein, daß er Alles für ſich hatte, bis auf den größten Theil des alten Deutſchlands, die Verehrer Göthe's und die Anhänger Hegel's. Das Jahr 1830 kam

ihm ſehr gelegen; für die literariſche Debatte drohte der Stoff auszugehen; jetzt war für Küche und Keller reichlich geſorgt; Menzel nahm ſich der gährenden Elemente an und zog für die politiſch Aufgeregten zu Felde.

Menzel iſt eine weſentlich polemiſche Natur, die ohne Reibung nicht beſtehen noch in Brand gerathen kann. Aber ſeine Polemik iſt durchaus einſeitig, von den Aufwallungen des Augenblicks beſtimmt und gefärbt und durch keinerlei Pietät veredelt. Er iſt es vorzüglich geweſen, welcher die jetzt herrſchende Impietät, die ohne Scheuleder und Zaum dahertrabt und der Blumenbeete und Saatfelder nicht achtet, hervorgerufen hat. Um nach Menzel'ſchem Schema zu kritiſiren, bedarf es einer tieferen Kenntniß des Gegenſtandes ganz und gar nicht; man greift ein einzelnes Moment auf, hält ſich daran und läßt alles Uebrige, was die Lüge offenbar machen könnte, bei Seite liegen; es iſt die Gelegenheitsmacherei, welche jetzt in der Kritik eine ſo große Rolle ſpielt. Seitdem wurde es Ton, Jeden, der eine zweite Seite hervorſuchte, um dem Schriftſteller gerecht zu werden, der Feigheit, der Tactloſigkeit, der troſtloſen Halbheit zu beſchuldigen.

Man höre, wie Menzel den vierten Band ſeiner Literatur eintheilt. Die Kapitel tragen folgende Ueberſchriften: „poetiſche Piliſterei," als wenn es eine Philiſterei geben könnte, welche poetiſch wäre; (eben ſo abſurd iſt die Eintheilung der modernen Dichter in Philiſter, Sentimentale und Frivole, die gar keine innere Nothwendigkeit hat); dann folgt ein Kapitel „eigentliche Romantik," worauf man die „uneigentliche" als ein zweites Kapitel erwarten ſollte, was aber nicht vorhanden iſt; ſodann „patriotiſche und politiſche Poeſie;"

„Callot Hoffmann'ſche Schule;" „Vermiſchung aller Geſchmäcke," ein Kapitel, was der Welt Sünden trägt; „neue Anglomanie," zuletzt „neue Gallomanie." Auch der Ungeübteſte muß einſehen, daß Menzel im Schematiſiren nicht eben ſtark iſt. Seine berühmte Polemik gegen Göthe fällt ganz in ſich ſelbſt zuſammen; man weiß es nicht, ob es angeborene oder gemachte Blindheit, Bosheit oder nur die Sucht iſt, etwas Apartes zu ſagen, wenn Menzel dieſen Mann vom umfaſſendſten Genie auf das bloße Talent, ja ſelbſt auf die bloße Virtuoſität reduciren will. Wie ſich Menzel windet und dreht, um ſeine Definition vom Talent und daß Göthe nichts als Talent gehabt, dem Leſer plauſibel zu machen! Er krümmt ſich, wie eine Kohlraupe oder Kornmilbe, welche ein Lorbeerblatt benagt. Ein Kunſtwerk und einer, der Kunſtwerke geſchaffen hat, laſſen ſich wohl im Einzelnen beſchädigen, wo und wenn ſie ſchwache Seiten haben, aber nicht im Ganzen einnehmen, noch umzingeln, noch durch einen Blocus hermétique abſperren, noch aushungern, weder ſo noch ſo. Und als ob Göthe, der dämoniſche Mann, die Chikanerie Menzels vorausgeſehen und ſich dagegen verwahrt habe, ſo ſchreibt er ſchon an Lavater in Sachen Talents contra Genie: „wir ſollen bedenken, daß das eigentliche Talent nichts ſein kann als die Sprache des Genies." Börne'n ſieht man ſeine unverſtändigen Ausfälle gegen Göthe noch nach, weil es hauptſächlich Göthe's Character, ſein Verhalten, ſein Habitus iſt, was er anfeindet; wenn aber einer, der Literaturgeſchichten ſchreibt, an der Spitze eines vielgeleſenen Literaturblatts ſteht und über Kunſt und Kunſtſchönheit ganze Spalten gefüllt hat, das Genie Göthe's wegſpotten und

ſein glänzendes Bild mit Höllenſteinbeize auslöſchen will, ſo erklärt er ſich von vorn herein als allen kritiſchen Verſtandes baar und ſeine auf unſern blinden Glauben ausgeſtellten Wechſel können nicht creditirt werden.

Man hätte meinen ſollen, daß Menzel wenigſtens in dem Alter, wo ſonſt die Schwaben klug zu werden pflegen, wenn auch nicht mit gerechter Milde, doch mit größerer Beſonnenheit gegen Göthe auftreten werde. Aber ſelbſt in dem Poſthumus ſeiner Kritik, dem vierten Bande der deutſchen Literatur, finden wir die Behauptung, daß Göthe, als er der Voß'ſchen Luiſe „Herrmann und Dorothea" nachdichtete, unter die deutſchen Philiſter im Schlafrock und in der Schlafmütze getreten ſei; ſeitdem ſeien ihm die deutſchen Herzen auf ewig gewonnen geweſen. Aber die Herzen der Deutſchen gehörten Göthe ſchon, als er in Helm, Harniſch und eiſernem Fauſthandſchuh des Götz über die dröhnenden Dielen der deutſchen Literatur ſchritt. Freilich iſt auch dieſer Götz nach Menzel's Ausſage ein Werk von ſchlechteſter Geſinnung, wenigſtens habe Göthe dafür geſorgt, daß der Loyalität kein Eintrag geſchähe; „die Kraft erlag, die Freiheit war ein bloßer Wahn des Pöbels." Auf wen, außer Menzel, hat Götz von Berlichingen gerade dieſen ſchnöden Eindruck hervorgebracht? Daß Napoleon den Werther geleſen habe, kann Menzel nicht ableugnen, aber er findet ein verſtecktes Motiv dazu, welches außer Menzel noch Niemand in der Welt geahnt hat. Napoleon las den Werther als das von den Deutſchen geliebteſte Buch, um darnach unſer Volk zu beurtheilen. Ein andermal nennt Menzel den alles Unheil Deutſchland's verſchuldenden Göthe

einen Meſſias der Juden; Charlotte Stieglitz aber iſt, wie Menzel meint, an der Götheſucht geſtorben. Menzel's Enthuſiasmus für Schiller und Tieck iſt edel, wenn er aber Tieck den nationellſten unſerer Dichter nennt, ſo iſt das ein Ausſpruch, der noch zu erweiſen iſt. Einem nationellen Dichter, unter dem ich mir nur einen Dichter vorſtellen kann, der die Herzensbedürfniſſe ſeiner mitlebenden Generation erfaßt und befriedigt, kann die Popularität nicht fehlen, und man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß Tieck irgend eine populäre Wirkung ausgeübt habe und mit ſeinen Säften in des Volkes Fleiſch und Blut übergegangen ſei. Selbſt der alte, ehrliche und mit rüſtigem Freimuth ausgeſtattete Voß, den Menzel einen niederdeutſchen Bauer nennt, war ſeiner Zeit, obgleich allerdings mit keinem ſo poetiſchen Fluidum wie Tieck begabt, viel populärer als dieſer. Nennt Menzel den trefflichen Voß, der das nicht genug zu ſchätzende Verdienſt hat, Homer's ewige Dichtungen dem deutſchen Volke näher gerückt zu haben, einen niederdeutſchen Bauer, ſo nennt er den Matthiſſon eine Lakayenſeele, einen Schweifwedler, einen Vorheuler, einen Vorweiner voll Krokodillsthränen, einen Glücksritter ꝛc. In Bezug auf Joh. v. Müller erklärte Menzel in ſeinem Literaturblatte offen und ohne Gêne: „ich habe ihn immer gehaßt, dieſen warmbrüderlichen Menſchen," worauf noch mehrere ähnliche Epitheta an Müller, welcher die Trefflichſten ſeiner Zeitgenoſſen zu Bewunderern und enthuſiaſtiſchen Freunden gehabt hat, verſchwendet werden. Indeß iſt es leicht möglich, daß in unſerer in ſo vielen Dingen widerwärtigen Zeit, Woltmann für einen großartiger und edler

organiſirten Menſchen gilt, als etwa Alexander v. Humboldt und Bonſtetten. Als Friedrich v. Raumer eine den Umſtänden nach möglichſt freiſinnige Schrift über den Untergang Polens veröffentlichte, hätte man meinen ſollen, daß dieſe Schrift, welche von einem mit der Preußiſchen Regierung eng zuſammenhängenden Gelehrten herrühte, der außerdem mit der Berliner Cenſur manche Kämpfe beſtand, ſich der allgemeinen Zuſtimmung Deutſchland's hätte erfreuen müſſen. Menzel, der Unerbittliche, urtheilte anders; der Verfaſſer war Geheimrath in Berlin, die Schrift mußte zum kritiſchen Feuertode verdammt werden. Menzel, der jetzt ſo ſanftmüthig geworden, daß er nichts lieber beſpricht, als Pferdezüchter und Poeten, gehörte damals zu denen, welche die Männer der franzöſiſchen Schreckensherrſchaft vergötterten und Robespierre in allen ſeinen Theilen wie einen ſanftmüthigen Engel ausgemalt haben. Im Gefühle dieſer robespierre'ſchen Sanftmuth wundert ſich Menzel auch, daß Althing nicht an den Galgen kam. Es iſt vom Schickſal trefflich angeordnet worden, daß dieſer Mann, der ſo viel Schwatzens von Freiheit macht, über die Seelen und Leiber der Schriftſteller keine Gewalt hat, und daß er ſich jetzt mit Recenſionen aushelfen muß, wo ein Galgen viel nachdrücklichere Dienſte leiſten würde. Dieſer Mann erzählt uns in ſeiner Reiſe nach Italien, daß er in Genua gefrühſtückt und ſich in Livorno ächt türkiſche Pantoffeln gekauft habe, um ſich damit in ſeiner Heimath gegen den kleinen Pantoffel ſeiner Frau Gemahlin wehren zu können. Wunderbar, daß Menzel, der nicht einmal den häuslichen Frieden aufrecht erhalten zu können ſcheint, ſich

ſo ſehr bemüht, den häuslichen Frieden in der Literatur zu ſtören! Auch auf dieſer Reiſe ſucht ſich überall Menzel's Ich herauszumauſern. Dies Ich, ein erhabenes Ding, verwirft die Peterskirche als ein geſchmackloſes Gebäude, will von der berühmten Statue Laokoons als eines ſchreienden alten Mannes nichts wiſſen und iſt immer daran und darauf, nicht die mediziäiſche Venus, nicht den Apollo vom Belvedere ſchön zu finden, ſondern irgend eine andere Venus und irgend einen andern Apollo. Und ein Kritiker, der den Laokoon einen alten ſchreienden Mann ſchilt, ſteht noch jetzt an der Spitze eines Literaturblatts, welches an Wirkſamkeit eines der erſten Journale Deutſchlands zu ſein ſich rühmt! Menzel ſpricht auch von einer Büſte des „gutmüthigen Papa" Titus, die denſelben philiſterhaften Zug habe wie Göthe — beide alſo, der vortreffliche Cäſar und unſer Göthe, waren Philiſter — was hilft es nun noch, einen edlen Character oder ein edles Geſicht haben, wenn uns ein deutſcher Recenſent beweiſt, daß hinter beiden ein Philiſter ſtecke? So lehrt man uns abſprechen, kurz, entſchieden, witzig derb, und nichts iſt leichter, nichts anſchaulicher, nichts, mit dieſer Miene der Unfehlbarkeit ausgeſprochen, glaubhafter. Menzel hat auch ein ſtolzes Buch geſchrieben „Geiſt der Geſchichte," worin ſein Geiſt, nicht der Geiſt der Geſchichte, die Hauptrolle ſpielt. Zuletzt läßt er das Menſchengeſchlecht eine Tragikomödie vor unſern Blicken aufführen, ſo daß ſich Alles gegenſeitig todtſchlägt. Hierbei ſteht unſer Verſtand, ſo gut wie der Verſtand der Geſchichte ſtill.

Menzel, welcher mit Robespierre der ausgemachteſte Republikaner war, wurde plötzlich ein Altdeutſcher, wie der

ehrliche Jahn; er ſchob ſeinen Würtembergiſch altdeutſchen Patriotismus vor und behauptete, daß uns von Frankreich nichts Gutes kommen könne. Seitdem verdammte er Alles, was in Deutſchland Napoleon verehrte und pries, und Gaudy's Kaiſerlieder waren ihm nicht darum ſchlecht, weil ſie ſchlecht waren, was ſie in der That auch nicht ſind, ſondern weil ſie Napoleon zum Gegenſtande hatten. So einſeitig und ohne Kenntniß von der Ausführung zu nehmen verfährt Menzel ſtets. In der Gedichtſammlung eines Berliner Poeten zählt er auf, wie vielmal das Wort Thränen darin vorkommt, und glaubt dadurch den Dichter recenſirt zu haben; wenn er über Gehe's Demetrius ſpricht, ſo raiſonnirt er nicht über den vorliegenden Roman, ſondern über den Stoff, der darin behandelt worden; wenn ihm ein engliſcher Roman eingeſchickt wird, ſo ſpricht er über das britiſche Romangenre im Allgemeinen, in Floskeln, die ſchon hundertmal da geweſen; und in Spindler's Roman „Boa Conſtrictor" wollte er ein uneheliches Kind entdeckt haben, welches ſich im Buche als ein in der rechtlichſten Ehe erzeugtes Kind darſtellt. Und auf dieſe Entdeckung häuft er die maßloſeſten Beſchuldigungen und Anklagen — ein Verfahren, wogegen Spindler mit Recht in ſeinem und aller Schriftſteller Namen ſtreng und nachdrücklich proteſtirt hat. Die Fragen und Poſtulate aber, die Menzel an eine Schrift ſtellt und nach denen er ſeine Kritik modificirt, ſind folgende: 1) iſt das Buch das Werk eines Norddeutſchen, oder gar 2) eines Berliners, oder in höchſter Potenz der Abſcheulichkeit 3) eines Hegelianers? oder iſt es 4) geſchrieben von einem Verehrer des ſchändlichen Göthe? oder iſt es

5) ein Erbauungsbuch, ohne doch gerade die Bibel zu ſein? oder rührt es 6) von einem Schriftſteller her, der keine Beinkleider trägt? oder iſt es 7) von keiner politiſchen Geſinnung durchzogen, d. h. von keiner landſtändiſch würtembergiſchen? oder iſt es ein Buch, worin 8) Napoleon als Heros gefeiert oder endlich 9) ein uneheliches Kind geboren wird? Iſt nun an dem Buche erſichtlich, daß es in eine dieſer Rubriken fällt, ſo iſt es unrettbar verloren und wird entweder ein Waſchlappen oder ein gottesläſterliches oder ein unpatriotiſches Buch geſcholten, oder gar durch jene Furie in Holzſchnitt gebrandmarkt, welche, man weiß nicht ob auf das kritiſirte Buch oder die Kritik ſelbſt, zackige Blitze ſchleudert.

Um von der Kategorie Nr. 5 zu ſprechen, ſo iſt es wahr, daß von den Erbauungsſchriftſtellern viel Mißbrauch mit der Religion getrieben worden iſt, indem man ſie zu einem Marktartikel herabwürdigte und als bloßes Nutzholz betrachtete, woraus man Bücher ſchneiden und drechſeln könne. Die religiöſe Erbauungsliteratur gewann eine belletriſtiſche Geſtalt und trug dazu bei, die Zungen von Deutſchland's „gebildeten Töchtern" für den Geſchmack an dem friſchen Quell der Bibel abzuſtumpfen. Man theilte die Erbauungsſchriften nach den verſchiedenen Ständen, Altern und Geſchlechtern ein, und diejenigen, welche dies Geſchäft aus gewiſſen eigennützigen Abſichten, und nicht mit beſonderer Rückſicht auf die Förderung des religiöſen Lebens zu betreiben ſchienen, ſahen nicht ein, daß die Religion halb ertheilen ſie ganz nehmen heißt, daß die religiöſe Erbauung weſentlich eine und dieſelbe iſt und nicht fachweiſe nach Stand, Geſchlecht und Alter eingetheilt und fabricirt werden

kann. Dieſe erbauenden Theologen ſtammen alle aus den erbaulichen zwanziger Jahren und etwas früher her, wo Spaß, Ernſt, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe — Alles nur halb war; aus jener Periode, zumal aus jener norddeutſchen Hauptſtadt, deren Halbheit und Süßlichkeit die pietätloſe Richtung hervorgerufen haben, die jetzt unſer Schmerz und Leiden iſt. Menzel, mit einem gewiſſen materiellen Taſtgefühl ausgeſtattet, fühlte die Zweckwidrigkeit dieſer belletriſtiſchen Erbauungsliteratur wohl heraus, aber ſeine Angriffe trugen ein ſo ſchonungsloſes und herbes Gepräge, daß die Sache der Religion ſelbſt dadurch faſt eben ſo ſehr gefährdet ſchien als die Sache der Erbauungsliteratur, auf die es abgeſehen war. Er griff mit der Rinde zugleich den Kern, mit der Ab- und Unart die Art an. Wo man der Urſpeiſe einmal abgeneigt iſt, ſind Surrogate um ſo unverwerflicher, je mehr ſie aus den Beſtandtheilen der Urſpeiſe gemiſcht ſind. Dieſe Erbauungsbücher ſind am Ende nur daſſelbe Experiment für die Religion, was Menzel für die Geſchichte vorſchlug, indem er ſie in kleine leicht genießbare Biſſen, in Memoiren, Biographieen und Miniaturbilder einzutheilen anrieth. Wer aber auf der einen Seite dem Zeitgeſchmacke zu viel Zugeſtändniſſe macht, darf ihm auf der andern Seite nicht zu viel abfordern. Auch die Geſchichte verlangt ihre Pietät. Menzel eifert zu Gunſten der Bibel gegen die Erbauungsbücher im Allgemeinen, es wäre etwas Aehnliches, wenn man da, wo man zur Erbauung von Kirchen keine Mittel hätte, die Erbauung von Bethäuſern tadeln oder unterſagen wollte, wo mit Recht doch nur die innere und äußere Einrichtung dieſer Bethäuſer der Kritik unterworfen

werden könnte. Das leichtfertige weibliche Völkchen von heute und die gewichtige Bibel mit Moſes und den Propheten, man kann ſich kaum etwas weniger Zuſammenpaſſendes denken! Und trügen nur die Erbauungsbücher an dieſem Sinken des religiöſen Lebens allein die Schuld — aber der Grund liegt unendlich viel tiefer und iſt an alle Punkte unſers modernen Lebens gleich vertheilt! — So wittert Menzel überall die Spur des Wildprets, das zu verfolgen iſt, aber das Wildpret ſelbſt erhaſcht er nicht, oder er ſetzt im fanatiſchen Sprunge darüber hinweg. Man muß mit den Ausbrüchen ſeines Grimmes ſparſam ſein lernen, um ſeine Geſammtmacht für Hauptangriffe beiſammen zu haben und zu keinen Mißdeutungen Anlaß zu geben.

Indem nun die Richtung Menzel's überhaupt eine pietätloſe iſt, mußte es doppelt auffallen, als er plötzlich auf dem ſtarrſten Standpunkte der Moral ſich feſtſetzte und ſein Anathema über mehrere jüngere Schriftſteller ergehen ließ, deren Einen er ſelbſt groß gezogen und ſeiner Zeit ſogar mit dem Lorberkranze beehrt hatte, welcher, in kunſtloſem Holzſchnitte über dem Literaturblatte ſchwebend, beſtimmt war, die Namen der Beſten und der Edelſten Deutſchlands einfaſſen. Wir kommen hier auf das ſogenannte junge Deutſchland zu ſprechen.

Junges Deutſchland! — Man denkt dabei unwillkührlich an ein junges Italien, eine Conſpiration, eine Carbonarigeſellſchaft, wovon hier wirklich auch nicht die Idee vorhanden iſt. Es iſt in der That eine ſehr willkührliche Auslegung, wenn man meint, dieſe jungen Schriftſteller repräſentirten das junge Deutſchland; im Gegentheil, ſie waren

nur in beſchränktem Sinne ſeine Organe, indem ſie vieles nur ihnen Angehörende verfochten. Etwas Gemeinſames wird man unter uns Schriftſtellern der jüngſten Periode gewiß finden, wie man es immer unter Schriftſtellern finden wird, welche zu einer und derſelben Zeit Alters- und Schreibgenoſſen geweſen ſind. Göthe's Götz von Berlichingen, Schiller's Räuber, Klinger's Zwillinge und Lenz's Luſtſpiele ſind aus einem und demſelben Geiſte der Oppoſition gegen altes Formular erwachſen, und man hat auch wirklich, vermittelſt der Claſſificationsſucht der Deutſchen, ihre Periode damals unter der Rubrik einer Sturm- und Drangperiode zuſammengefaßt, aber die Aehnlichkeiten verſchwanden und die Unterſchiede traten um ſo mehr heraus, je mehr ſich die Individuen in ihrem Reinigungsprozeß abklärten. Das ſogenannte junge Deutſchland der Gegenwart wich aber von jenem in eben dem Maße ab, als die Gegenwart von jener Periode abweicht, wo Klinger, Lenz, Schiller, Göthe u. ſ. f. die junge Germania bildeten. Das neue junge Deutſchland war nicht eigentlich produktiv, man war höchſtens ſpekulativ, man ſchuf nicht, aber man raiſonnirte, und man raiſonnirte eigentlich keine neue Zeit hervor, ſondern eine alte hinweg, ſo gut oder ſchlimm es gelingen wollte. Etwas Gemeinſames aus Hegel, Börne, Heine und Menzel abdeſtillirt, war vorhanden, inſofern dies Gemeinſame Grundzug der Zeit und beſonders der Jugend ſelbſt war. Dieſem gemeinſamen Elemente that Jeder aus dem Keller- und Hausvorrath ſeiner Individualität, ſeines Wiſſens und Könnens das Entbehrlichſte und Nothwendigſte hinzu, außerdem hatte jeder Einzelne von ihnen noch ſeine

besondern Liebhabereien, Gelüste, Zu- und Abneigungen, und während Einer von ihnen mit frömmster Pietät sich an Heine anschloß oder ein Anderer sein Abhängigkeitsverhältniß zu Hegel eingestand, suchte ein Zweiter Heine von sich ab- oder Hegel gar zurechtzuweisen. Daß ihnen die Pietät vor Autoritäten nicht angeboren ist, was Gutzkow von sich selbst zugiebt, haben sie mit Tausenden unserer Jünglinge gemein. Ihre politische Gesinnung scheint mir gerade die schwächere Seite ihres Characters zu sein; man wird ihr nie auf den rechten Grund kommen, was übrigens in mächtigern, ein freies Hervortreten überall nicht zulassenden äußeren Einflüssen seine Ursache haben mag. Einer oder der Andere würde theoretisch einen auf St. Simons Grundsätzen erbauten Staat jedem andern vorziehen. Ueberhaupt haben sie das Eigenthümliche, daß das Weib, besonders das freie, bei ihnen in hoher Gunst steht, und der Mann offenbar sich gefallen lassen muß, nur den Thürsteher an der Pforte des neuen Gynäceums der Weltgeschichte abzugeben. Hierdurch erhalten viele ihrer Produkzionen und raisonnirenden Bücher (auf dem Raisonnement beruht vorzüglich ihre Stärke) einen auffallend zärtlichen, selbst weichlichen Character. Man erinnere sich, welche bedeutende Rolle das Weib in Laube's Novellen und Romanen spielt, nach seinem Ich gewiß die erste, in welcher Stärke Wienbarg das weibliche Element als mitherrschendes, wo nicht vorherrschendes für die poetische Produkzion anerkannt und angebaut wissen will, und daß Mundt unter ihnen als derjenige angesehen wird, welcher die Vorfragen der Frauen-Emancipationsfrage am eifrigsten verfochten hat. Weniger tritt diese Erscheinung, welche ihr

Auffallendes hat, bei Gutzkow hervor. Man kann wohl ſagen, daß dieſe Neigung, das Weib in den Vordergrund, und den Mann vorzugsweiſe nicht mit dem Manne, ſondern mit dem Weibe in Berührungen und Annäherungen allerlei Art zu bringen, viel dazu beigetragen hat, dieſe Schriftſteller dem Verdacht auszuſetzen, als wählten ſie vorzugsweiſe Scenen der Sinnlichkeit zu ihrer Darſtellung. Was die Schilderung fleiſchlicher Liebe betrifft, ſo können ſie ſich, ohne an Wieland oder gar Boccaccio und andere Ausländer erinnern zu wollen, mit Heinſe's plaſtiſcher Fülle und feuchter Sinnenluſt nicht meſſen. Selbſt der gewöhnlichſte Leihbibliothekenroman, der populär geworden und durch die Hände von Tauſenden gegangen iſt, nimmt es in der Hinſicht mit den genannten Schriftſtellern auf. Der deutſche Hofmeiſter und Kandidat iſt bei ihnen immer noch zu übermächtig, als daß ihnen in der Liebe und ihrer Darſtellung die Ueppigkeit und geniale Leichtfertigkeit etwa eines Caſanova zu Gebote ſtände. Die Neigung zur Oppoſition und zur Discuſſion, zur Behandlung von ſocialen Fragen, welche ſie ſich ſelbſt oder die Zeit ihnen geſtellt hat, haben ſie mit der jüngeren Generation überhaupt gemein. Es iſt jener dunkle Trieb der Jugend nach einem allgemein veränderten Zuſtande, ohne daß ſie ſich deſſen, was ſie begehrt, durchaus klar wäre. Daher mäkelt und krittelt ſie an der Gegenwart und Vergangenheit herum, und es kommt ihr dabei zu Statten, daß für den Tadel und die Kritik reichhaltiger Stoff vorhanden iſt. Mit den angeregten Hoffnungen und der großen allgemeinen Bildung, welche ſich die Jugend zu eigen machen weiß, ſteht die Umgebung, ſpäter das amt-

liche Verhältniß, das ſogenannte Philiſterium, nicht ſelten in einem ſchneidenden Widerſpruch, und es bedarf des Selbſt-Mitalterns mit dieſem brotlichen und amtlichen Verhältniß, ein Hineinleben in Familie und Haus, ehe dieſem Daſein die freundliche Seite abgewonnen wird oder Gewohnheit den Widerſpruch zwiſchen Ideal und Wirklichkeit nicht mehr wahrnehmen läßt. Von Generation zu Generation werden wir vertrauter mit den Inſtitutionen fremder Völker, und unſer Scharfſinn geübter, ſie mit einheimiſchen Inſtitutionen zu vergleichen, die ſchönen Künſte gewinnen mehr und mehr Einfluß und erwecken die Sehnſucht nach einer ſchönen und minder ſchwerfälligen Form des Daſeins überhaupt; dazu wachſen, durch unſere häusliche Erziehung hervorgerufen, die Anſprüche, welche die Jugend an das Leben und das Leben an die Jugend macht; die Eitelkeit wird genährt, Alles zweckt auf eine Schauſtellung des Ichs ab und die decorative Pracht wird vorwaltend. Haben ſich ſo die Neigungen und Bedürfniſſe der jüngern Generation geändert und geſteigert, ſo wird das bürgerlich amtliche Leben möglichſt auf dem status quo erhalten; und bei dem Zudrange der Jugend zu wiſſenſchaftlichen Berufzweigen iſt nur den Wenigſten möglich, ein ihren Forderungen und Bedürfniſſen entſprechendes Amt zu erwerben. Daher ſollte man über die allgemeiner werdende dumpfe Unzufriedenheit der Jugend und ihre Luſt, ſich auf das Armeſünderbänkchen der Oppoſition niederzulaſſen, nicht von vornherein den Stab brechen, ſondern den Mißverhältniſſen zwiſchen ihren Idealen und der ſie umgebenden oder erwartenden Wirklichkeit nachſpähen, was allein Heil und Rettung bringen kann.

Daher begegnen wir auch in den Schriften der angeführten Autoren häufig der Berufung auf das neue Recht der Jugend im Gegensatze zu dem eingerosteten Rechte des Alters. Aber man ist darin zu weit gegangen; man streifte alle Pietät von sich ab, und statt das Recht der Jugend den Rechten des Alters gegenüber zu begründen, radotirte man von ihm in schönen Declamationen und unbestimmten Ausdrücken, welche das Wesen der Sache in einen mystischen Nebel hüllten. Durch dies immerwährende Vorsichtragen der eigenen Jugend machte man seine eigenen Aussprüche der Unüberlegtheit und Unmotivirtheit verdächtig, nicht selten sogar lächerlich. Wir jüngeren Schriftsteller haben damals alle an diesem an sich reizenden und angenehmen Irrthume gelitten, daß man mit herrlichen Redensarten den gemeinsamen Feind aus dem Felde schlagen könne.

Es ist diesen Schriftstellern, aber nicht ihnen allein gelungen, durch ihre Debatte ein reges Leben in die starr gewordene Literatur zu bringen; nur daß leider nichts unangefochten blieb, was in die Fachswirthschaft dieser brausenden Köpfe nicht passen wollte. Daher wurde ihr Ideenkreis auf einige Lieblingsideen beschränkt, jede ihrer Produkzionen, ihrer Schriften war nur ein matteres oder stärkeres Bild einer vorangegangenen, und die Berühmtheiten unserer Literatur wurden auf wenige Namen zurückgeführt. Göthe ließ man gelten, aber nur bedingungsweise, insofern er sociale Ideen in seinen Romanen verarbeitet hatte und in seiner Prosa jenes leichte und bequeme Gefüge offenbarte, welches dieser Richtung mehr zusagte, als eine originelle, stark auftretende Individualität der sprachlichen Darstellung; man wollte jene con-

verſationelle typiſche Verallgemeinerung der Bücherſprache, wie ſie bei den Franzoſen vorherrſchend iſt, und beeinträchtigte dadurch den Hauptvorzug der deutſchen Sprache, ſtärkſter und characteriſtiſcher Ausdruck der Individualität werden zu können. Daher wurden auch Thümmel und die Memoiren des Freiherrn S—a als Muſter empfohlen; daher Varnhagen von Enſe; daher Heinſe, letzterer aber zugleich ſeiner im Ardinghello ausgeſprochenen Ideen wegen. Tieck galt zu Anfange dieſer Richtung viel, indem man ſich an ſeine Novellenmuſter hielt, ſpäter beſeitigte man ihn, weil man ihn des Ariſtokratismus zu beſchuldigen wußte. Epos, Lyrik und Drama baute man innerhalb dieſer Richtung gar nicht an, und Klopſtock, Schiller, Uhland wurden nur als Nebenfiguren betrachtet. Für gelehrte und ſchwere Werke hatte man keine Sympathie. Wir haben geſehen, wie ſchlecht man Joh. v. Müller behandelt hat. Unter den älteren Franzoſen galt beſonders Rouſſeau durch ſeine ſocialen Tendenzen, unter den neueren die Düdevant. Das kritiſch ſkeptiſche Element in dieſer Richtung führte uns, was ein großes Verdienſt iſt, Leſſing wieder näher; unter den Philoſophen wurde der ſkeptiſche Spinoza Lieblingsfigur. Herder galt noch bei dem Einen und dem Andern als ſchöne Erinnerung, weil ſeine Humanität mit dem beantragten Kosmopolitismus verwandt ſchien. Die Bettina, Rahel und Stieglitz wurden als Heroinen ihres Geſchlechts verehrt. Mit Jean Paul ging man wohl glimpflich um, aber man glaubte zu fühlen, daß man über ihn hinaus ſei. Mit Heine, obgleich ſie ihm Manches verdankten, ſtanden Einige auf dem Bruch, Andere auf ſehr vertrautem Fuße.

Im Ganzen war ersichtlich, daß man die eigentlichen produktiven Genies bei Seite schob. Börne dagegen erfreute sich der Zustimmung Aller. Daß man Hegel schulmäßig zugehöre, das einzugestehen, duldete schon der stolze Unabhängigkeitssinn nicht, welcher in der Mehrzahl von diesen Autoren mächtig war; aber der Schul-Hegel offenbarte sich in einer gewissen Anmaßlichkeit des Raisonnements, welches sich auf Thatsachen wenig einläßt und von Belegstellen gar nichts wissen mag. Es ist bekannt, daß die eigentlichen Hegelianer, die wir indeß nicht unter den angeführten Schriftstellern in vollkommen ausgebildeter Form suchen dürfen, Niemand lieber reden hören, als sich selbst, und daß ihr Wissen ihnen überall das Wissen ist. Die genannten Autoren aber haben mit diesen starren Hegelianern wenigstens die Geläufigkeit gemein, womit sie über jeden Gegenstand angenehm zu reflectiren und zu raisonniren wissen in unendlicher Ausdehnung. — Im Gangen neigt man sich jetzt überhaupt eher dem Epikuräismus, selbst dem weichlichen Sybaritismus zu, als den ernsthaften Grundsätzen der Stoa. Kühne's Ermahnung, welche er in seinem muntern Aufsatz „wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht," den jungen Deutschen ertheilt, indem er ihnen zuruft: „Und nun noch eins, Ihr Männer, lieben Brüder! Seid simpel, lebt einfach, werdet spartanisch, wenn Ihr unüberwindlich, wenn Ihr frei sein wollt!" ist bisher in keinem allzu strengen Sinne befolgt worden. Epikuräer pflegen in der Regel eben nicht staatsgefährlich zu sein. Cyrus beförderte in der Form von Landesgesetzen die lydische Ueppigkeit, um den Unabhängigkeitssinn der unterworfenen Kleinasiaten vollkommen zu ertödten.

Das königliche Rom wäre nicht gestürzt worden, hätte Junius Brutus von der Frevelthat des Sextus Tarquinius die Ansicht gehabt, wie sie etwa von dem deutschen Heinse bei dieser Angelegenheit entwickelt worden wäre. Die lydische Musik war bekanntlich die weichlichste; die italienische mag ihr in dem modernen Europa am nächsten kommen. Unsere literarischen Winkelriede leben und sterben auf die Compositionen Rossini's und Bellini's; Gluck's mannhafte Tonstürme, von denen man sagte, daß sie in Frankreich den republikanischen Sinn befördert und vorbereitet hätten, sind ihrem sanftmüthigen Gehör zu hart und heroisch. In Betreff der Künste offenbart sich derselbe weichliche Geschmack. Schönes Fleisch, üppige Schenkelformen und die knospenden Röschen halb entwickelter Mädchenbusen werden vor Allem begehrt. Daher, meinen sie, stehe Titian über Michel Angelo, Rubens über Dürer. Aber ich rufe Euch mit Kühne zu: „seid simpel, lebt einfach, werdet spartanisch, wenn Ihr unüberwindlich, wenn Ihr frei sein wollt." Tragt, wie es von Börne heißt, in der einen Tasche ein geladenes Pistol, in der andern eine Brotrinde. Kühne räth Euch in dem angeführten Aufsatze zu Beidem.

Eine eigentliche Corporation bildete das junge Deutschland gewiß nicht; entweder wurde diese Bezeichnung von ihnen selbst durch eine augenblickliche Laune des Uebermuths oder durch auswärtige Bestimmung mechanisch herbeigeführt. Zehn andere konnten eben so gut dazu gerechnet werden, als Gutzkow, oder ein zweiter und dritter davon abgerechnet werden. Wie gering die Sympathie dieser Schriftsteller für und unter einander war, ergiebt sich aus dem Zersetzungspro-

zeß, der gegenwärtig unter ihnen ſtatt findet. Sie waren wie zuſammengelaufene Milch, welche zur Zeit der Gewitterſchwüle über Nacht gerinnt. Gegen die Reſtaurationsperiode unſerer Literatur kämpften ſie allerdings an, jeder aber auf ſeine Weiſe und mit eigenthümlichen Lieblingsneigungen. Der harte und ſpröde Gutzkow z. B. gehörte ihnen nur durch gewiſſe Experimente an, die er mit den Zeitideen machte, um die in der Literatur legitim gewordenen Anſichten zu kreuzen, zu verſpotten und zu verwirren, und in den Götterſaal unſerer literariſchen, theologiſchen und politiſchen Machthaber den Apfel der Eris zu werfen, nicht, um ſeine Herzensmeinung zu offenbaren und ein wirkliches Reſultat zu erzielen. Er geſteht ſelbſt, daß er den Schleiermacher'ſchen Commentar zu Schlegel's Lucinde aus Schadenfreude herausgegeben habe, um die ſtarren Moraliſten zu ärgern.

Wenn ſich die jungen Schriftſteller näher an einander ſchloſſen, ohne dem Weſen und der Geſinnung nach zu einander zu gehören, ſo war das nur ein Stratagem. Man glaubte, einen gemeinſamen Feind vor ſich zu haben, gegen den man zuſammen halten müſſe; unter einander, glaubte man, werde man ſich ſpäter ſchon abzufinden wiſſen. Man war im Beſitze einer Menge von Journalen; die älteren Schriftſteller hatten den Kampfplaß freiwillig geräumt; Sympathie für die neuen Tendenzen fühlten dieſe nicht oder erkünſtelten ſie oder fürchteten ſich, den Landmann in der Fabel zu ſpielen, der die Schlange in ſeinem Buſen großzog; das Publikum aber begehrte überall einen zeitgeſchichtlichen Inhalt, deſſen ſich die brauſende Jugend zumeiſt bemächtigt

hatte und mit dem all ihr Thun und Denken in Verbindung ſtand. Die Zeitereigniſſe ſelbſt waren Schuld daran, daß ſich jetzt ein Literatenſtand als ſolcher organiſirte, und man hatte nicht Unrecht, gegen die ariſtokratiſchen Schriftſteller auf der Hut zu ſein, welche immer noch etwas nebenbei waren, Edelleute, Regierungsräthe, bis zu den hoffnungsvollen Auscultatoren herab, in Summa gemachte oder auf ihre künftige Gemachtheit losſteuernde Männer, die dem literariſchen Nachwuchſe ſelten einen vollen Blick der Liebe, höchſtens einen zweideutigen Seitenblick zuwarfen. Ein gemeinſames Bedürfniß nöthigte zu gegenſeitigen Hilfsleiſtungen; beabſichtigt, verabredet hatte man nichts; erſt ſpäter bildete ſich unter Einzelnen etwas aus, was einer Camaraderie und der Verpflichtung, einander gegenſeitig zu loben, ziemlich ähnlich ſah. Verbindungen der Art haben keinen Beſtand auf die Dauer; ſie ſetzen wohl dem Rufe der Mitglieder Flügel an, die aber zu einem langen Fluge nicht Kraft haben und bald ermatten. Wem es indeß um ein ſchnelles Bekanntwerden und ein eben ſo ſchnelles Vergeſſenwerden zu thun iſt, halte ſich immerhin an eine Camaraderie, deren Sympathieen ſehr leicht erworben ſind. Er fange an, zwei oder drei jungen Schriftſtellern, von denen es bekannt iſt, daß ſie mit und zu einander halten und einige Journale zur Verfügung zu haben, den Hof zu machen, anzufragen, ob er die Ehre haben könne, mit ihnen in Verbindung zu treten, ihre Ideen ſeien auch die ſeinigen, er habe nichts ſehnlicher gewünſcht, als ſich mit ihnen in literariſchen Rapport zu ſetzen, die Zeitſchriften, welche unter ihrer Leitung blühten, ſeien allein würdig, Organe der Nation ge-

nannt zu werden ꝛc. Man gebe Acht, daß der Noviz ſehr bald in den Kreis der ehrwürdigen Ordensbrüder aufgenommen und ein berühmter Schriftſteller geworden iſt! Ob ein glücklicher? Schwerlich! Er muß wie ein frommer Knecht Fridolin in der Furcht ſeiner Herren thätig ſein, er muß im Schweiße ſeines Angeſichts für ſie arbeiten, und wehe ihm, wenn er ſich deſſen weigert und meint, es ſei jetzt Zeit, ſich auf eigene Hand in der Literatur niederzulaſſen und für ſich ſelbſt, ſeinen eigenen Ruhm und Nutzen zu arbeiten. Es iſt unglaublich, wie ſtreng die Controlle iſt, unter welcher ſo ein literariſcher Negerſclav von ſeinen Oberen gehalten wird! Er muß ihre Differenzen ausfechten, ſich mit Hinz überwerfen, weil ſie ſich mit Hinz überworfen haben, und mit Kunz gute Freundſchaft halten, weil ſie mit Kunz in gutem Vernehmen ſtehen; er muß überall ſeinen innerſten Neigungen Zwang und Gewalt anthun; er muß Leib, Leben und Blut bei dem Pacte mit der Camaraderie, die ihm eheſtens zur Hölle wird, einſetzen und ſich wie Fauſt dem Mephiſtopheles zum Eigenthume verſchreiben. Dafür genießt er alle jene kleinen Emolumente, welche mit der Camaraderie verbunden ſind, ſo lange, als er ihr ſeinen Gehorſam nicht aufkündigt und ſeine Abhängigkeit außer Zweifel iſt. Aber eine geringe Abweichung, ein ehrlicheres, ſelbſtſtändigeres Auftreten — und die Anklage der Perfidie iſt gemacht, der fromme Knecht Fridolin wird in den Eiſenhammer geſchickt und in die Feuereſſe geworfen. „Die Buchhändler ſelbſt," ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, „werden veranlaßt, den Ruf der Camaraden durch ihre Ankündigungen und Proſpectus zu ſteigern und zu verbreiten, und ſo geſchieht es,

daß eine Camaraderie in größter Schnelligkeit politiſche und literariſche Berühmtheiten, Celebritäten und Sommitäten zu ganzen Dutzenden zählt."

Schiller und Göthe haben uns ein großes, ein wirklich erhabenes Beiſpiel von literariſcher Freundſchaft gegeben, aber ſie waren auch beide Charactere, die ſich feſtgeſetzt hatten in ſich, und ein reicher dichteriſcher Lebenslauf war bei Jedem vorangegangen, ſo daß ſie ſich ſchon in ihren Werken einander auswendig gelernt hatten und Jeder dem Andern im vollſten Glanze des Ruhms und Abrundung ſeiner Perſönlichkeit unter die Augen trat. Jetzt begegnet man ſich meiſt nur im Anlauf, die kriegeriſche Geſinnung führt uns zuſammen, man rennt zufällig auf ein und daſſelbe Ziel los; aber der Eine ermattet, ehe er es erreicht, der Andere ſtürmt in wilder Haſt bei dem Ziele vorbei. So lernen wir uns im Fluge kennen, reichen uns im Fluge die Hand und verlieren Einer den Andern im Fluge aus dem Geſicht. Eine Freundſchaft, welche mitten im Gewühle der Schlacht geſchloſſen wird, gewährt keine Bürgſchaft für ihre Dauer in friedfertigen Zeitläufen. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen der Freundſchaft unter gewordenen und erſt werdenden Characteren, bei denen ſich noch nichts geſetzt, nichts eine entſchiedene Form angenommen hat, die noch keine Geſchichte haben.

Camaradſchaften ſind in der Literatur unvermeidlich, nur darf keine Abſichtlichkeit, welche ſie erſt zur eigentlichen Camaraderie macht, bemerkbar werden, ſie dürfen ſich nicht in der Form einer einſeitigen Schule, einer eigennützigen Clique darſtellen, ſondern als Ergebniſſe wirklicher Sympathieen. So lange uns dieſe nicht fehlen — und es wäre

ein Unglück, wenn ſie je uns fehlten — wird an wirklichen Camaraden in der Literatur nie Mangel ſein. Ein tüchtiges Talent, eine tüchtige Geſinnung werden auf einem ganz naturgemäßen Wege einen Kreis von Talenten und Gleichgeſinnten um ſich bilden. Sobald ſich aber eine ſolche urſprünglich rein geiſtige Verbindung einer zu bemerkbaren Ausſchließungsſucht, Abneigung gegen fremdes Verdienſt, welches nicht aus ihrer Sphäre herrührt, und jenes engherzigen Binnenlebens, wozu der Deutſche ſo geneigt iſt, ſich ſchuldig macht, verliert ſie ihre Unſchuld und Naturgemäßheit, indem ſie nichts weiter als ein Compagniegeſchäft zu betreiben ſcheint. Daß die Deutſchen ohne Cliquen und Camaraderien nicht beſtehen können, iſt augenfällig. Die Opponenten gegen eine angefeindete Clique haben ſogleich eine neue gebildet, ein Zeugungsprozeß, der in's Unendliche fortgeht. Der jungen Literatur ſchadete beſonders die Phraſeologie, womit ſie, Altes und Autoriſirtes ableugnend, ihre eigenen Verdienſte erhob und Reſultate verſprach, die ſie ſchon der Lage der inländiſchen und auswärtigen Dinge nach nicht herbeiführen konnte. Der Muth und der Enthuſiasmus, welche der Jugend, auch der bloß negirenden, inwohnen, trugen die Schuld. Dieſe Phraſen waren an ſich nichts Böſes, aber ſie ſchlugen zum Böſen aus.

Zu den Literaten, welche in dieſe junge Literatur zuſammengeworfen wurden, gehört als einer der keckſten, oberflächlichſten, aber auch anmuthigſten der Raiſonneur und Novelliſt Heinrich Laube. So viel aus den von ihm gelieferten Schriften hervorgeht, ſcheint Laube nie gründlichen Studien obgelegen zu haben; der wiſſenſchaftliche Ernſt war ihm im-

mer fremd, dafür zogen ihn die mehr unterhaltenden Schriften vorzüglich an. Man ſieht an ſeinen neueſten Büchern, daß ſich aus einem beſchränkten Fonds von Kenntniſſen und mangelhaften Studien nicht jahrelang ſchöpfen läßt, wo doch immer nur ein mehr raiſonnirendes, als wirklich produzirendes Talent zu Gebote ſteht. Wer nichts weiter kann als aus ſich heraus raiſonniren, wird ſich in kurzer Zeit ausraiſonnirt haben und auf einen Nullpunkt zurückgeſunken ſein, welcher die vollkommenſte Inhaltloſigkeit darſtellt. Die hegel'ſche Philoſophie lehrte Laube gut raiſonniren, ohne eigentliche Kenntniß des Materials, Heine und Heinſe gaben Form und Sprache her, weibliche Intereſſen und Zeittendenzen den Inhalt. Laube iſt eine flotte Perſon, welche Leben, Literatur und ſich ſelbſt auf die leichte Schulter nimmt, und man kann die urſprünglich-ſinnliche Heiterkeit ſeines Gemüthes nur liebenswürdig finden, da er wirklich in Lebenslagen gekommen iſt, wo ſich ein Anderer leicht vergrämt und verbiſſen hätte. Sein Esprit, welcher jetzt überhaupt eine größere Rolle in der ſchönen Literatur ſpielt, als Inhalt und Stoff, muß in ſeiner Schmackhaftigkeit und Lieblichkeit anerkannt werden; man darf ihn jedoch nur ſchnell genießen, wie Champagner, ehe der Schaum verfliegt; auch hat er in der That mehr Schaum als wirklichen Weinſtoff. Dieſen Esprit verſchenkt man jetzt gern von der Kelter; ihn, wie die köſtlichſte Sorte des Madeira, ein paar Mal die Linie paſſiren zu laſſen, wäre zu umſtändlich.

Laube trat mit ſeinem „jungen Europa" ziemlich keck und friſch unter die etwas abgeblaßte und abgeſtandene Novellenliteratur; man fand ein kräftigeres Impaſto, eine ſaf-

tigere Farbe, eine verwegnere aber auch lässigere Zeichnung, als man gewohnt war. Außerdem gab es manche freie und freisinnige Ansicht und einige Spuren von anmuthiger Liederlichkeit im Buche, welche das junge Geschlecht besonders ansprachen. Hiermit verband sich seine pikante aber zugleich übereilte Thätigkeit auf dem Gebiete der Kritik, so daß er damals eine ziemliche Stimme in die Wagschale zu legen hatte, wo es auf die Entscheidung bloß belletristischer Fragen ankam. Laube benahm sich dabei wie auf dem Fechtboden, er schlug sich bald mit Diesem, bald mit Jenem, machte, um in der Studentensprache zu sprechen, bald hier bald dort einen „dummen Jungen" aus, und war in kurzer Zeit ein renommirter Raufbold in der Literatur.

Laube hat aber eben so wenig damals seinen großen Ruf verdient, wie jetzt seinen gänzlichen Mißcredit und daß man ihn so offenbar fallen ließ. So rächt sich der forcirte Ruf; er sucht in seinem Gegentheile, im Extrem eine Ausgleichung, bis die Unparteilichkeit des Urtheils erreicht ist. Laube ist matter, aber auch gutmüthiger geworden und der angenehme und ungründliche Raisonneur geblieben, der er war. Laube hat die Dinge immer nur von der Außenseite betrachtet; jede Characteristik beginnt und endet bei ihm mit einer Darstellung der Aeußerlichkeit des Geschilderten; es ist für Laube von großer Wichtigkeit, ob Einer einen hektischen Husten hat, schlank oder untersetzt ist, einen Schnurrbart trägt, sich mit weißer Wäsche zu versehen weiß, gute oder schlechte Mahlzeiten hält u. s. f. Es ist dies eine Abart der Characteristik, die um so verwerflicher wird, je mehr sie sich in diese Aeußerlichkeiten auflöst. Eben so äußerlich faßt er den

Styl auf, oder was ihm für das Muſter eines guten Styles gilt; ja, er macht den Styl zur Hauptſache und iſt im Stande, Herder und Johannes von Müller ihres, wie er meint, höckrigen und unebenen Styles wegen zu verwerfen. Alle übrigen Verdienſte dieſer Männer gelten ihm für nichts. Welche Charactere ſtellt er auf, um durch ſie das junge Europa repräſentiren zu laſſen! Alle anrüchig, eitel, oberflächlich, ſinnlich, jeder religiöſen Grundlage baar, flüchtig, verderbt! Schwimmende und reitende Weiber, voll praller Sinnenluſt, weder Heroinen noch Hausmütter, aber voll Esprit, belletriſtiſch gebildet, hingebend, der Vegetation verfallen! Ohne dahinaus zu wollen, hat Laube die gegenwärtige Generation geſchildert, wie ſie ungefähr iſt, wohin ſie ſtrebt, aber nicht wie ſie ſein, noch wohin ſie ſtreben ſollte; er glaubte Helden oder wenigſtens tragiſche Opfer der modernen Tendenzen zu ſchildern, die man ſich zum Theil zum Muſter nehmen könne, und er ſchilderte ihre Narren und Närrinnen, die eitelen verderbten Kinder der modernen Civiliſation; er ſchrieb, ohne es zu wollen, eine Satyre auf ſeine Zeit und arbeitete dem Eindrucke, den er beabſichtigte, geradezu entgegen. Die Wahrheit, die er umgehen wollte, überraſchte ihn, ehe er ſich deſſen verſah. Iſt jener Valerius im jungen Europa nicht Laube ſelbſt, der verhätſchelte Muttersohn der jungen literariſchen Generation, mit der er groß ward? Ahmte er dadurch nicht Karl Woltmann nach, der in den Memoiren des Freiherrn S—a ſeine eigene liebenswürdige Perſon beſchrieben hat? — Wohl wahr, für Woltmann und Heinſe hätte Laube alle Heroen unſerer Literatur, wären ſie auf keine minder mörderiſche Art zu retten

gewesen, dahingeopfert. Die Memoiren des Freiherrn S— a sind allerdings ein reizend geschriebenes Buch und in dem darin enthaltenen Aperçu über deutsche Literatur ist die eine Seite derselben genügend dargestellt; was aber weiter? Sind das Interessen, der Mühe und Rede noch werth, jene Interessen der Sinnlichkeit, die sich offen als Hauptzweck des Buches, fast als Zweck jeder einzelnen Situation herausstellen? Jene weitläufigen, immer wiederkehrenden Beschreibungen von Lockenwürfen, Busenverhüllungen, üppig zurückschlagenden und die Formen der schönen Schenkel bloßlegenden seidenen Gewändern, sind das inhaltreiche Gegenstände, um einem poetischen Werke zu Grunde gelegt zu werden? Mit der Anpreisung und Nachahmung solcher Bücher wird der eigentlichen Pedanterie auch nicht ein Haar gekrümmt! — Heinse's plastische, urschöpferische Genialität überbietet Laube's nachahmendes Talent so unendlich, daß zwischen Meister und Schüler auch nicht die entfernteste Parallele gezogen werden kann. Heinse hatte aber auch einen Fonds von Kenntnissen und durch Studium erworbenen Kunstansichten auszubeuten; Heinse spielt sogar in der Kunstkritik eine nicht verächtliche Rolle, er trug dazu bei, durch die Anerkennung des schönen Fleisches in der Kunst gegen die Ueberhandnahme der Gefühlsmystik einen Rückhalt zu gewähren und den Genuß jener einen Seite der Kunstbildungen für uns zu retten. Entdecker und Erfinder allein behalten Recht, nicht diejenigen, welche ihren Fußtapfen folgen und keine neuen Bahnen zu brechen gewußt haben. Die meisten unserer jüngsten Produkzionen verlieren schon als Nachgeburten und durch ihr Abhängigkeitsverhältniß ihren literargeschichtli-

chen Werth. Die Priorität ist ein wesentlicher Vortheil, und wir bedürfen ganz anderer Anstrengungen, als die, welche wir in jüngster Zeit gemacht haben, um mit unsern Vorfahren in der Literatur zu concurriren.

Für das Ernste, Strenge und Erhabene fehlt es Laube'n offenbar an Empfänglichkeit; von den wichtigsten Gegenständen schweift er oft plötzlich auf ein so geringfügiges Detail ab, daß er den glücklich erregten Eindruck selbstmörderisch persifflirt und vernichtet. Daß es unanständig sei, Schweinefleisch zu essen, daß man sich baden müsse, daß man, wie Laube thut, immer darauf sehen müsse, einen wohlklingenden Schluß eines Satzes herbeizuführen und keinen Dactylus etwa zu gebrauchen, wo ein Trochäus dem Wohllaut zuträglicher wäre, und umgekehrt, dies, meine ich, sind solche kleine Sächelchen, welche sich den Laube'schen Zeit- und Weltbetrachtungen überall auf's possirlichste anhängen. Der geringen Ausbeute wegen, welche mir Laube's Schriften von jeher gewährt haben, hütete ich mich wohl, seine Novellen „das Glück" und die „Schauspielerin" zu lesen, an denen man die schmucke und polirte Form gerühmt hat. Die Fortsetzung seines jungen Europa hat manche treffliche Einzelheiten, und eine aus eigener Erfahrung hergenommene Darstellung des Kerkerlebens ist ein guter Beitrag zur Geschichte des Kerkerlebens und Gefängnißwesens überhaupt. In seinen Reisenovellen liegt auf buntem Waarenlager Brauchbares und Unbrauchbares durch und neben einander. Es fehlt hier eben so wenig wie in seinen Characteristiken an maßlosen Indiscretionen und oberflächlichen Behauptungen, ein unliterarisches Genre, worin Laube leider eine Menge

Nachahmer gefunden hat. Die Sprache ist überall gewandt und flüssig, oft nachlässig, und wenn auch nicht gerade hinreißend, doch sanft mit sich ziehend. Dieser Styl schwimmt auf dem Inhalte wie Kork auf Rosenwasser, und der Inhalt befindet sich im Style so wohl, wie ein chinesischer Goldkarpfen in einer Glasvase, der von einer zierlichen Dame mit einem Stäbchen geleitet und im schwimmenden und aufgerührten Zustande erhalten wird.

An wissenschaftliche Interessen hat sich Ludolf Wienbarg anzuschließen gesucht. Nehmen wir sein Hauptbuch, die „ästhetischen Vorlesungen" hier zur Grundlage. Er apostrophirte in der Vorrede die deutsche Jugend: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden" ꝛc., wie man sieht, ohne irgend eine Partei im Sinne zu haben; er richtete diese Worte an die studentische, freidenkerische Jugend, überhaupt an eine Jugend, welche noch jung, an ein Alter, welches nicht alt ist — es war nichts als ein stürmischer Handstreich gutwilligen Uebermuths, jenes Uebermuths, der bereits so vieles in bester Meinung verdorben hat.

Wer in dieser Aesthetik eine wirkliche paragraphenmäßig fortschreitende Aesthetik zu finden hoffen sollte, wird sich bitter getäuscht sehen; Wienbarg ist gar nicht der Mann dazu, eine wissenschaftliche Theorie schreiben zu wollen, er schreibt seine Aesthetik offenbar auf der Flucht vor aller Aesthetik als Wissenschaftslehre, er begehrt keine Theorie, er begehrt die Praxis, statt der Kunstlehre das Kunstwerk selbst, überhaupt die schöne That, und man kann wohl sagen, daß seine Aesthetik eine schöne That an sich sei. Sein Styl ist

wirklich der angenehmſte, fließendſte, gebildetſte und hinreißendſte, den man ſich denken kann; Wienbarg findet darin kaum ſeines Gleichen unter Seinesgleichen, ich kenne kaum einen Styl, welcher ſo wenig gebrochen wäre und in einem immer ſo breiten vollen Strom dahinrauſchte, während die Gedanken darauf wie langhälſige Schwäne mit ſtolz aufgeſpannten Fittigen hin und wiederziehen. Schöne, geputzte, mit Flaggen und Wimpeln geſchmückte Gondeln voll ſpazierenfahrender Reflexionen bewegen ſich wohl auch darauf; aber keine mit dem Waarengut feſter und ausgeſchiedener Principien befrachteten Kauffahrteiſchiffe, die zu tragen das bis zum Kieſelgrunde durchſichtige Waſſer zu flach iſt. Wienbarg ſchrieb eine Aeſthetik, worin er nur beweiſt, daß noch keine Theorie der Geſchmackslehre bis jetzt die rechte war, und bei dem Zuſtande der deutſchen Dinge auch nie eine die rechte ſein wird; denn die Oeffentlichkeit, ſelbſt das Wiſſen, was Oeffentlichkeit ſei, mangele uns. Mithin iſt die Tendenz des Buches, unſerer Zeitrichtung entſprechend, eine negative. Wienbarg begehrt, daß unſer Leben ſelbſt ein Kunſtwerk werde; er begehrt ein europäiſches Griechenthum, angemeſſen dem Fortſchritt, den das Chriſtenthum vorbereitet hat. Er prophezeit eine Entwickelungsſtufe für das germaniſirte Europa, auf der das Sinnliche durchgeiſtigter wie bei den Griechen, das Geiſtige durchſinnlichter wie bei den Chriſten zur Erſcheinung kommen wird. Körper und Geiſt ſollen ſich das Gleichgewicht halten, ſich gegenſeitig beſchränken, begrenzen, ſich lebendig und wach halten. Wienbarg will das Leben, nicht den Tod; aber die bloße Sinnlichkeit iſt der Tod und führt zum Tode, wie der bloße Spiritualismus

etwas hat, was nicht roth und prall iſt wie das Leben, ſondern hager und blaß wie der Tod.

Wenn man die Wienbarg'ſchen Gedanken für Principien gelten laſſen will, ſo muß man wenigſtens ſagen, daß ſie mit einem angenehmen Faltenwurf bekleidet ſind, welcher jedoch den Zug und die Biegungen der einzelnen Glieder und Knochen nicht mehr erkennen läßt. Es iſt ein Trieb in unſern jüngern Schriftſtellern, beſonders den aus der hegel'ſchen Schule hervorgegegangenen, ſich mit allgemeinen Ausdrücken für die Sache ſelbſt zu begnügen. Es iſt die Lüge der Zeit, die ſich in dieſem Hange deutlich ausſpricht; man iſt außer Stande, ſich zu erzürnen und mißmuthig zu ſein, wenn man ſich nur mit gewiſſen Lieblingsausdrücken, die mit der Sache nichts gemein haben, zufrieden ſtellen kann. An ſolchen Phraſen geht auch Frankreich zu Grunde. „Die Charte ſoll eine Wahrheit ſein," „Freiheit," „Wahrheit," „Bewegung," „Volksſouveränetät," „Emancipation," — das ſind die unfaßbaren, unrealen Dinge, welche jene Corruption herbeigeführt haben, an denen das Frankreich von 1830 ſich verzehrt; dieſe ſchönen Klänge, ohne Gehalt und Weſen, umgaukeln den Nationalſchlaf, in welchen ſie Frankreich geſungen haben. Wienbarg ſelbſt begehrt die That, aber was er uns bietet, ſind nur ſchöne Phraſen, unbeſtimmte Allgemeinheiten, hoffnungsloſe Kinder eines wüſten Begriffs, aber keine Thatſachen für die Gegenwart, keine Garantieen für die Zukunft, keine Wiederlegung der Vergangenheit. Aus dieſen Schaummaſſen, aus denen ſich höchſtens eine Venus gebiert, erbaut man keine Mauern für das neue Zion! Aus dem ſchwammigen Holze dieſer allge-

meinen Floskeln und Redensarten ſchneidet man keinen Stab, auf welchen der irrwandelnde blinde Oedipus der Zeit ſich ſtützen könnte! — Und bei alledem hat Wienbarg für einen Revolutionär gegolten, als ob er fähig und kräftig genug ſei, dem gegenwärtigen Staatsleben ſelbſt ein Bein zu ſetzen!

Ich ſage, auch in Wienbarg offenbart ſich die Lüge der Zeit! Er hält dem modernen Verſtande, jenem Verſtande, der nichts thut als kritteln und berechnen, eine Schutz- und Lobrede. Wie kann ſich Wienbarg's kindhaft poetiſches Gemüth zu dieſer Sophiſtik herablaſſen? Doch ſetzt er ſelbſt hinzu: „wohl iſt der Verſtand ein Handelsherr, Maſchinenmeiſter, Conſtitutionsſchmieder, und an ſich mehr Feind als Freund des Gemüths und des poetiſch ſinnlichen Lebens. Aber ihm gegenüber macht ſich geltend ein poetiſcher Sinn, der in der Kraft der Jugend wurzelt. — — Fürchtet euch nicht, daß dieſe üppige Jugend aus ihren felſigten Ufern hervortreten und die Blüthen des Geiſtes, die ſie ſelbſt hervorgerufen und befruchtet, überſchwemme und zerſtöre. Sie iſt ja eben die Poeſie und das Leben ſelber und alle edlen und großen Leidenſchaften und die ſchöpferiſche Kraft der Geſchichte fließt aus ihrem Blut und Nervengeiſte.“ Wir ſehen hier von Wienbarg dieſelbe Attaque auf das Alter zu Gunſten der Jugend ausgeführt, welche auch von Börne ſo häufig ausgeführt worden. Von Börne freilich viel beſtimmter und handfeſter. Somit iſt in Wienbarg's Buche Alles mehr oder minder phraſenhaft, aber das Ganze, alle einzelnen Phraſen zuſammengenommen, bleibt doch ein ſchö-

nes warmes poetiſches Raiſonnement, eine glänzende Polemik, eine beredte Thatſache!

Wienbarg hat auch einen Aufſatz geliefert, „Wolluſt und Grauſamkeit," worin eine erhabene aber entſetzliche Speculation ſich in einen furchtbaren nächtlichen Abgrund hinunterläßt; ſie wühlt in den Tiefen der Gottheit, den Gründen der Schöpfung; ſie ſchneidet die göttliche Liebe ſelbſt klein, zermürbt und zerſtückelt ſie, um bis zu ihrem Urbeſtandtheile, der Grauſamkeit, zu gelangen. Dieſer Wienbarg'ſche Gott iſt nicht der Gott des Troſtes und der Gnade, deſſen wir bedürfen. Doch iſt dies Fragment einer der kühnſten ſpeculativen Würfe des Wienbarg'ſchen Geiſtes! — Sonſt waltet bei ihm das Zarte, Weibliche im hohen Grade vor. Wir haben geſehen, wie verliebt er dem weiblichen Elemente im Gebiete der Dichtkunſt nachläuft und überall es hervorzuſuchen ſich bemüht. Weiber ſollen den Roman ſchreiben, nicht Männer! Dies ſind jene einſeitigen Behauptungen, zu denen unſere Alles auf die Spitze treibende Speculationsſucht führt. Wienbarg iſt den Weibern ſo hold, wie den Männern gram. Er fordert offenbar ihre Gleichſtellung mit den Männern, damit ſie die weltgeſchichtlichen Facta aus ihren zarten Händen wie einen Roſenkranz gleiten laſſen und wie Blumenguirlanden an einander reihen! Die Weltgeſchichte, wie ſie bis jetzt von den Männern zubereitet worden, iſt Wienbarg zufolge ein Conglomerat von Albernheiten! Ich weiß nicht, was man zu ſolchen überkecken Ausſprüchen ſagen ſoll. Albernheiten alſo ſind jene Lykurgiſchen Geſetze, welche Sparta zu einem Staate bildeten, wo die Weiber Männer und die Männer Halbgötter

waren, Albernheiten jene Geſetze des Solon, welche das politiſche Kunſtwerk bereiten halfen, das uns in plaſtiſcher Schönheit in der Demokratie Athen entgegentritt, Albernheit jener Todeskampf bei Thermopylä, Albernheit der Heroismus, aus dem der Koloß des römiſchen Reiches erwuchs, Albernheit das Märtyrerthum der Apoſtel und der Glaubenslehrer! „Mannheit" iſt ein großes Wort, ein Inbegriff aller geſchichtlichen Tugenden, nächſt dem Worte Gottheit das zweite, wie die Virtus der Römer. Die Weltgeſchichte iſt eine Produkzion, und im Manne beruht die produktive Kraft. Und nachdem wir ſechstauſend Jahre an ihr produzirt, ſechstauſend Jahre ihre Laſt getragen, ſechstauſend Jahre lang um ſie gefreyt, Qualen, Mühen, Arbeiten und Wunden erduldet haben, ſagt man uns, das Alles ſei albern und nichtsnutzig; die Weltgeſchichte müſſe mit all ihren Reſultaten zur Regeneration den Weibern in die Hände gelegt werden, und das ſagt man zu einer Zeit, wo die Geſchichte ſo ſanft und friedfertig auftritt, wie Genoveva's Hirſchkuh, welche mit dem kleinen Schmerzenreich ſpielte!

Auch Mundt, von dem ſogleich geſprochen werden ſoll, gilt für einen Vorkämpfer der Frauenemancipation. Man darf als gewiß annehmen, daß er dieſe Emancipation in keinem ſo umfaſſenden und weit ausgreifenden Sinne realiſirt haben will, als es den Anſchein hat. In mündlicher Unterredung drückt ſich Mundt über dieſen Gegenſtand, was die Grenzen betrifft, deutlicher, was das Detail innerhalb dieſer Grenzen betrifft, immer noch unbeſtimmt genug aus. Er will die Emancipation der Frauen nur auf ihre Stellung innerhalb

der Familie und der Ehe beſchränkt wiſſen. Dazu braucht man das weitſchichtige Wort „Emancipation" nicht. Und warum hat ſich Mundt nirgends in ſeinen Schriften deutlich über das, was er mit den Frauen beabſichtigt, ausgeſprochen? — Alle dieſe ſchönen, blitzenden und wie bunte Schlangen über den eigentlichen Gegenſtand hinwegſchlüpfenden Tiraden und Phraſen helfen den Begriff nur verwirren, den Standpunkt verrücken und ſind der Sache eher ſchädlich als förderlich, indem ſie häufig viel gefährlicher ausſehen als ſie ſind. Unſere ganze Thatkraft verblutet zuletzt an dieſen allgemeinen Redensarten, die nie zu verſtehen ſind, ſehr häufig aber mißverſtanden und falſch ausgelegt werden.

Dieſer Gegenſtand würde zu einem Bande Stoff genug liefern, er iſt nicht zu erſchöpfen, ohne die gründlichſten pſychologiſchen, ſelbſt phyſiologiſchen Erörterungen, ohne die genaueſte Kenntniß aller Formen, unter welchen das Weib unter den verſchiedenen Himmelſtrichen und verſchiedenen Völkern auftritt, und der Geſchichte, welche das weibliche Geſchlecht bisher durchlaufen hat; man muß ſich über die Garantieen klar machen, unter denen den Weibern die vollſtändige Emancipation, wobei man ſich ihre Gleichſtellung mit dem Manne in allen politiſchen und häuslichen Rechten zu denken gewohnt iſt, gewähren könnte. Gewähren! Ein Umſturz aller bisher in Werth und Geltung gebliebenen Geſchlechtsverhältniſſe gewährt ſich nicht. Alſo eine Revolution! Von wem ſoll dieſe Revolution ausgehen? Von den Weibern? Ich erſchrecke. Wie wäre es den Weibern ihrer Natur nach möglich, ihre Sache auszufechten? — Darauf muß ſich jedoch jede Emancipation, welche gewaltſam in's

Leben tritt, gefaßt machen, daß ſie bekämpft wird und zur Vertheidigung auf Tod und Leben gerüſtet ſein muß. Man wird alſo immer auf eine Gewährung von Seiten der Männer zurückkommen müſſen. Dadurch iſt aber ſchon von vornherein das Abhängigkeitsloos der Frauen und die Unmöglichkeit einer politiſchen Gleichſtellung beider Geſchlechter bewieſen. Innerhalb der Civiliſation, wie wir ſie im Allgemeinen erreicht haben, kann aber von einer geiſtigen Abhängigkeit des Weibes nicht die Rede ſein. Das Verhältniß der Frau zum Manne iſt eine Freiheit, eine Gemeinſchaft, kein Servitut. Der Mann ſetzt ſich, je ſeinen Eigenſchaften nach, auf irgend einem Punkte der geſchichtlichen Peripherie feſt; das Weib hat ſeinen Mittelpunkt in der Familie, von wo aus es auf die Peripherie wirkt; dem Weibe iſt die Erziehung des Menſchengeſchlechtes aufgetragen, und zwar gerade in den Momenten, wo das menſchliche Herz am empfänglichſten und bildungsfähigſten iſt. Das Weib hat das Herz des Kindes zu bilden, welches ſpäterhin in weiterer oder beſchränkterer Sphäre an der Geſchichte mitarbeiten ſoll; der Sohn reift unter der mütterlichen Pflege der Geſchichte ſelbſt entgegen, die Tochter den mütterlichen Functionen, dem Centrum des Familienlebens, welches ihre Thätigkeit, mit unendlichen Rückwirkungen auf das Leben der Geſchichte ſelbſt, in Anſpruch nimmt.

Man emancipire alſo das Weib innerhalb der Familie! Gut! Das iſt meine Meinung. Man erweitere ſeinen Geſichtskreis, man gebe ihm eine Erziehung, wodurch es befähigt wird, an der Erziehung des Menſchengeſchlechts mit-

zuarbeiten. Man öffne ſeine Augen für allgemeinere Intereſſen, man ſuche es über ſeine Pflichten klar zu machen und zu ſeiner ehrenvollen Beſtimmung vorzubereiten; man lehre es ſeinen Werth, ſeine innere Würde fühlen und erkennen, und ſeine Neigung für das bloß Aeußerliche und den ſchönen Schein ertödten; nicht ſeine Coquetterie befördere man, ſondern ſeine innere Weſenheit, ſeine geiſtigen Güter rette man ihm. Woher bei einer großen Zahl von Weibern jene unerträgliche Empfindungsloſigkeit für Allgemeines, jenes Sichbeſchränken auf rein Aeußerliches, jener widerliche Neid gegen das glückliche Loos anderer Weiber, jene geizähnliche, oft das Edelſte in ihr unterdrückende Sparſamkeit, jene Zank- und Gelbſucht und Launenhaftigkeit? — Nur in der Liebe ſchreitet das Weib aus ſich heraus, es erweitert ſich, indem es ſein Innerſtes kennen und veräußern lernt; in der Ehe, wo man ſich gegenſeitig auswendig lernt und die Liebe dadurch ſo häufig gekreuzt und gebrochen wird, zieht es ſich leicht zuſammen in ſich, auf das geiſttödtende Einerlei des Hausweſens und auf die bloße Wartung, Beaufſichtigung, Kleidung und Ernährung der Kinder, ſtatt ihrer Erziehung. Verſchafft alſo dem Mädchen eine ſeinen Fähigkeiten und ſeiner künftigen Beſtimmung entſprechende Summe von Kenntniſſen; ihr braucht darum keinen pedantiſchen Blauſtrumpf aus ihm zu bilden, die mütterliche Erziehung, im Hausweſen wurzelnd, muß den Unterricht überwachen, damit das geiſtig Erworbene, wozu die moderne Erziehung, beſonders des weiblichen Geſchlechts, ſo leicht verführt, nicht zur bloßen Schauſtellung benutzt werde. Man hüte das junge weibliche Geſchlecht vor dem Grübeln in ſich hinein;

das ſich über ſich ſelbſt in Tagebüchern Rechenſchaftgeben tödtet die Friſche, die Naivetät und urſprüngliche Munterkeit in der weiblichen Jugend; es iſt geiſtiger Selbſtmord. Dieſer erweiterte Geſichtskreis, dieſe Kenntniſſe werden Herz und Auge einer Verheiratheten offen halten, einer Unverheiratheten für das öde Cölibat, und jener ſo wie dieſer im Alter, wenn die ſchönen Illuſionen alle aufhören, ein Troſt, eine Unterhaltung, ein vollgültiger Erſatz ſein. Aber auf dem reinen Altare des weiblichen Herzens werde die heilige Flamme der Religioſität und des Schaamgefühls fortdauernd genährt; denn ein Weib ohne Religioſität iſt eine unſeelige Abart, und wie das Ehrgefühl das Palladium des Mannes, ſo iſt das Gefühl der Schaam das Palladium des Weibes; beide geben ſich ſelbſt auf, wenn jener mit ſeinem Ehrgefühl ſeine Ehre und dieſes mit ſeinem Schaamgefühl die jungfräuliche Schaam und Sitte ſelbſt verliert. Madame Necker de Sauſſure in ihrer étude de la vie des femmes geht von denſelben Anſichten aus. Man kann es indeß nur einer Rahel vergeben, wenn ſie begehrt, daß die Kinder nur den Namen der Mutter tragen, nur eine Mutter haben ſollen, und nur einen ideellen Vater; bei den Müttern ſolle das Vermögen und die Macht der Familien ſein; dadurch werde die Kränkung, daß ein Weib gemißbraucht werden und wider Willen einen Menſchen erzeugen kann, allein wieder gut gemacht. Auch Jeſus habe nur eine Mutter gehabt. So weit dürfen wir doch die Gewalt des Weibes nicht ausdehnen; dieſe Theorie, eine Ausgeburt weiblicher Leidenſchaft, würde, könnte ſie in's Werk geſetzt werden, alle beſtehenden Verhältniſſe zertrümmern und mehr als jene Emancipation,

welche nur eine politiſche Gleichſtellung begehrt, herbeiführen; ſie würde, wie es auf den ladroniſchen Inſeln wirklich ehemals ſtattfand (und vielleicht noch jetzt), den Mann von ſeinen Rechten ausſchließen, und einem wilden Weiberregimente, ja ſelbſt der Uncultur und Unſitte allmälig Thür und Thor öffnen. So verwilderte Sparta, als das Regiment ganz und gar in die Hände der Weiber gerieth; Aehnliches findet ſich unter allen Maitreſſenwirthſchaften, Meſſalinen, Poppäen und Fauſtinen; Eliſabeth, die jungfräuliche Königin, machte ihr England glücklich, da ſie mannhaft genug war, das weibliche und weibiſche Element ganz von ſich entfernt zu halten. Abet der männiſchen Weiber giebt es eine geringere Zahl, als der weibiſchen Männer, und die Mannheit im Weibe ſchlägt auch leicht zum Uebermänniſchen und zum Verderben aus. Das altdeutſche Recht geſtattete den Weibern nicht einmal Theilnahme und Erbrecht am Familiengut, und doch iſt die erhabene, ſelbſt berathende, mithandelnde und faſt heilig geachtete Stellung, welche das Weib unter den alten Deutſchen einnahm, außer Zweifel.

Es iſt die Gleichheitstheorie der unpraktiſchen, wenn auch angenehm ſchwärmeriſchen Saint-Simoniſten, deren ſich einige unſerer Schriftſteller mehr als recht und ihnen ſelbſt gut iſt bemächtigt haben. Börne kann es nicht glauben, daß die St. Simoniſten damit umgingen, die Ehe aufzuheben, denn nie, ſetzt er hinzu, ſei eine neue Religion, eine neue Gemeinde auf Sittenloſigkeit gegründet worden; eben ſo wenig kann ich mir einbilden, daß je einer unſerer jüngeren Schriftſteller ſo weit gegangen ſein ſollte, die Auf-

hebung der Ehe zu predigen und im Ernſte zu wollen. Es giebt Vorwürfe, die man nicht ausſprechen ſoll, weil ſie entweder gegen etwas zu Dummes oder zu Abſcheuliches ſich richten würden; aber Dummheit und Abſcheulichkeit fallen nicht ſelten zuſammen. Die Athenienſer hatten gegen den Vatermord kein Strafgeſetz, weil ſie ihn für unmöglich hielten. Unſere Zeit hat freilich die Moral in unſerer Bruſt ein wenig loſer gemacht, und alle unſere Vorſichtsmaßregeln, die Straf- und ſelbſt die Cenſurgeſetze zeigen deutlich an, daß man von allen Menſchen im Voraus das Schlechteſte zu erwarten ſich berechtigt glaubt.

Börne meint auch, daß die Simoniſten den Grundſatz von der Emancipation des Weibes nur erheuchelt hätten, um die Frauen für ihre Sekte zu gewinnen. Aber das ſei Wahn, der nur darum nicht verderblich ſei, weil er nie zur Wahrheit werden könne. Der ehrenfeſte, verſtändige Börne fährt fort: „Selbſtſtändigkeit des Weibes würde nicht allein die Beſtimmung des weiblichen, ſondern auch des männlichen Geſchlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menſchliche Natur aus. Nur Mann und Frau, vereinigt, bilden den vollkommenen Menſchen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menſchheit erreicht.“

Gerade in den deutſchen Frauen iſt etwas, was ſich zu verbergen ſucht, etwas Heiliges, ſich Zurückziehendes, — die geiſtige und körperliche castitas — und die Frauen auf den bunten Markt des Männerlebens hinausführen wollen, hieße ſie eher profaniren, als heiligen, dem nationalen Geiſte Hohn ſprechen, und ihren zarten Schultern Laſten zumuthen,

welche nicht ſelten ſchon dem Manne zu gewichtig ſind. Eine unglückliche Ehe beweiſt noch nichts gegen das Inſtitut der Ehe ſelbſt, wie eine in ſich zerfallene Familie nichts gegen die Heiligkeit der Familie oder ein unwürdiger Prieſter gegen die Nothwendigkeit des prieſterlichen Standes beweiſt.

Das Reſultat dieſer Andeutungen über den fraglichen Gegenſtand läßt ſich ſo zuſammendrängen: Die Weiber ſtehen außerhalb des Drucks und der Umzäunung bürgerlicher Verhältniſſe; ſie ſind von Natur der Familie zugewieſen und haben an der Geſchichte ſelbſt keinen unmittelbaren und nur paſſiven Antheil; ihre Activität bezieht ſich auf die Familie, die aber eine weite Ausdehnung zuläßt; der einer Frau anhängende Kreis von geiſtig Angehörigen kann ungemein groß ſein; ihre Einflüſſe gehen durch Geſchlechter bis zum Enkel und Urenkel hinab; ſie helfen die Geſchichte bereiten durch die Männer, die ſie ihr gebären und zuziehen.

Ich glaube, daß Mundt die Emancipation nie anders, als hier entwickelt iſt, angeſehen wiſſen wollte. So erfand er ſpäter die an ſich unſchuldige Bezeichnung „Literatur der Bewegung;" es ſind gerade dieſe unſchuldigen Stichwörter, wodurch man ſich verdächtig machte und woran man ſich hielt. Aber warum keine Literatur der Bewegung? Was iſt, nimmt entweder zu oder ab; was ab- oder zunimmt, bewegt ſich. Die Natur ſelbſt iſt voller Wechſelbeziehungen; dieſe Wechſelbeziehungen ſind nichts als eine geheimnißvolle Bewegung der Körper zu und gegen einander. Was im Zuſtande der Oxydation oder Desoxydation ſich befindet, verändert ſich, und was ſich verändert, bewegt ſich. Das Eiſen erleidet ſeine Veränderung, alſo auch ſeine Bewegung, im

Roſt; der in ihm ruhende Magnetismus iſt ſchlummernde Bewegungskraft, ſo die Gegenſätze zwiſchen poſitivem und negativem Pol, ſo die Elektricität, der Elektro-Magnetismus, der Galvanismus. Wer ſah je einen Stein, der ſich an der Oberfläche nicht geändert hätte? Dieſe Veränderung iſt ſeine Bewegung. Wachſen, Blühen, Verwelken, Faulen und Sterben ſind nichts als Veränderungen, alſo Bewegungen. Wenn das Blut im Körper ſtillſteht, ſo fängt es an zu faulen und dieſes Faulen iſt ſeine weitere Bewegung. - Gerade ein abgeſtorbener Körper weiſt ein Uebermaß von revolutionären Bewegungen auf, worin ſich alle Organe und Gefäße an einander aufreiben; ſelbſt das Zerfallen der Knochen in Aſche und Moder iſt nichts als Bewegung — und zwar in's Unendliche fort. Was thut ein ſtagnirendes Waſſer? — Es löſt ſich in Millionen von Infuſorien auf und bewegt ſich in ihnen fort. Wenn nun in einem abgeſtorbenen Körper oder einem faulenden Sumpfe die augenſcheinlichſte Bewegung ſtattfindet, wenn ſogar das Eiſen dadurch ſich bewegt, daß es, wie jetzt, einroſtet, wenn überhaupt Alles ſo außerordentlich mobil iſt, warum ſollte nicht auch die gegenwärtige Literatur mobil und eine Literatur der Bewegung ſein?

Damals aber, als Mundt dieſer Bezeichnung ſich bediente, war er wenigſtens, wenn auch nicht die Literatur, in entſchiedenſter Bewegung. Der muntere Junge Zodiacus, der Zeitknappe, bewegte ſich friſch und fröhlich den Berg der Zeit hinauf; ſein Auge war hell, zuweilen blitzte es, zuweilen verſank es in thränenfeuchten Schmerz; ſein Stab war ein knotiger Stab, ein Ziegenhainer, zum Angriff und zur

Vertheidigung wohl geeignet; auf der Mütze prangten ein paar Schildhahnfedern jugendlichen Uebermuths, neben einem Paar Haideblumen der Poesie, so viel der dürre Boden der Zeit gewähren mochte; und im Ränzel obenauf lagen allerlei Papierstreifen, polemische Blätter, Controverspredigten, hübsche Reflexionen, getrocknete und, wie es schien, für botanisches Studium bestimmte Redeblumen u. s. w. Der kecke Bursche aber ging an den Gärten der Vornehmen vorbei, und wenn irgendwo eine Frucht über den aristokratischen Zaun herüberhing, so ärgerte er sich, und wenn er die Frucht mit seinem Stabe erreichen konnte, so schlug er sie ab. Da wollte ihm Niemand mehr den alten Paß visiren noch einen neuen ausstellen, daß er weiter schritte.

Mundt bewies damals zuerst sein merkwürdiges Geschick, tüchtige, seinen Zwecken entsprechende Talente um sich zu vereinigen. Er hat diese Geschicklichkeit abermals bei der Gründung seines Freihafens bewährt. Es sind lauter noble Menschen, die mit ihrer Noblesse zugleich ein gewisses — in beschränktem Sinne genommen — oppositionäres Talent zu verbinden wissen. Besonders Norddeutsche, junge und alte, die dem klaren protestantischen Verstande Mundt's zusagen. Die Süddeutschen, die eigentlichen Lyriker der Nation, die schwäbischen Dichter, selbst die freiheitgrollenden Sänger, Anastasius Grün und Lenau, hat er nie für sich gewonnen, noch für sich zu gewinnen gesucht. Mundt fällt es nicht leicht, über seinen Kreis nur ein Zollbreit hinauszuschreiten. Darin ist er, wie gelind auch sonst, eine Art Fanatiker. In seinem Zodiacus wie in seinem Freihafen treten, mit wenigen Ausnahmen, immer dieselben Namen auf.

Ich glaube, daß Mundt nicht im Stande iſt, ein Buch zu leſen, von dem er nicht voraus die Ueberzeugung hat, daß es ſtreng ſeinen Anſichten gemäß ſei — eine Eigenſchaft, die er mit vielen Gleichgeſinnten theilt. So wird er in ſeinem eigenen Salze, wie Loth's Weib, zur Säule erſtarren müſſen, indem er nur rückwärts, nicht vorwärts blickt. Mundt glaubt ſeiner Sache und ſeiner ſelbſt zu ſicher zu ſein, als daß er es über ſich gewinnen könnte, der Veränderungen, die im geiſtigen Leben der Jugend um ihn vorgehen, Acht zu haben. Mundt wird vom ſtarren trotzigen Alter, gegen das er ſo oft opponirt, gefangen genommen werden, ehe er die Ketten fühlt; es iſt die Nemeſis, die mit denſelben Waffen maßlos ſtraft, die man ſelbſt maßlos gebraucht hat.

Mundt muß ſich klar werden, daß ſich ein Parteihaufe nach dem andern von ihm abwendet; es iſt das keine Muthmaßung mehr, es iſt eine Thatſache. Alle Journale zeugen davon. Man glaubt in ihm die Sucht, ſich eine Clique bilden und dem Ariſtokratismus huldigen zu wollen, bis zum äußerſten Grade entwickelt zu finden. Mundt hält an der Maxime feſt: was nicht für mich iſt, iſt wider mich — aber das iſt ein Grundſatz, der zum Fanatismus führt. Man muß ſich in unſerer leumundſüchtigen Zeit wohl hüten, Blößen zu geben. Der Eine meint: Mundt wolle bereits einen zweiten Göthe ſpielen, ein Anderer, er ſei ein kleiner Varnhagen von Enſe, ein Dritter, er ahme als Weltfahrer und Spaziergänger Pückler Muskau nach. Ueber dergleichen Anſchuldigungen könnte Mundt ſich hinwegſetzen, wenn er von großen in die Maſſe des Volkes gedrungenen Produkzionen aus ſeinen Anlauf nehmen könnte. Aber ſein Hauptwerth

beruht in seinem schönen Talent, in angenehmer Sprache über die Gegenstände seiner Lieblingsneigungen zu raisonniren und zu reflectiren, weniger in seinen Produkzionen, die eben nur da ihren eigenthümlichen Werth behaupten, wo Raisonnement und Reflexion vorwalten. Ein geistreiches, gewandtes, glänzendes Raisonnement, wie Theodor Mundt's, hat seinen Werth, mag es selbstständig oder novellistisch vermittelt auftreten. Ob es bei Mundt immer gründlich sei, ist zu bezweifeln. Die Sucht zu brilliren führt ihn oft über Grund und Wahrheit hinaus. Mundt's Darstellung fährt fort, sich zu schniegeln, zu putzen und zu antichambriren, besonders seitdem er aus London zurückgekehrt ist. Eigentliche Vegetation konnte man bei Mundt niemals finden; wie jetzt, wo er anfängt, sich der modernen Salon-Civilisation ganz zu opfern? Dieselbe Erscheinung findet bei Mundt wie bei Wienbarg statt, daß jedes ihrer Bücher, im Ganzen genommen, eine schöne That, eine Lehre und der Förderung der Humanität zuträglich ist, während doch kaum ein einzelner ihrer Gedanken ein Lehrsatz zu sein schien und der Leser bei den meisten sich bewußt war, das sei nur eine brillante Phrase, aber keineswegs ein Gedanke, den man zu dem seinigen machen möchte. Beide haben sich von der Hegel'schen Philosophie möglichst emancipirt, sie haben ihre Trockenheit mit Fleisch und Blut zu überwinden gesucht, aber in der Sucht dieser Schule, Alles begreifen zu wollen, den eigenen Denkprozeß an die Stelle des Weltprozesses zu setzen, und im Gespinnste seines Raisonnements wie eine Spinne, welche auf Fliegen Jagd macht und Grillen fängt, sich innigst wohl zu befinden, sind auch sie bis bis zur Brust

ſtecken geblieben. Etwas Eigenthümliches, Originelles, Handgreifliches, Derbes iſt da gar nicht mehr zu finden noch zu verlangen. Dieſe Delicateſſe und Glätte fängt der Literatur an fürchterlich zu werden. Um ſo mehr, da ſich darin kein Stück Leben, ſondern nur ein Stück Denken offenbart, welches mit dem praktiſchen Leben nicht viel zu thun hat. Was die Phantaſie als eigentlich bildende Kraft betrifft, ſo iſt ſie bei beiden nicht erheblich, weniger erheblich noch bei Wienbarg, als bei Mundt. Letzterer kann ſogar phantaſtiſch ſein, wie in ſeinen modernen „Lebenswirren" und ſeiner Novelle „Mutter und Tochter," aber Phantaſterei iſt von der Phantaſie eben ſo verſchieden, wie Witzelei vom Witz, und wenn die Phantaſie das Aechte und Weſen trifft, ſo trifft die Phantaſterei meiſt nur das Unächte, den Schein und das Unweſen. In der Novelle „Mutter und Tochter" iſt viel Glanz und blendender Lampenſchein, aber die Effekte ſind geſucht, ohne den geringſten Grad von Wahrſcheinlichkeit zu haben; die Charactere voller Brüche und Inconſequenzen, die Situationen ſeltſam, zum Theil neu, aber auch abenteuerlich; die Schwächlichkeit ſeiner Novellencharactere könnte Mundt ſich verſucht fühlen mit der Schwächlichkeit der modernen Charactere überhaupt zu entſchuldigen. Damit würde man aber zuletzt den Teufel ſelbſt entſchuldigen können. Die Moral dieſer novelliſtiſchen Fabel iſt verſteckt und verdeckt. Man weiß zuletzt nicht, wer unreiner daſteht, der Verbrecher Cimaletti oder der Polizeibeamte Falck, oder gar Ada, der weibliche Kobold Mundt's, Ada, die zu einem freien Weibe aufwächſt, alle Schranken kindlicher Scheu durchbrechend, mit dem Verführer und Betrüger ihrer Mutter durchgeht, ohne

ihn zu lieben, und auch wieder nicht, ohne ihn zu lieben, endlich sich in die weite Welt begiebt, fest entschlossen, sich nicht zu verheirathen, aber entschlossen, Weltfahrten zu machen wie Mundt und Pückler Muskau, Mundt's Lieblingsfigur zu bleiben und nächstens in einer Mundt'schen Novelle ein wenig modificirt wieder aufzutauchen. Dieses zuchtlose abenteuerliche Mädchen ist bei alledem, wie Mundt haben will, eine edle Person, ein Frauenzimmer-Muster. Sie steht, allerdings in andern Kleidern und unter andern Namen, in Mundt's Produkten überall im Vordergrunde und ihr gegenüber der Hofmeister und Hauslehrer, der in der Regel im Stück Mundt selber ist. Diese Wiederholungen beweisen, daß Mundt in der Kunst, Personen zu schaffen und zu individualisiren, nicht eben stark ist, und daß das Zifferblatt, auf welchem sich die Zeiger seiner Phantasie bewegen, keine weite Ausdehnung hat. Statt vorwärts zu kommen, kommt Mundt zurück, das heißt, immer wieder auf alte Lieblingsfiguren und Lieblingsideen zurück, an denen er wie an einer Leimruthe festhängt. Man könnte diese Vorliebe, welcher sich Mundt vollständig zum Opfer bringt, rührend nennen, wie das freundschaftliche Verhältniß Kühne's zu Mundt ebenfalls sein Rührendes hat, obgleich es keinem von ihnen, wie man in letzter Zeit sah, von wirklichem Nutzen war. Im Uebrigen will ich gern zugeben, daß die genannte in psychologischer Hinsicht durchaus unwahre Novelle immer noch so glänzende raisonnirende und beschreibende Partieen, und selbst so ungewöhnliche kecke Unarten enthält, daß man ihr eine noble Geburt und Erziehung sogleich ansieht, und daß sie von keinem unserer gewöhnlichen Novellengeister her-

rühren könne, wie ſie zu ganzen Rudeln in den ehrwürdigen Grabgewölben und Kreuzgängen unſerer Taſchenbuchpaläſte umherirren. Ich verwahre mich ausdrücklich gegen den Verdacht, als wolle ich Laube, Wienbarg oder Mundt mit jenen tendenzloſen Schriftſtellern gleichſetzen, die ſo gut wie ein Poſſenreißer, Taſchenſpieler, Comödiant ꝛc. Alles gethan zu haben glauben, wenn ſie auf der Schaubühne der Leihbibliotheken ihre Rolle ſpielen, durch die ſchmutzigen und ſchwieligen Hände gerührter Hökerinnen und verliebter Köchinnen laufen und unverſchämt genug ſind, dieſen glücklichen Erfolg ihrer der Menge angetragenen Knechtsdienſte für ihr kritiſches Forum und als Beweis ihrer literariſchen Verdienſte auszugeben. Mit dieſen Schriftſtellern habe ich nichts zu ſchaffen; ſie liegen außer der Angriffslinie eines literariſchen Buches; verdienſtliche Männer wie Mundt ſind mir noch in ihren tadelnswürdigſten Einſeitigkeiten achtungswerth und machen auf Tadel Anſpruch, weil ſie der kritiſchen Beſprechung würdig ſind.

Die ſogenannte „Emancipation des Fleiſches," welche Mundt gepredigt haben ſoll, iſt ein ſo unbeſtimmter verallgemeinerter Begriff, daß unſere Keuſchheit über die Gefahren, die uns von daher drohen, unbeſorgt ſein darf. Mundt hat aber auf dieſe Lehre einen zu ſtarken Accent gelegt, dadurch die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und die Prüden geärgert. Er unterläßt auch jetzt noch nicht, auf dies ſein vages Lieblingsthema zurückzukommen. So beſchreibt er in ſeinen Spaziergängen und Weltfahrten ein Gemälde, welches eine Nymphe darſtellt, und ſchließt die an ſich ſchöne und warme Schilderung wie folgt: „das Myſterium von Leib und

Geiſt liegt in der Nymphe als lachendes und leicht zu löſendes Räthſel da, die Nymphe iſt der Mittelpunkt zwiſchen Erde und Himmel und darum ſpendet ſie in menſchlicher Form göttliche Freuden. Hier habe ich Sie, Bruder Einſiedler, auf ihr Lieblingsterrain gebracht, ſetzen Sie ſich an die Orgel Ihrer Phantaſie und ſpielen Sie mir eine feierliche Meſſe über dieſes unſer großes Thema!" Dieſe unüberlegten und überſchwänglichen Myſterien, bei denen ſich Jeder ſo viel oder ſo wenig denken kann und darf, als er darf und kann, haben Mundt viel mit den Miniſterien zu ſchaffen gemacht und unnütze Incommoditäten zugezogen.

Ueber Mundt's Styl kann ich auch jetzt nicht ſchlechter denken, als ich ihn in meinem Werkchen „Bücher und Menſchen" characteriſirt habe; der poetiſche Glanz ſeiner Proſa verliert ſich ſelbſt in der Verſchmelzung mit wiſſenſchaftlicher Darſtellung nicht; obgleich ich zugebe, daß ſich Mundt von ſeiner Leichtigkeit im Raiſonniren und Styliſiren immer weiter, ſogar bis zur Leichtfertigkeit, fortreißen läßt. In ſeinen „Weltfahrten" ſchwemmt das Wort häufig den Gedanken weg, daß ſich der Sand bloß legt. Dieſe beiden Bände „Spaziergänge und Weltfahrten" enthalten neben vielem Trefflichen auch mancherlei Unüberlegtes und Gehaltloſes, auch ſoll ſein Drama „das Luſtſpiel der Neigungen," ſein Erzeugniß jüngſter Tage, eine ganz unüberlegte, poeſie- und gehaltloſe Compoſition ſein. Wie kann man ſo gegen Fleiſch und Blut ſeines eigenen Rufes wüthen! — Das was bei Mundt die höchſte Anerkennung verdient, iſt ſeine außerordentliche literariſche Regſamkeit und Thätigkeit. So viel

wir uns erinnern, begann er seine literarische Laufbahn mit einer Schrift über griechische Verskunst. Seine Novellen und Romane „Madelon," das „Duett," „der Basilisk oder Gesichterstudien," worunter das Duett durch ein hübsches Stillleben am meisten anspricht, rühren noch aus dem Stande seiner paradiesischen Unschuld her. Erst später warf er sich in die Conflicte der Zeit. Seine größeren kritischen Aufsätze gab er in seinen „kritischen Wäldern" gesammelt heraus. Einen freieren Aufschwung nahm Mundt in seinen „modernen Lebenswirren" und in der „Madonna," worin sich seine reflectirende novellistische Muse auf ihrem Gipfelpunkt befindet. Hierzu rechne man seine journalistischen Unternehmungen „Zodiacus," „Dioskuren," jetzt den „Freihafen," zwei Bände „Charactere und Situationen," zwei Bände Reisen, seine „Kunst der deutschen Prosa," jetzt sein Taschenbuch „der Delphin." Zu viel, zu viel schon für ein so junges Leben, besonders da die Reflexion in ihm so übermächtig ist über die Produkzion! Mit das Bedeutendste leistete Mundt in seinen Characteristiken. Davon später. Einige Partieen in seinem Buche über Charlotte Stieglitz halte ich für das Vortrefflichste, was uns Mundt gegeben hat und geben konnte. Diese Schrift fällt in Mundt's glücklichste Periode. Man weiß bei Mundt so wenig wie bei Laube, ob sie mehr durch und aus sich selbst, oder durch die fremden Einflüsse, die von außen auf sie einwirkten, in ihrem Bildungs- und Entwickelungsgange gestört worden sind. Vieles ist nicht ihnen, sondern den Umständen zur Last zu legen. Mundt schrieb auch eine Einleitung zu der Uebersetzung eines George Sand'schen Romans, „der Geheimschreiber." George Sand

ist die romantische Aphrodite, welche Mundt in einem abgesonderten Gebiete seiner kritischen Wälder, da wo der paphische Hain seiner Geistesrichtungen beginnt, als Idol verehrt. Kein Ungeweihter, kein Ketzer darf sich diesem Heiligthum nahen. Mundt würde Jeden als Ketzer verdammen, der, wie ein französischer Kritiker, behaupten wollte, George Sand und Compagnie ständen außerhalb der Gesellschaft und übten gar keinen Einfluß auf sie, während Mundt der Dudevant ihren Platz im Mittelpunkte der Gesellschaft einräumt und aus ihren Romanen Gott weiß was für Resultate und Hoffnungen zieht. — Von einem so thätigen Schriftsteller ist zu erwarten, daß er viele Fragen angeregt, Manches verwirrt, aber auch Manches gelichtet und auf die jungen Schriftsteller, die irgendwo mit seinen Ansichten zusammentrafen, eine bedeutende Wirkung geäußert und sie wenigstens zur Mitstrebsamkeit aufgefordert haben wird. Die Anmuth seiner Diction, die Festigkeit in seinen socialen Ansichten, die Beharrlichkeit seines Wollens und Denkens, selbst der fanatische, zum Theil aus zu hohem Selbstbewußtsein herrührende Eifer gegen Andersdenkende, werden Mundt stets die ihm eigenthümliche Stellung in der Literatur sichern.

Der, von dem ich jetzt sprechen will, dermalen Mundt's erbittertster Gegner, ist Karl Gutzkow. Man beschuldige mich immerhin der trostlosen Halbheit, wenn ich im Begriffe stehe, Gutzkow mit derselben Unparteilichkeit zu loben und zu tadeln, mit der ich Mundt gelobt und getadelt habe. Ich weiß, daß ich zwischen zwei Degen renne, zwischen zwei Feuer gerathe, mit zwei kritischen Mächten mich bloßzustellen Gefahr laufe; aber es gehört doch wahrlich wenigstens eben so viel

Muth dazu, im Gefühle seiner Unparteilichkeit und Redlichkeit sich dem vorher schon zugeschnittenen Vorwurfe einer trostlosen Halbheit auszusetzen, als sich Einem auf Tod und Leben in die ausgebreiteten Arme zu werfen, und um wenigstens diesen nicht zu verlieren, in jämmerlich berechnender Entschiedenheit den Andern fallen zu lassen. Ich habe nur dem Geschwornengericht in meiner eigenen Brust Rede zu stehen; diesem bin ich allein verfallen, ein anderes Tribunal über Beweggründe erkenne ich nicht an. Wo aber der Zustand der Dinge von der Art ist, daß man sich selbst noch innerhalb des Buches bevorworten muß, da ist ein schlechter, verworfener, unredlicher, schimpflicher Zustand, für welchen diejenigen, die ihn herbeigeführt, verantwortlich gemacht werden mögen!

Gutzkow giebt eine respectable Summe, wenn man die einzelnen Posten seiner literarischen Thätigkeit zusammenzieht; denn nicht der einzelne Ton, wie es irgendwo von Gutzkow hieß, macht das Geräusch einer Lärmtrommel so hörbar und auffallend, aber wohl das Zusammenwirbeln der Töne. Gutzkow hat bisher mit der Menschheit, der Geschichte, dem religiösen Glauben und der Literatur mehr experimentirt, gerungen, gekämpft, als daß er sich mit ihnen zu verständigen und auf guten Fuß zu setzen gesucht hätte. Er ist ein Mann der Debatte und der Discussion, mehr ein Talent der Decomposition als der Composition; Gutzkow ist ein genialer Schnüffler, von starken Geruchswerkzeugen, ein Spürhund, der die Schwächen, Lächerlichkeiten und deutschen Micheleien überall auf's geschickteste herauswittert. Ein solches lauerndes, immer auf dem Sprunge liegendes Unge-

thum, welches bald eine ſchmächtige Gazelle der ſchwindſüchtigen Empfindelei, bald ein Kalb der Dummheit, bald eine hochnäſige Giraffe der Prunkſucht anſpringt und erlegt, hat bis dahin in unſerm mit Affen und Papagayen übervölkerten Literaturwalde kaum noch exiſtirt. Er iſt unter allen Schnellläufern der Journaliſtik der ausdauerndſte an Milz, der längſte an Athem, der raſcheſte an Beinen. Wer Seydelmann's immer wie eine Springfeder auf- und zuſammenſchnellenden Mohren im Fiesko geſehen hat, hat ein Bild von dem literariſchen Gutzkow. Nur das ſanguiniſche, lebensluſtige Blut des Mohren fehlt ihm, Gutzkow iſt vielmehr ein Hypochonder, von ſchwarzer Galle, wenn auch klarem Verſtande. Jene Geſchicklichkeit Gutzkow's, die Zeit an jedem Zipfel zu faſſen, der in das volle Leben erſichtlich hinaushängt, erhält ihn auf der Woge der Literatur, ſo lange noch der tragende Mantel der Zeit zuſammenhält. Gutzkow iſt jetzt der Unvermeidliche in der Literatur, wie Menzel vordem es geweſen iſt. Gutzkow hat ſich in Menzel's Cadettenſchule deſſen Tactik und Fechterſtreiche eingelernt, nur daß er mit ſchlauer Berechnung den Zeitumſtänden ſich anzupaſſen und dem Publikum den Puls zu fühlen weiß. Daher handelt er nicht immer edel, aber immer ſchlau und als fertiger Rechnenkünſtler. Selbſt ſeine Freunde und Genoſſen ſind ihm nur Zahlen, mit denen er verwickelte Rechen-Exempel conſtruirt; und die Zeittendenzen ſelbſt nur Figuren im Brettſpiel, ſo daß er bald mit Königinnen die Bauern und bald mit Bauern die Königinnen ſchlägt. Es iſt gewiſſermaßen auch ehrlich, ſich auf dieſe Weiſe zu geben; Jeder kennt ihn, Jeder mag ſich in Acht nehmen. Die Sünde nimmt ab

mit ihrer wachsenden Größe, sagt Fiesko, als er um Republik und Herzogthum seine Gedanken durch einander würfelt.

Gutzkow hat als Kind auf dem Steinpflaster Berlins gespielt, vielleicht in der Nähe des öden Kriegsministeriums, wo sich die Häuser wie Gardesoldaten an einander reihen. Schon die Kinder sind in Berlin äußerst speculativ. Das Steinpflaster ist so hart, irgendwo vor einer geduldigen Hausthür wird von einem Kärrner Sand abgeladen, der reinste märkische Sand, den man sich nur denken kann und der in den Schlüften des Kreuzberges oder der stattlichen Rehberge gewonnen ist. Wie klug die Berliner Kinder sind! Dieser Sand kommt ihnen gerade gelegen, man macht ihn zum Tummel- und Spielplatz und wühlt sich hinein, je tiefer desto besser, wie Maulwürfe. Später, wenn man ein gebildeter Student geworden und das Spielen auf der Gasse nicht mehr betreiben kann, fühlt man doch die liebe Angewöhnung, sich irgendwo einzuwühlen, und man wühlt und gräbt sich ein in die kolossalen Flugsandberge der philosophischen Spekulation. Wie man sich darin gefällt? — Nicht wie der edle Ritter Tannhäuser im Venusberge — aber wer fragt darnach? Man muß doch einen Ersatz haben. Kritik übt der Berliner von klein auf. Man hat Theater, Concerte und einige für Gratis-Aufsätze sehr empfängliche Journale, man fängt an zu kritisiren, die Schärfe der Feder gefällt, man lernt sich selbst erkennen und gründet ein „Forum der Journal-Literatur." Das setzte Gutzkow wirklich ins Werk. Er ergreift mit Hitze die Fragen der Zeit, ohne eine Antwort dafür zu haben, er spricht sich begeistert für Menzel aus als dessen Herold, er findet sogar Poesie im Morgen-

blatte, Menzel fängt den jungen literariſchen Schäfer an zu lieben, er ruft ihn aus dem Berliner Stillleben ab, dort auf das blutige Feld der Gefahr, wo man Heroen wie den guten Franz Horn und den guten Theodor Hell, der Niemanden was Böſes gethan, zu nichte macht, der Name Gutzkow prangt in dem Lorbeerkranze des Literaturblatts, Menzel und Gutzkow ziehen an einem und demſelben Narrenſeile der Kritik!

In der That — eine ſchöne Pflege- und Koſtſchule, in welcher ſich Gutzkow jetzt befand. Alles, was er ſagen wollte, war ihm geſtattet zu ſagen, und wie er es ſagen wollte, kam nur auf ihn an. Das Quantum, was Gutzkow an Milch der Liebe mit ſich gebracht hatte, war gering; jetzt wurde es ihm völlig zu Gift verwandelt. Robespierre galt dieſen Leuten für einen Heros an Gemüthſchöne, Leutſeeligkeit und Liebenswürdigkeit — Robespierre mußte auf kritiſchem Wege nachgeahmt werden. Man errichtete ein Revolutionstribunal; die Kritik, mit aufgeſtreiften Hemdsärmeln, republikaniſcher Phraſen voll, beſorgte die Guillotine. Man wollte wie Robespierre unter den Schlechten aufräumen, um der Tugend Luft zu machen. Der Fanatismus verbreitete ſich, der kritiſche Terrorismus machte die beſten Fortſchritte. Und die Reſultate? Die Revolutionsmänner haben ſich ſelbſt aufgerieben, ſie ſind gefallen wie Marat, Danton, Robespierre, Collot d'Herbois, Einer nach dem Andern; man hatte wirklich aufgeräumt, aber der Hunger war geweckt, die Eiferſucht und der Argwohn, daß Einer allein der blutigen Früchte ſich bemächtigen könne, trieb die Revolutionären gegen einander. Und ſo hat ſich dieſer aufreibende Zuſtand

herangezogen bis zu uns, die Gegenwart ekelt an, die Zukunft iſt ein Problem, aber ſchon guckt hier und da wieder ein gutmüthiges Geſicht aus der Reſtaurationsperiode munter hervor und ein ſeeliges Lächeln, daß ſich die Männer der Kadmusſaat unter einander ſelbſt aufreiben und die Kritik, der heißhungrige Erechtheus, ſich die Zähne in das eigene Fleiſch ſchlägt, ſpielt über ſeine unterdeß gealterten Züge.

Was ſoll ich von Gutzkow's ſelbſtſtändigen Werken ſagen? Von Mahaguru, den Briefen eines Narren an eine Närrin, ſeiner Sommerreiſe, ſeinen zwei Bänden Novellen, ſeinen Soireen? Man ſieht, daß auch Gutzkow ungemein thätig und fleißig war. Von ſeiner gänzlichen Liebloſigkeit damals zeugt ſeine Characteriſtik des Julius Max Schottky; ſie erregt wie der Schlund eines dumpfen Burgverließes Schwindel und Abſcheu; man fragt vergebens, was die Menſchheit, was die Literatur durch eine ſolche Zerlegung ſolcher Schottky-Charactere gewinnt; man weiß darauf nichts zu antworten, als daß hier nur ein perſönlicher Kitzel befriedigt worden ſei. Die übrigen Produkzionen Gutzkow's ſind meiſt mehr oder minder gelungene Zerſetzungen, wodurch Welt- und Gemüthszuſtände bis auf ihr Nackteſtes entkleidet werden. So in ſeinem „Nero" — ein kühnes Verſtandeswerk, bei dem indeß die dramatiſche Form wenig mehr als ein Ergebniß der Willkühr iſt. Die ihm ſelbſt inwohnende Skepſis veranlaßte ihn, die Leiden, Kämpfe, äußeren Folgen und inneren Schrecken der Skepſis an einem jüdiſchen Zweifler darzulegen; an der Novelle, worin dies geſchah, „der Sadducäer von Amſterdam," haben wir Gutzkow's wahrſcheinlich beſte Novelle, in ihrer Art ein Meiſterſtück. Gutz-

kow trägt ſeine Skepſis nicht zur Schau; ſie iſt ſein Dämon, der ihn unwiderſtehlich treibt, bald da bald dort einen Zuſtand oder eine Perſönlichkeit anzunagen. So in einem ſeiner jüngſten Bücher, der „Seraphine.“ Hier wird eine ächt Gutzkow'ſche Liebe geſchildert, die nicht in ihrem Zuſtande ſteht, ſondern außer ihm und über ihm, um über ſich zu reflectiren und von ihrer Art in jedem Augenblicke ſich und Andern Rechenſchaft geben zu können; die Liebe, jene holdſeligſte Blüthe des Daſeins, jenes anmuthigſte Princip unmittelbaren Werdens, jener Phönix, der ſich in jedem Momente in die Flammen ſtürzt, um neugeboren und vollendeter wieder hervorzugehen, erſcheint hier nur in der Form dialektiſcher Qual, einer fortgeſetzten Verzweiflung, einer raffinirten Angſt. Den Character-Seraphinen's will ich hier zerlegen, weil ſich dadurch beweiſt, wie ſcharf Gutzkow's Verſtand in gewiſſe Charactere nnd Gemüthszuſtände einzudringen fähig iſt. Weibliche Weſen wie Seraphine giebt und kann es nur in Deutſchland geben. In der Einſamkeit, in ſchlichten, ſpießbürgerlichen Umgebungen aufgewachſen, ohne ein tüchtiges ſinnliches Naturell, bei alledem zur Liebe geneigt, von überwiegendem Verſtande, voll Sentiment, gewöhnt, ſich in Tagebüchern Abends von Allem Rechenſchaft abzulegen, was ſie Tags über gedacht, gethan, empfunden, in religiöſen Scrupeln befangen, aber um ſo mehr Verehrerinnen der Tiedge'ſchen „Urania,“ der Witſchelſchen „Morgen- und Abendopfer,“ einiger lieber Gräber und der Feſt- und Geburtstagherrlichkeiten, bis zu einem gewiſſen Moment des Gefühls hingeriſſen, aber ſogleich wieder geneigt, ihren Gemüthszuſtand zu zerlegen, wie man ein friſches grünes

Blatt ſkelettirt, ſo ſind ſie — ſo erſcheint uns Gutzkow's Seraphine. Sie ſind in der Regel ſchmachtend, unglücklich und nicht ſchön, wenigſtens nicht blühend, und kommen eher in der Provinz, in abgelegenen Landſtädtchen, als in Reſidenz- und Handelsſtädten zum Vorſchein. Solche Geſchöpfe können anfangs reizen und anziehen; ſie beſchäftigen auch wohl eine Zeit lang, dann werden ſie langweilig; die Liebe verwandelt ſich in theilnehmendes Mitleid, in Bedauerniß oder gar in Ueberdruß; es iſt mit ihnen nur auf eine ſentimentale Reflexionsweiſe zu verkehren, aber nicht in gebundenem Verhältniß zu leben, nicht einmal zu lieben vom Grunde des Herzens. Dieſe ſonderbaren weiblichen Weſen verſchmerzen leicht den Verluſt eines Mannes, wenn ſie einen zweiten gefunden haben, der in ihre ſchmachtenden, blaßwangigen Raiſonnements eingeht, ſie treiben eine Art geiſtiger Proſtitution und haben im weiblichen Geſchlechte ſelbſt ihre erbittertſten Gegner. So verkümmern ſie und gehen ſogar in der Ehe noch leicht zu Grunde, da ſie für das materielle Element in ihr kein Verſtändniß haben; denn die Sentimentalität endet zwiſchen Küche und Ehebett. Man hat zuletzt an dieſen Unglücklichen nur ein gebrochenes geiſtiges Skelett, um welches das Hausweſen zerliedert und loſe umherſchlottert. So glaube ich hat ſich Gutzkow den Bildungsgang dieſer Seraphine gedacht. Außer dieſem weiblichen Character — Norm für viele — findet man in dieſem Roman wenig, was anheimelt und befriedigt; der Schluß iſt ſchroff und bizarr; Alles kalt, Vieles carikirt. In ſeinen „öffentlichen Characteren" hat Gutzkow bewieſen, was ein kluger Kopf aus ſeinen Sujets machen kann, ohne von dem Ma-

terial eine erſchöpfende Kenntniß zu haben. Gutzkow's Schmerz, Leiden und Nahrung für ſeine Unzufriedenheit iſt: Zuſtänden mehr als Perſonen ſeine Liebe zuwenden zu können, weshalb er die Perſonen wie bloße gegebene Zuſtände, wie todten anatomiſchen Stoff behandelt. Unglücklicherweiſe ſind die Zuſtände Deutſchlands der Art, daß ihnen Gutzkow entſagen muß und ſich nur an Perſönlichkeiten halten kann, welche von wirklichen Zuſtänden abgelöſt ſind.

Das verfehlteſte und ſchlechteſte Buch Gutzkow's, ſeine berüchtigte Wally, worin nur eine Epiſode von dem Trompeter und Tambour der Rede werth iſt, war beſtimmt, den ungewöhnlichſten Rumor zu erregen. Menzel ergriff die Gelegenheit, über die junge Literatur den Stab zu brechen, und die evangeliſche Berliner Kirchenzeitung ließ ſich ſo weit herab, gegen die Belletriſtik als ihren Erbfeind anzurennen. Was ſollten die jungen Leute nicht Alles beabſichtigt und verbrochen haben! Da geſchah das Interdict, und wie die Theilnahme ſich ſtets den Gebannten, Gedemüthigten, unter Aufſicht Geſtellten zuzuwenden pflegt und das Unglück als ein Sühnungsact angeſehen wird, ſo ereignete es ſich auch jetzt, daß die mit dem Interdict Belegten von dieſem Zeitpunkt an eines größeren Intereſſes genoſſen, als je vorher. Jetzt bekümmerte man ſich um ſie, jetzt ſuchte man ihre ſtaats- und religionsgefährlichen Bücher kennen zu lernen. Sonſt war die langweilige Wally ein Buch, welches jeder noch ſo unternehmende Leſer nach den erſten Seiten mit Schrecken und phyſiſcher Angſt aus den Händen gelegt hätte! Es muß Gutzkow jetzt ſelbſt eine Beruhigung ſein, die Ueberzeugung zu haben, daß die Wally in das Reich der

Nichtexiſtenzen verwieſen iſt. Eigenthümlich war hier nur der Zufall, daß ſich Mundt, welcher gegen die Firma „junges Deutſchland" häufig proteſtirt und die Wally ſelbſt als eine Verletzung des (Hegel'ſchen) Chriſtenthums bezeichnet hatte, ſich in eine und dieſelbe Kategorie mit Gutzkow verſetzt ſah. Menzel, welcher in ſeinem Groll gegen Gutzkow und in ſeiner fanatiſchen Verblendung die heterogenſten Erſcheinungen als eine und dieſelbe Miſchung betrachtete und zuſammen mengte, trug daran keine geringe Schuld.

Es fragt ſich übrigens, ob Menzel ſeine donnernden Verdammungsurtheile im Rechte individueller Ueberzeugung geſprochen hat. Einmal verlor er ſein Recht Gutzkow gegenüber, der ſein Schützling und Zögling war, ſodann ſind ſeine Wuthausbrüche ſo eigenthümlich gefärbt, daß man eine perſönliche Gereiztheit annehmen muß; er forcirte ſich dermaßen, als wolle er nicht bloß die Welt von der Wahrheit ſeiner Anklagen überzeugen, ſondern auch ſich ſelbſt überzeugen, daß er wirklich überzeugt ſei, als wolle er ſich in den Glauben an die Rechtlichkeit ſeines Verfahrens hineinräſonniren. Seine Anklagen ſpielen unausgeſetzt in das Gebiet des Perſönlichen hinüber, ſo daß in dieſen Invectiven weniger die Sachen, als die Perſonen vor das Auge des Publikums gerückt und förmlich ſignaliſirt wurden; er nannte ſie z. B. die „Wadenloſen"; wer hat da noch Zeit und Luſt, an die Sache, ſtatt an die Perſon zu denken, wo ſo durchaus körperliche Momente als Attribute aufgegriffen werden? Iſt es nicht derſelbe Menzel, welcher dieſe Schriftſteller und Andere, die er noch im Sinne hat, in ſeinem vierten Bande Schwarzvieh nennt, alſo mit Reſpect zu ſagen Schweine? Und

daß, ebenfalls mit Reſpect zu ſagen, er der Jäger dieſes Schwarzwildes ſei? Hat ſich Menzel nicht beeifert, den Ausdruck jeune Allemagne in Bezug auf jene Schriftſteller populär zu machen, als beſtehe unter ihnen wirklich eine Conſpiration nach Art der jeune Allemagne in der Schweiz oder der giovine Italia? Iſt er nicht anmaßend genug zu behaupten, es beſtehe gegen ihn eine allgemeine Verſchwörung, die ſich aus den Göthianern in Berlin und der jenne Allemagne in Paris gebildet habe? Nennt ſich der beſcheidene Mann nicht ſelbſt einen Reformator, der, wie jede bedeutende Erſcheinung, jede hervorſtechende Perſönlichkeit, ihre Nachäffer gefunden habe? — Das allein macht ihm Sorge, daß die Ignoranten ſeine jahrelangen Arbeiten nicht werden begreifen können!

Menzel, der allerdings jahrelang gearbeitet hat, um die Impietät und Anmaßung zu fördern, die Literatur ein wenig zu ſchütteln und einige Verſchlafene aufzurütteln, ſieht ſich jetzt ſogar um die Anerkennung derjenigen Verdienſte gebracht, die er ſich wirklich um den Geiſt der Nation und das Leben der Literatur bedingterweiſe und in mäßigem Sinne erworben hat. Indeß möchten die ſchädlichen Säfte, die er der Literatur mitgetheilt, leicht ſcharf und beizend genug ſein, um die heilkräftigen unwirkſam zu machen. Auch bei ihm ſcheint ſich wie bei allen forcirten Schriftſtellern Ueberdruß an ſich ſelbſt und ſeiner Manier eingefunden zu haben. Er übt keine Wirkung mehr, weder auf die alte noch auf die junge Sippe; und ſo mag er ſeine iſolirte Stellung hinnehmen, wie ein Gottesſchickſal, welches er ſelbſt herausgefordert hat.

Zehntes Buch.

Die Zeit, in der wir leben, iſt eine Zeit der Fragen, auf welche noch keine Antwort, ein Räthſel, für das noch keine Löſung, ein gordiſcher Knoten, für den noch kein Alexander gefunden worden. Man umgeht ſogar Löſung und Antwort, man begehrt keinen Alexander, weil die Löſung vielleicht nur durch einen gewaltſamen, in den Zuſtand der gegenwärtigen politiſchen Dinge zu tief einſchneidenden Schwerthieb bewirkt werden könnte. So kommt Frage zur Frage, Räthſel zum Räthſel, Schwierigkeit zur Schwierigkeit. Wo die Weltlage ſo zweideutig erſcheint, kann ſich ein Gemüth, welches im Taumel der Gewöhnlichkeit und des bloß bürgerlichen Vergnügens hinzuvegetiren verſchmäht, nur unbehaglich fühlen. Die Ruhe hat immer etwas Trübes, Dumpfes, Schwüles, Beengendes und Lauerndes, wo ſo viele Veranlaſſung iſt, die oft nur ſcheinbaren Güter der friedfertigen Ruhe gegen eine kräftige Entſcheidung mit all ihren Folgen einzuſetzen, wo, wie erweislich iſt, Manches halb abgebrochen und nicht dem Zuge, dem es naturgemäß folgte, in freier Entwickelung überlaſſen wurde, wo hinter dem Spaßmacher- und Schalksnarrengeſicht der Shakſpeare'ſche Narr

zu brüten ſcheint, der den alten wahnſinnigen Lear in das Mäntelchen hüllt, und die Maske des Luſtſpiels die der Tragödie nur ſo weit verdeckt, daß ſie ſich beide zu einer unheimlichen Doppelmaske in einander ſchieben.

So viel iſt gewiß, daß dieſer Halbzuſtand, dieſe zweideutige Ruhe jener im Geheim fortwühlenden allgemeinen Zweifelſucht Leben und Nahrung giebt. Männer ſelbſt, von denen man meinen ſollte, daß ſie in ſich feſt und beruhigt genug wären, reiben ſich in ihrem Innern an dieſem Zuſtande auf. Immermann ſpricht geradezu von einer Friedenskrankheit, welche gegenwärtig graſſire. Schiller, der den Krieg als ein Beförderungsmittel der Kultur gelten läßt, behauptete, daß Kriegsgefahr das Einzige ſei, was den Despotismus mäßige. Aus mündlicher Unterhaltung erinnere ich mich, daß Cornelius, der eben ſo vortrefflich als Character wie als Künſtler iſt, dieſelbe Anſicht ausgeſprochen hat; Krieg, meinte er, wäre zumal jetzt nicht vom Uebel, wo die Gemüther der Menſchen erſchlafft, dem Egoismus und der Kälte verfallen, auf nichts Höheres gewieſen und dem Ernſten und Heiligen entfremdet ſeien. Ich ſetze hinzu, daß es gewiſſe thieriſche Beſtandtheile im Menſchen giebt, die ſich austoben wollen, daß ſich namentlich jetzt viel Gift im Körper der Menſchheit angeſammelt hat, dem man früher oder ſpäter eine Ableitung wird geben müſſen, wenn es ſich nicht zerfreſſend auf die innerſten Theile und edelſten Organe werfen ſoll. Wie jetzt die Menſchheit beſchaffen iſt, weiß man in der That nicht, ob wir einer neuen Schöpfung entgegen gehen und ſie noch erleben werden, oder ob dieſer gegenwärtige Zuſtand die Unmöglichkeit ſelbſt möglich machen und

eine ewige Richtung ſein wird. Vieles iſt da, was dafür zu ſprechen ſcheint, daß ſchon unter unſern Händen und mit unſerm Zuthun eine neue Zeit ſich heranbildet, Vieles, was darauf hinzudeuten ſcheint, daß wir in einem abalternden Zuſtande begriffen ſind, in einem allmäligen Dahinſinken und Schwinden der politiſchen und religiöſen Dinge und Formen, des heroiſchen Gefühls, der ſchwungvollen Phantaſie, der geſunden Natürlichkeit. Jene allgemein gefaßten Ideen, daß wir ſtatt einer Völkergeſchichte eine Geſchichte der Menſchheit, innerhalb welcher alle Einſeitigkeiten aufgehoben ſein werden, und ſtatt abgeſonderter Culte eine Religion des allgemeinen Bewußtſeins und der Humanität erhalten werden, ſo daß die Menſchheit ſelbſt, nach einem beliebten Ausdrucke, den erlöſenden ſeine Paſſionszeit überſtanden habenden Gottesſohn darſtellen wird, wollen mir nicht einleuchten, wenn ich von Volk zu Volk umherblickend die ausgebildetſte Einſeitigkeit, Engherzigkeit und Selbſtſucht und eine Theilnahmloſigkeit erblicke, welche nur Folge einer geheim im Schwange gehenden Corruption ſein kann. Alle franzöſiſchen Journale ſind mit Anklagen gegen dieſe mächtig wuchernde Verderbtheit angefüllt, welche von der Wurzel aus bis zur Krone des Baumes den Stamm des Reiches überzieht. Hätten wir in Deutſchland ein öffentlicheres Leben, eine öffentliche Gerichtspflege, wir würden in mancher deutſchen Stadt kaum mindere Greuel kennen lernen und zu verabſcheuen haben. Darf man da nicht wenigſtens fragen, ob dieſer Zuſtand dem Zuſtande des römiſchen Reiches nicht parallel ſei, als die Moral, die alte Gotteslehre, das Vaterlandsgefühl bis zum Grunde erſchüttert waren, und das Römerthum doch immer

noch Kraft genug hatte, einen Trajan, einen Marcus Aurelius, einen Alexander Severus und einzelne bewundernswerthe Großthaten des Stoicismus zu erzeugen? — Freilich! die Klage über die Corruption der Menschheit ist alt und war damals wohl scheinbar noch gegründeter, als ein Vorfahr des jetzigen Königs der Franzosen, ein Herzog von Orleans, Regent nach Ludwigs XIV. Tode, jene Schauernächte mit seinen Gerä-derten (Roués) feierte, Orgien, wie sie nur zu den Zeiten des Tiberius und der Messalina in so scheußlicher Form erhört sein mochten. Damals schrieb eine Herzogin von Orleans selbst, Elisabeth Charlotte, aus dem Hause Pfalz, in ihren naiven Bekenntnissen: „man hört hier von nichts als von tragischen Aventüren, Vergiften, Morden, Stehlen. Die größte Mode zu Paris ist nun, daß man sich selber umbringt, die meisten ersäufen sich, viele auch stürzen sich den Hals ab, viele erstechen sich, und das alles umb das leidige Geld, als wenn sie reicher werden sollten, wenn sie todt sein, die Leute werden hier auch abscheulich barbar. Man hat vor drei Tagen Eine Frau an einen Bratspieß gefunden, so man braten wollen. Eltern ermorden Kinder, Kinder ermorden Eltern, solche abscheuliche Sachen hört man hier alle Tage." — Damals lag indeß das Uebel vielleicht mehr auf der Oberfläche als jetzt; der Hof war verdorben, nicht das Volk; der Hof, aller Sitte Hohn sprechend, vergiftete, was in seine Nähe kam, der eigentliche Mittelstand in Paris hat der Verderbniß lange widerstanden und sich nie so sehr davon einnehmen lassen, daß die ihm eigene Bonhommie und häusliche Sitte ganz hätten verwischt werden können. Die Bourboniden und Orleaniden haben fast durchgehends das

eigene Schickſal, eine wirkliche Familienleidenſchaft gehabt, zweideutigen und demoraliſirten Characteren ſich und ihren Hof in die Hand zu geben. Man ſchaudert, wenn man von den Künſten des ſchändlichen Dubois und der mit ihm verbündeten Normal-Courtiſane La Tencin lieſt. Wer hörte nicht von dem Parc-au-cerf Ludwigs XV., wo mehr als tauſend junge Frauen, Weiber, ihren Männern, Töchter ihren Aeltern, Nonnen, ihren heiligen Stätten gewaltſam entführt, nach und nach den Lüſten des jungen Monarchen geopfert wurden? — Nie hat eine Republik von ſolchen Greueln eine Ahnung gehabt; dieſe Greuel fanden ſich höchſtens dann erſt ein, wenn die Menſchheit zu einer Republik zu verdorben war, die Republik in eine Monarchie und aus der Monarchie in eine despotiſche Maitreſſenwirthſchaft überging. — Aber die Verderbtheit von jetzt liegt tiefer; ſie beruht in einer krankhaften Stimmung, in einem Seelenleiden, im Ueberdruß, im Raffinement, im Romanticismus, in der Faulheit und Fäulniß des menſchlichen Geſchlechts. Es iſt kein partielles Leiden mehr, es iſt ein Gemeinleiden. Der Ringkampf zwiſchen dem Bewußtſein von einem idealen Zuſtande und der jämmerlichen Realität reibt uns auf. Nicht Jedem iſt es gegeben, daß er wie Schiller auszurufen vermag: „Glühend für die Idee der Menſchheit, gütig und menſchlich gegen die einzelnen Menſchen, und gleichgültig gegen das ganze Geſchlecht, wie es wirklich vorhanden — das iſt mein Wahlſpruch.“

Dieſer unbehagliche Zuſtand treibt überall die ſeltſamſten Blaſen auf, in Frankreich die Blut- und Quetſchblaſen einer wüſten Romantik, in Deutſchland die ſchnellverwehten

Seifenblaſen ſpiritualiſtiſcher Hirngeſpinnſte. Man beginnt jedoch, dieſer unnatürlichen An- und Aufſchwellungen überdrüßig zu werden und nach einem einfacheren, naturgemäßeren Zuſtande Verlangen zu tragen. Selbſt in Frankreich wird dieſer überreizte Zuſtand mehr und mehr übel empfunden. Die von St. Simon ausgebrüteten Phantome werden an Ort und Stelle nicht mehr beachtet, ſo wenig auch zu leugnen iſt, daß ſie auf dem Wege des Hin- und Herredens manche Spur eines günſtigen Rückwirkens hinterlaſſen haben; Mad. Dudevant ſah die Reihen ihrer Verehrer in Frankreich mehr und mehr ſich lichten, und der eingeſchlagenen monotonen Richtung ſelbſt überdrüßig, dankte ſie ihre literariſche Perſon von ehemals ab, ſo daß ſie in ihren letzten Schriften die Ganz- oder Halbbekehrte ſpielt; Victor Hugo's aus Blut und Sand zuſammengeleimter Bau iſt über ſeinem eigenen Haupte zuſammengeſtürzt. Die franzöſiſchen Journale erbeben von Angſt- und Weherufen nach Sitte, Einfachheit und Natur — ſo ſehr rächt ſich die Verletzung des der Menſchheit angeborenen Gefühls für Natur, Moral und religiöſes Leben. „Die ſchrecklichſte Krankheit," heißt es in einem franzöſiſchen Journal, „verſchlingt jetzt Kopf und Herz der Menſchheit, ſelbſt die ernſthafteſten und edelſten Charactere ſind von der oft tödtlichen Seuche des Zweifels ergriffen. Sogar die Dichter, deren Lebensſtoff Hoffnung und Glauben ſein ſollten und deren Miſſion es iſt, Tröſter der Menſchheit zu ſein, ſtimmen in die Hymne der Geſammtverzweiflung ein. Die Blasphemien des Childe-Harold und Manfred tönten in allen Winkeln Europa's wieder und fanden überall ihr Echo. Schmerz und Zorn wüh-

len in den Saiten der Lyra; die göttliche Sprache der Dichtkunſt wird zu nichts gebraucht, als zu Verwünſchungen. Die Dichter, welche die Menge beherrſchen ſollen, folgen ihr blindlings, ſtatt ſelbſt zu führen, laſſen ſie ſich führen, ſtatt, wie ſie berufen ſind, an der Spitze voranzuſchreiten, bilden ſie nur den Schweif der Menge, ziehen ſie in der Heerde mit; weil ſie ſehen, daß Alles rings umher in der Skepſis befangen iſt, haben ſie gar den Muth nicht mehr zu glauben, zerren ſie die Poeſie auf einer Bahn fort, jenſeits welcher ein Abgrund klafft" ꝛc.

Das in ſich brütende, dem Gedanken ſich opfernde Deutſchland konnte ſich am wenigſten dem Zweifel entſchlagen, nur daß er meiſt eine mehr wiſſenſchaftliche Form annahm und durch eine philoſophiſche Grundlage gerechtfertigt ſchien. Alle jene Verallgemeinerungen der Philoſophie, worin jetzt die politiſchen und religiöſen Wahrheiten aufgelöſt werden, vernichten die individuelle Freiheit, ſind der Tod des Lebens, das Grab der That, die man lebendig einſcharrt. Ich bin verſucht, ein Geſchlecht für krank zu halten, welches mit dem reinen nackten Begriffe gegen alle Illuſionen und Symbole anſtürmt. Der Verſtand kann ſo gut zur Krankheit ausarten wie die Phantaſie; wo beide in die vollſtändigſte Harmonie gebracht ſind, da ſuche man, wie unter den Griechen, die Blüthe der Menſchheit. Mit dem bloßen Bewußtſein, dem bloßen Setzen des Begriffs ſchafft man keine Kunſtwerke, vielmehr iſt man auf dem beſten Wege, jede friſche Anſchauung, die Poeſie, die geſtaltende Einbildungskraft zu tödten, den religiöſen Cultus aufzuheben und zum Terrorismus des Verſtandes, zur Verfolgung anders Verſtehender,

wie überhaupt der Gläubigen, der kindlich naiven Gemüther fortzuſchreiten. Was auch zur Oberherrſchaft gelangt, religiöſer oder politiſcher Fanatismus, der bloße Verſtand oder die bloße Phantaſie — immer wird die individuelle Freiheit gefährdet ſein. Den Anmaßungen der Hegel'ſchen Schule gegenüber iſt ſie es ſchon. Ein geſundes Volk aber ſpeculirt, ſyſtematiſirt, zweifelt nicht, es fühlt, ergreift das Gegenwärtige, die Fülle des Lebens, es glaubt, hält heilig, feiert ſeine religiöſen Myſterien, es bildet, dichtet, ſetzt die That an die Stelle des Denkens, nicht allgemeine unbeſtimmte Ideen, die ſich in's Unendliche verlaufen, an die Stelle der Sache ſelbſt. Mit den Philoſophemen des Ariſtoteles hatte das geſunde Leben Griechenlands ſeine Endſchaft erreicht. Wo man der That entſagt, ſucht man einen Erſatz in Denkproceſſen; man reproduzirt nur, man dichtet und ſchafft nicht mehr, man denkt über Gedachtes und Geſchaffenes nur nach. Das bloße Mäkeln, Kritteln, Verdrießlich und Aergerlich ſein zeugt jetzt von einem durchaus ungeſunden, ſchwächlichen und abnormen Zuſtande.

Wo ſo viele ſchlechte Reſte römiſchen Urſprungs, welche in das germaniſche Leben und in unſere Zeit nicht paſſen wollen, übrig geblieben ſind und mit aller Macht aufrecht erhalten werden, da hat die Spekulation allerdings das Recht, Einſpruch zu thun und aufzuräumen, wenn es eine praktiſche Verbeſſerung des ſtaatlichen und bürgerlichen Zuſtandes betrifft. So ſollte man verſuchen, unſrer Rechtspflege, ſtatt an ihr zu beſſern, auszuflicken und nachzutragen, von der Wurzel aus eine neue Grundlage zu geben, wozu man ſich nicht verſtehen will. Aber es giebt höchſte und heiligſte

Ideen, höchſte und heiligſte Geſetze, höchſte und heiligſte Formen, gegen welche die Skepſis ihre tempelräuberiſche Hand zu erheben kein Recht, keine Vollmacht hat.

Unſere Zeit iſt die des Beſſermachenwollens, des Bezweifelns und Experimentirens. Staat, Kirche, Schule, Univerſität und Familie — Nichts iſt verſchont geblieben. Ein Engländer führt als einen ſchlagenden Beweis für die Pietätloſigkeit der deutſchen Skepſis Niebuhr's römiſche Geſchichtsforſchungen an. Aber was will das ſagen? — Wir haben ſeitdem ganz andere Dinge erlebt. Und abermals iſt es die hegel'ſche Philoſophie, welche aus ihrem erdbebenhaltigen Schooße ſkeptiſche Richtungen hervorgehen ließ, wie ſie in der Art innerhalb der Chriſtenheit noch nicht erlebt worden ſind. Glaubte doch wirklich ein Hegelianer, F. Richter in Breslau, der Menſchheit eine wahrhafte Wohlthat zu erzeugen, wenn er in einem eigens dazu geſtifteten Journale den Glauben an eine jenſeitige Fortdauer des Individuums ſyſtematiſch zu widerlegen unternahm. Es gehört aber auch zu einem ſolchen Vorſatze die Dreiſtigkeit und Eitelkeit, womit gewiſſe Hegelianer in breiter, unausſtehlicher Geſchwätzigkeit ihr Denken, welches zugleich ihr Wiſſen iſt, zu dem Denken Aller zu machen bemüht ſind.

Unſere Literatur iſt ein Schlachtfeld der Debatte, des Discutirens geworden, wie wir geſehen haben. Der Gedanke, der ſich ſelbſt zum Gegenſtande hat und an ſich ſelber zehrt, wie ein im Hungerthurm Eingeſchloſſener zuletzt über ſein eigen Fleiſch herfällt, — das iſt unſere Epoche. Hegel machte den Gedanken abſolut; wir bekamen durch ihn einen Gott, der nicht Perſon iſt an ſich, aber Perſon wird durch

die Perſon, welche ihn denkt und wie ſie ihn denkt. Der Meiſter dieſes großartigen Syſtems konnte von einem durch das Denken zum Bewußtſein gekommenen Gotte ſprechen, dieſer Gott war Produkt ſeines Denkens, ein Schlußſtein an ſeinem wohl conſtruirten und enggegliederten Gebäude, aus dem kein Stein genommen werden darf, ohne die Conſtruction zu zerſtören und den Bau in Gefahr zu bringen. Seine Schüler aber verfuhren mit ſeinem Syſteme wie die Engländer mit den Tempelruinen in Athen, ſie zielen und werfen ſo lange nach einem Ornamente, einem Kragſteine, einem Kapitäl, bis das Ding herunterfällt, das ſie nun als Zierrath an die ärmliche Hütte ihres eigenen Denkprozeſſes befeſtigen, um damit zu prunken. Aber das Ornament ſticht unfein ab gegen das dürftige Bauwerk, dem es angepaßt iſt. Hegel's Gott, Hegel's Trinität, Hegel's Unſterblichkeit ſind nicht mehr der Gott, die Trinität, die Unſterblichkeit der chriſtlichen Glaubenslehre, ſie ſind nur Auslegungen und aushelfende Deutungen, aber ſie ſind Denk-Reſultate Hegel's, die man in ſich und ihrem Syſteme beruhen laſſen ſoll; ſie werden profanirt, wenn man ſie auf dem Markte der Literatur zur Schau ſtellt, ſo abgeriſſen, ſo vereinzelt, unter einer Menge ſeichter, monotoner, langweiliger Geſellen von arroganten Behauptungen. Es iſt von Bedeutung, daß Hegel in dem troſtloſen Sande der Mark lehrte und ſeine Schüler um ſich verſammelte, in jener aller ſättigenden Natur- und Lebenserſcheinungen baaren Region, wo der Gedanke aus Verzweiflung über ſich ſelbſt herfällt.

Dieſer heißhungrige Gedanke verſchlingt unerſättlich eine ſchöne Täuſchung, einen Glaubensartikel nach dem andern,

erſt den Glauben, dann den Artikel, er verſchlingt die Segnungen und Tröſtungen der Religion, das Glück der Pietät, die Wunder der Poeſie. Der nackte ſtarre Verſtand wird uns allein übrig bleiben, wenn der freſſende Gedanke allen den ſchönen Schein, der bisher die Menſchheit beſeeligte, abgeäzt hat. Ihr ruft nach Fleiſch — Fleiſch giebt uns euer Denkprozeß nicht, er giebt uns nichts als das Gerippe, das hohle unpoetiſche Gerippe, in deſſen Augen nichts wohnt als die ſtarre Leere.

Wahrlich, es lag nicht in der Abſicht eures Meiſters, daß ein ſolcher Schritt vor allem Volke gethan werde. Aber er iſt gethan! Strauß iſt ein Vogel der Wüſte, der ſeine Eier in den Sand legt und deſſen Fittige keinen Schwung haben zum Auffliegen, aber mit dem Kameele läuft er um die Wette, und die Schakale, die Bluthunde, die bellenden Kritiker der Wüſte, die nach ſeinem Fleiſche lechzen, hat er hinter ſich her. So ein Vogel iſt auch der deutſche Strauß. Die grüne Wieſe des Glaubens, mit den bunten goldigen Blumen, darüber lichtfarbige Engel ſtreifen, hat er uns zu einer Sandwüſtenei der Skepſis gemacht, oder beſſer, er ſah die brandige Wüſte der Skepſis um ſich her und nannte ſie bei ihrem richtigen Namen, aber wo er etwa noch ein grünes Hälmchen, eine erquickende Frucht, eine duftende Blume fand, da lief er zu und jätete ſie aus und ließ ſie an dem unerbittlichen Sonnenbrande des verkohlenden Zweifels vertrocknen. Wie der Samum des Zweifels erſtickend heranweht, den Saft in unſern Gebeinen ausdörrend! wie brennend der Sand iſt, wie ſpitz der Kieſelboden, worauf wir ſchreiten! und wie der Sturm der Kritik die Staubwolken

aufwühlt, daß die friedliche Karavane der religiöſen Tröſtungen und Segnungen verſchüttet und vergraben wird!

Was ſoll ich ſagen? — Allerdings war ein großer Unglaube da, und was Strauß offen ausgeſprochen hat, lebte und zuckte wie ein Wurm in Vieler Bruſt; nur iſt es ein Anderes, für ſich zu zweifeln, und ein Anderes, es für Alle thun zu wollen und ſeine Skepſis, die zweideutige Dirne, die hinter Vorhang und Riegel gehalten werden ſollte, entſchleiert, ja jeder Gewandung baar, auf die Gaſſe zu ſchicken, wo deren Viele ſind, welche ſich an ihrer Nacktheit freuen und Buhlſchaft mit ihr treiben möchten. Für den Unglauben finden ſich viele gläubige Thomas, wie für den Glauben ungläubige. Was ich bezweifle, kann oft von ſo unendlicher Wichtigkeit ſein, daß ich es als mein theuerſtes Gut in mich ſelbſt verſchließe, denn auch die Skepſis, die religiöſe, fordert Verſchwiegenheit und kann proſtituirt werden. Ein Zeitalter aller Religioſität, alles Cultus baar — ich möchte darin, ſelbſt wenn ich für mein Theil des äußeren Cultus entbehren könnte, nicht leben; man muß wenigſtens fühlen können, daß Andere glauben und in dem Glauben Anderer ſeelig ſein können; man muß wenigſtens wiſſen, daß etwas Glaubenswürdiges noch in der Idee Anderer vorhanden iſt. Dieſe Anſicht iſt religiös, wie ich denke; aber es iſt ein entſetzlicher Egoismus, Andern ſeine Skepſis aufdrängen und die Zeit eines allgemeinen Unglaubens in ihrem annahenden Gange beſchleunigen zu wollen.

Es iſt Egoismus, und zum Erſtaunen klar ſpricht er ſich bei Strauß in dem kühnen Worte aus: Nur der Genius kann von uns noch Verehrung fordern, wir können nur

noch einen Cultus des Genius haben. Abermals der menſchliche Gedanke, der ſich ſelbſt vergöttert! das Ich der Menſchheit, das ſich ſelbſt anbetet, das denkende Kalb, das ſich mit dem Golde der Göttlichkeit ausputzt! — Mag dem ſo ſein! Aber wehe einer Zeit, die mit Händen und Füßen darauf hin arbeitet, ſich aus der vollen Strömung des religiöſen Lebens an das branddürre Ufer heranzuquälen, wo nichts weiter zu thun iſt, als fortzugrübeln, dem denkenden Ich einen Altar zu bauen, und Prieſter, Gott und Zuhörer in einer und derſelben Perſon zu ſein! — Eine Religion des Genius! Wirklich! Zelter iſt gerechtfertigt, wenn er Göthe ſeinen „Heiland" nennt.

In den ſchrecklichen Zeiten des Mittelalters hätte Strauß unfehlbar wie Arnold von Brescia, Vanini und Servet geendet; in unſern Zeiten wird mit Recht darüber geſtritten, ob man ſeine Bücher habe verbieten ſollen oder nicht. Es war ein Glück für Strauß, daß er ſich nur gegen den Gott wandte, der zur Rechten des Vaters im Himmel ſitzt, er hätte daſſelbe einem Gott der Erde nicht bieten dürfen. In dieſer Hinſicht ſind unſere Zeiten denen des Mittelalters gerade entgegengeſetzt. Damals hieß es wohl „Gottes Freund, aller Welt Feind!" Jetzt möchte der Wahlſpruch umgekehrt beſſer in die Zeit paſſen, wie denn Alles, das Schlechteſte und Verkehrteſte jetzt in die Zeit paßt, wenn man es und ſich nur mit Anſtand in die Zeit zu paſſen weiß. Das Sichfinden-Lernen ſollte diejenige Maxime ſein, welche jeder Vater ſeinem Sohne, der auf die Univerſität zieht, als erſte Lebensregel mitgeben ſollte.

Religion aber iſt Poeſie, wie Poeſie ein religiöſer Cultus

ist. Der Verstand läßt sich nicht in Symbole fassen, er ist unbildlich, der Skepsis lassen sich keine Tempel bauen, sie erkennt nur Richtstätten an; die reine Vernunft an die Stelle der Gottheit setzen wollen, heißt sich in jene Tollheiten des menschlichen Aberwitzes verlieren, worin die französischen Revolutionsmänner der Schreckensperiode courbettirten. Die Religion hat die griechische Welt mit unsterblichen Kunstgebilden und die Kirchen des Mittelalters mit unvergänglichen Meisterwerken angefüllt; aus der Quelle der Religion schöpften Homer und Aeschylus so gut, wie Dante, Milton und Klopstock. Was bietet ihr mit eurer bilderstürmenden Skepsis für einen Ersatz? Welche lindernde Tropfen wollt ihr in die brennenden Wunden träufeln, die ihr unserer Phantasie geschlagen habt? Ihr sagt, wir zaubern euch ein Zeitalter der Humanität, der Weltbürger-Gesinnung aus den Trümmern des religiösen Cultus hervor! Als ob Religion nicht zugleich Humanität wäre! Gut! Ihr deutet auf die Religionskriege, auf die Leiden hin, welche die Menschheit um der Religion willen geduldet hat! Als ob eine Religion, welche anklagt, haßt, verfolgt, verbannt, verketzert, martert und tödtet, und die Bande der Humanität von sich streift, überhaupt noch Religion und nicht vielmehr eine Caricatur der Religion wäre! — Oder als ob die Skepsis, die Verehrung der reinen Vernunft, nicht auch in Terrorismus ausarten könne und nicht häufig schon ausgeartet wäre! Als ob sie nicht auch, wo sie zur Oberherrschaft gelangt, Andersgläubige anklage, hasse, verfolge, verbanne, verketzere, martere und tödte und die Bande der Humanität von sich streife!

Es ist unberechenbar, wie viele erhabene Güter uns mit

dem religiöſen Glauben genommen werden! Die Poeſie der Verzweiflung, des Unglaubens, der Skepſis, der Zerriſſenheit, der liederlichen Schwelgerei, der Verzagtheit, die ſich durch ſinnliche Genüſſe zu entſchädigen ſucht, erſetzt ſie uns ſchlecht! Eure Byron's, eure Victor Hugo's, eure Heine's, wiegen uns einen Homer, einen Aeſchylus, einen Sophokles, einen Dante, ja einen Klopſtock nicht zum hundertſten Theile auf! Denn in dieſen iſt das Ewige, in jenen das Vergängliche, das Zeitliche, das Wochentägliche! — Ohne Religioſität keine Moral, ohne Moral kein Heros! Selbſt Friedrich der Große, den man einen Freigeiſt nennt, hatte Achtung vor der Religion! Napoleon ehrte ihre Formen! Guſtav Adolph war ein Held des Glaubens! Weil unſere Zeit keinen Glauben mehr hat, gebiert ſie auch keine Helden mehr!

Ich klage keine Perſonen an, ich ſpreche für die Sache, für das Wohl des Allgemeinen! Und ich weiß, daß euch die Religion haſſenswerth geworden iſt, weil ſie euch langweilt! Trotzdem langweilt ihr euch ſelbſt, täglich und ſtündlich. Man wird mich für freiſinnig und human genug halten, als daß man glauben ſollte, ich wolle anklagen und denuncieen. Iſt die Skepſis nicht aufzuhalten, ſo gehe ſie ihren Vernichtungsgang! Nur als eine Elegie, als eine Nachklage, als einen Schmerzensgeſang ſollt ihr meine Wehrufe aufnehmen, will ich ſie aufgenommen wiſſen. Ihr habt Tiedge's Urania hinwegzudisputiren geſucht, und doch iſt es ſo gewiß, wie der Himmel blau iſt, daß keins eurer Bücher die tröſtende und erhebende Kraft beſitzt, wie die Urania des altergrauen Dichters in Dresden! Eure Novellen und Ro-

mane ſind nur eine Sopha- und Haremslectüre, unter Blumen und Waldgrün, wenn der Bach murmelt und die Abendſonne mildthätig ihr Gold an Blumen und Wald austheilt, lieſt man die Alten! — Seid ihr reich genug, ihr von Tieck bis Gutzkow herunter, den Nackten zu kleiden, den Traurigen zu tröſten, den Hungernden zu ſpeiſen, den Dürſtenden zu tränken, an den Verzweifelnden wie ein Engel des Troſtes und des Lichtes heranzuſchweben? — Ich glaube nicht! —

Der Stolz des Denkens innerhalb der hegel'ſchen Schule iſt zu einer furchtbaren Macht gelangt; aber der geſunde, natürliche Verſtand hat jetzt von allen Seiten gegen ſie Front gemacht und wo ein Philipp oder Alexander fehlt, iſt auch eine Phalanx ohnmächtig. Hegel hat ſeine Nachfolger, wie Alexander, die ſich in das Reich ſeines Denkens getheilt haben; aber ſchon ſind unter ihnen Schismen und Zerſpaltungen ausgebrochen und ihre Schlacht von Ipſus ſteht nahe vor der Thür. Kann ein philoſophiſches Syſtem überall nicht viel mit der beſtehenden Religion zu ſchaffen haben, ſo ſoll es ſich wenigſtens nicht dem gemeinen Verſtande aufdrängen, ſich ſelbſt an die Stelle der Religion nicht ſetzen wollen. Aber die Hegelianer haben begonnen, eine förmliche Secte, eine Partei zu bilden, die überall, wo ſie es vermag, unterkriecht und auf öffentlicher Straße ihre Bekehrungspredigten hält. Aehnliche Angriffe wie die des Skeptikers Strauß hat das Chriſtenthum ſchon viele erduldet und bisher glücklich überſtanden, aber der hegel'ſche Haufe hat ſeine Schrift, weil er einer der Ihrigen war, gefördert und ihm den Weg rein gehalten, wie ehemals die

herrſchaftlichen Laufer den Staatscaroſſen, worin ihre Gebietenden müßiggängeriſch prunkten.

Jene Anfeindungen und gegenſeitigen Verunglimpfungen, jene hämiſche Schadenfreude, woran alle Einheit in der Literatur zu Grunde geht, ſind die wirklichen und wahrhaften Folgen der Illiberalität, des Mangels an Liebe, an Pietät Glauben und Sichverſtändigen, die für die jüngere Generation bezeichnend ſind. Die Schriftſteller haben keinen Halt weder in ſich noch der Nation, und die Nation keinen an ihnen. Die Troſtloſigkeit der allgemeinen Zuſtände correſpondirt mit der Troſtloſigkeit der literariſchen Dinge. Jene bald ſtill verlaufende, bald offen hervortretende Schadenfreude in der menſchlichen Geſellſchaft — wie ſollte ſie nicht auf das Verhalten der Schriftſteller zu und gegen einander ihren Einfluß haben und beſtimmend wirken? Man weiß, daß man durch gegenſeitige Bloßſtellungen dem Publikum Spaß und Unterhaltung gewährt, und man ſtellt ſich bloß. Alle dieſe Literaten ſind Mitglieder der Nation und Produkte der Zeit und können ſich ihren Einflüſſen nicht entziehen. Darum habe ich geſagt und wiederhole es hier, daß die Nation für ihre Literatur verantwortlich iſt, ſowohl im Guten, wie im Böſen.

Wir haben geſehen, wie Menzel ſeinem Zöglinge Gutzkow, als dieſer ſich von jenem trennte, ſeinen Fluch nachdonnerte. Nicht einmal den Anſtand, den man in ſo zarten Verhältniſſen der Gegenſeitigkeit ſich und dem Publikum ſchuldig iſt, wußte oder hielt Menzel für nöthig zu beobachten. Er ſtellte in Gutzkow zugleich ſich ſelbſt bloß. Sein Fanatismus war ſo tobſüchtig, daß es faſt ſchien, als

wolle er die Stimme seines eigenen Gewissens übertäuben. Fünf Schriftsteller wurden damals als diejenigen bezeichnet, welche alle Moral und alle Staatsverhältnisse umzustürzen unternommen und die Absicht hätten! Die Lage dieser Fünfmänner war äußerst schlimm! Hielten sie, trotz vielfacher entgegengesetzter Meinungen, in ihrem Unglück zusammen, so würde man allerorts gesagt haben: da habt ihr die Clique, die sich das Wort angemaßt; es ist ihr Recht geschehen! — Sagten sie sich, trotz vieler zusammenstimmender Meinungen, von einander los, um nicht auch fernerhin von Staatswegen zusammengeworfen zu werden, so würde man gesagt haben: seht da! diese Leute, die so lange mit einander gestanden (denn die Menge urtheilt immer, wie ihr eingeredet wird) verleugnen sich — die Schwachen! — da sie im Unglück sind! — In diesem Dilemma schwankte man eine Zeitlang auf und ab, weil man sich in die neue ganz unerwartete Kameradschaft nicht finden konnte; man behandelte sich wie Leute von entgegengesetztestem Character und Stande, welche sich, nachdem das Schiff gescheitert, auf einem und demselben Flecke Landes ausgesetzt und zusammengebracht sehen. Aber die Natur läßt sich nicht belügen und das Unglück macht boshaft. Heine, ein gemachter Mann, hatte mit den deutschen Literaten überhaupt abgerechnet, aber er schien sich mit dem Bundestage in seltsame Unterhandlungen einlassen zu wollen, als ob bei uns ein Literat eine Macht und besonderer Privat-Berücksichtigung werth wäre; auch trug er sein Schicksal nicht unverdient. Heine abgerechnet, bleiben uns noch vier. Da ließ man Laube fallen; bleiben noch drei. Endlich ließen Gutzkow und Mundt ein-

ander fallen; und da Wienbarg, obgleich vormals Gutzkow's thätiger Schildknappe, keinem von beiden anzugehören ſcheint, ſo hat Jeder ſeinen abgeſonderten Poſten eingenommen, den er, wenn er an ſich kein verlorener iſt, durch eigene Kraft wohl oder übel zu behaupten ſtrebt.

Aber die Schlechtigkeit und Schadenfreude der Zeit offenbarte ſich beſonders in dem Umſtande, daß man ſich nicht langſam und gemächlich fallen ließ, wie aus des Himmels Hand die Abendſonne ſtill und feierlich herabgleitet, bis ſie erliſcht, daß man den chemiſchen Sonderungsprozeß auf keine naturgemäße Weiſe gewähren ließ, ſondern daß man gewaltſame Mittel anwendete, ſich nicht fallen ließ, ſondern mit Füßen und Händen zurückſtieß, daß ſich Jeder auf eigene Hand aus dem Wirrſal zu retten und die Schuld der unangenehmen Aventüre von ſich auf einen zweiten oder dritten Leidensgefährten zu werfen ſuchte. Was helfen die Toaſte: Schonung für dieſen, Bewunderung für den Scharfſinn des Andern, während man nur glücklicher daſteht, nicht reiner oder nur eben ſo rein als jener, und dieſen einige Monate darauf als einen im Schmutz des Lebens und ſeinem eigenen Schmutz verkommenden Menſchen bezeichnet, obgleich man doch, wie man geſagt hatte, ſeinen ſcharfen Verſtand immer bewunderte! Es ſind das die Ungereimtheiten, Unbeſtändigkeiten und augenblicklichen Gereiztheiten, zu denen das moderne Leben ſo leicht Veranlaſſung giebt, es ſind das die Folgen unausgegohrener Charactere, die ſich nur auf Veranlaſſung des augenblicklichen gemeinſamen Nutzens an einander gezwängt haben. Man weiß, daß ich hier auf Gutzkow und Mundt ziele. Es wäre ungereimt,

in einer Schrift, wo man der Freundschaft zwischen Schiller und Göthe Erwähnung that, dieser Angelegenheit und besonders den Zwischenträgereien der berliner Eindringlinge, die ein Kartoffelfeuer zu einer fressenden Feuersbrunst anpusteten, weiter nachdenken und nachspüren zu wollen. Ich schreibe hier keine Geschichte der deutschen Gevatterei und Klatschschwesterei. So viel ist gewiß, daß sich Gutzkow auf eine merkwürdige Weise gegen Alles sträubt, was mit ihm vordem in irgend einer Berührung stand und ihn an eine forcirte unwahre Periode seines literarischen Lebens erinnert, deren letzte Spuren er gern aus seinem Gedächtniß verwischen möchte. Aber neue Wunden schlagen, heißt noch nicht, alte zusammenheften.

Um einen unserer ehrenhaftesten Schriftsteller, welcher unter diesem Kreuzfeuer aufgeregter Leidenschaften mit geduldet hat, muß es dem Theilnehmenden wehe thun; ich meine F. G. Kühne, dessen Eifer für das Gedeihen der Literatur an sich außer allem Zweifel steht. Nicht darum wehe thun, weil Gutzkow seinen neuesten Roman mit Kränkungen und Schmähungen überschüttet hat, die als unwahr leicht zu verwinden wären, sondern weil sie geschehen sind um der zarten und wirklich rührenden Freundschaft willen, welche Kühne zu Mundt als Person und Schriftsteller trägt. Man verzeihe der Freundschaft, wenn aus Kühne's Recensionen über Mundt zu resultiren scheint, daß seit Sterne und Jean Paul kein poetischerer und humoristischerer Schriftsteller existirbar und denkbar gewesen ist, als Theodor Mundt! Diese Recensionen sind die Sprache der Freundschaft und innigsten Sympathie und als solche zugleich Sprache der wahrhaftesten

Ueberzeugung. Man kann hier zweierlei annehmen, entweder daß die Freundschaft Kühne blind oder argusäugig macht, so daß er eine Fülle von Schönheiten an Mundt's Schriften entdeckt, die außer ihm kein menschliches Auge wahrnimmt; entweder er übersieht, oder er sieht zu viel; entweder er sieht zu sehr im Ganzen nnd Großen, so daß er die einzelnen Fehler und Schwächen nicht bemerkt, oder er sieht zu mikrospisch, so daß er über die einzelnen Schönheiten und Tugenden der Mängel, welche einer Mundt'schen Schrift als Ganzes genommen anhängen oder doch anhängen könnten, nicht Acht hat. Diese Vorliebe hat Kühne geschadet und Mundt nicht gefördert; aber wo zwei Freundesherzen an einander schlagen, kann von einer Clique, einer Verabredung nicht wohl die Rede sein, und man sollte wenigstens der Freundschaft den Beifall nicht versagen, selbst wenn man in dem Fall wäre, ihn dem Urtheile versagen zu müssen. Wer aber den Schriften und Gesinnungen Kühne's in das Herz gesehen hat, wird zugeben müssen, daß bei ihm von einer eigentlichen Liebedienerei nicht die Rede ist. Was Kühne an Mundt gethan, that er auch an vielen seiner jüngeren literarischen Freunde. Kühne's warmes oft nur scheinbar verdecktes Herz entscheidet sich schnell, in Ab- und Zuneigung, Liebe und Haß. Es erscheint überhaupt als eine wesentliche, trefflich resultirende Tugend der jungen Literatur, daß sie wenigstens in Bezug auf talentvolle Altersgenossen keinen Egoismus kennt; sie hat Talente in Schwung und zur Geltung gebracht, welche dessen würdig sind und die von ihr mit offenen Armen aufgenommen wurden, während sie von den älteren gemachten Literaten kalt und streng

würden zurückgewieſen worden ſein. Kühne machte zuerſt auf Beck's reiches Talent aufmerkſam, Gutzkow rettete Georg Büchner's Namen und Produkzionen für die Literatur. Daß ein Gegenanſchluß der erweckten jungen Talente an jene ſtattfindet, die ſie beförderten und aus ihrem dunkeln Triebe und Drange oder drückenden lokalen Verhältniſſen hervorzogen, iſt das Ergebniß eines eben ſo natürlichen als achtungswerthen Gefühles, deſſen Gegentheil, wenn es vorhanden wäre, verächtlich erſcheinen müßte. Das Recht auf jener Seite, Forderungen zu begründen, und die Verpflichtung auf dieſer, ſie zu gewähren, haben indeß ihre natürlichen Grenzen, die man nicht überſchreiten darf.

Wie Gutzkow durch die „Wally" jenes Ungewitter heraufbeſchwor, welches über und auf das ſogenannte junge Deutſchland losbrach, ſo war er es abermals, welcher durch eine Recenſion der Kühne'ſchen Kloſternovellen alle Bande muthwillig zerriß, die ihn, ſo dünn oder ſo ſtark ſie ſein mochten, noch einigermaßen mit ſeinen alten Literatur- und Leidensgefährten zuſammenhielten. Der Fehler, daß Kühne Mundt's perſönlich und literariſch innigſter Freund iſt, war zugleich für Gutzkow der Hauptfehler an den Kloſternovellen, der ihn zu jenem Ausfall verleitete, welcher die Wahrheit radebrechte und hinweglog. Das iſt Alles nur geſuchtes trügliches Zeug, was Gutzkow von der weichlichen Sinnlichkeit erzählt, die in den Kloſternovellen ſpuken ſoll, und wenn er den Roman unter die bloßen Unterhaltungsromane wirft, wie ſie Hinz und Kunz, Spindler und Emerentius Scävola fabricirt haben ſollen, ſo iſt auch dieſe Beſchuldigung nur ein Ergebniß berechnender Schadenfreude.

Das eine Reſultat aber hat Gutzkow glücklicherweiſe erlangt, daß eine Menge von Feuilletoniſten und journaliſtiſchen Geſpenſtern, die auf dem Kirchhofe der gegenwärtigen Literatur umgehen und ſich aus eigener Kraft nicht hervorzuthun wagten, jetzt mit einem poſſierlichen Freudengeſchrei den neuen Verbündeten ihrer ſtillen und geheim genährten Wünſche begrüßten. Nun hatte man doch einen Mann an ſeiner Spitze, der ja ſelbſt zum jungen Deutſchland gezählt hatte und, um bei dieſer ordinären Angelegenheit ordinär zu ſprechen, auch wirklich kein Hund war. Ueberall ein knitterndes und kniſterndes Pelotonfeuer gegen das junge Deutſchland, als ob wirklich eins beſtanden hätte oder gar noch beſtände! Es wurde nun Brauch, Gutzkow's „Vater Blaſedow" eben ſo maßlos zu rühmen, wie die Kloſternovellen zu tadeln; natürlich nur in kleinen Notizen, Ausruf- und Frageſätzen, denn die Herren müſſen es, wenn ſie offenherzig ſind, ſelbſt eingeſtehen: ſie hatten weder die Kloſternovellen noch den Vater Blaſedow, wie überhaupt Nichts vom jungen Deutſchland geleſen, wie ſie überhaupt Nichts leſen, was das zarte Gehirn mehr in Anſpruch nimmt als eine angenehme Unterhaltung mit einem gelehrten Schauſpieler oder einer angehenden, der Empfehlung bedürftigen Sängerin oder Tänzerin, welche aus Dankbarkeit kein Opfer ſcheut, das im Bereiche der Möglichkeit und ihrer natürlichen Leiſtungen liegt. Aber die älteren Herren Literaten ſtanden an den Schranken des literariſchen Turniers und rieben ſich vergnügt die Hände; Gutzkow und Hitzig bekomplimentirten ſich von Hamburg nach Berlin, und von Berlin nach Hamburg und wieder zurück; ſie drückten ſich vorn gerührt die

rechte Hand, während ſie hinterrücks mit der linken verſtohlen ein Schnippchen ſchlugen. Es war ein wahrhaftes allgemeines Bacchanal der Schadenfreude!

Hier iſt es Zeit, inne zu halten und die Darſtellung dieſer Leichtſinnigkeiten, Gehäſſigkeiten, Schlechtigkeiten und Trübſale abzubrechen. Das iſt das Unglück dieſer Literaturperiode, daß Keiner weiß, was er will, noch woran er iſt. Uns allen, die wir unſern Fuß mitten aus der angeregten Periode von 1830 in die Literatur geſetzt haben und an allerlei ſeltſamen Hoffnungen oder wenigſtens Erwartungen überſchwänglich reich waren, geht es wie dem Matroſen, der das feſte Land betritt und im Gehen hin und her wiegt und ſchaukelt, als befinde er ſich noch auf dem hohen Meere und habe ſeine Kriegsbrigg noch unter ſich, die indeß zwiſchen Heringsfängern, Wallfiſchbooten und Kauffahrteiſchiffen ruhig im Hafen liegt.

Ueberſehen wir nun in möglichſter Kürze, was auf den verſchiedenen Gebieten der Proſa und Poeſie in letztvergangener Zeit geleiſtet worden, und welche Schriftſteller als Repräſentanten der einzelnen Gattungen zu betrachten ſind.

Der Boden des Romans bis zur Novelle und einfachen Erzählung herab, iſt offenbar der ergiebigſte und fruchtbarſte. Der Roman, das ſogenannte moderne Epos, iſt das allgemeine Futter der Leſewelt, jeder Magen iſt ihm recht, er erkennt keinen Unterſchied der Stände an, er bringt, demokratiſch wie er iſt, eine gewiſſe Gleichmäßigkeit der Anſchauungen und Empfindungen in die hohen und niedern Stände, er pflanzt dieſelben Gefühle in die Dame vom Stande, welche hinter ſeidenen Fenſtervorhängen lieſt, wie in die Hökerin

und Trödlerin, welche in breterner Bude den kühnen Combinationen der Romantik nachhängt. Der Roman wird daher mehr als jede andere poetiſche oder proſaiſche Gattung fabrikmäßig betrieben, weil eine ſo ungeheure Zahl von Conſumenten vorhanden iſt. In unſerer Zeit der Unehrlichkeit und Lüge darf es daher nicht Wunder nehmen, wenn jeder Schriftſteller einen Verſuch im Romane macht, ſollte er dazu auch nicht im geringſten berufen ſein; der Roman geht am beſten, er wird am meiſten geſucht, am meiſten honorirt, am meiſten geleſen — warum ſollte man nicht einen Roman lieber als alles Andere ſchreiben, wozu man freilich eben ſo berufen iſt, was aber nicht denſelben äußeren Erfolg verſpricht? — Warum ſchreiben Sie keinen Roman? warum legen Sie ſich nicht auf die Novelle? — welchem jungen Schriftſteller, der kein Talent zum Roman in ſich fühlt und redlich genug iſt, ein ihm zuſagenderes Genre der Literatur anbauen zu wollen, wäre dieſe Aufforderung nicht von mehr als einer Seite gemacht worden? Wie wenig Ueberwindung koſtet es jetzt, ſich ſelbſt und das Publikum zu belügen! Man ſetzt ſich hin, man ſchreibt einen Roman; die Sprache hat man ſo ziemlich weg, Formular und Schema ſind vorhanden, die Moſes und Propheten der Romantik, von Walter Scott bis tief herunter zu Tromlitz. Wollt ihr einen raiſonnirenden Roman ſchreiben? — Nichts leichter als das; die ganze Welt, ihr mit inbegriffen, ſteckt ja voller Raiſonnement. Oder einen hiſtoriſchen? — Nichts leichter als das; da hat man die Facta alle beiſammen, die Characterе und Situationen, man braucht ſie nur an dem Faden eines Liebesverhältniſſes wie Roſinen, Zuckernüſſe und Knackmandeln

aufzureihen. Oder einen ſocialen Roman? — Nichts leichter als das; die Tendenzen ſind jetzt Dutzendwaare, ſo daß es nur des Zugreifens bedarf; was aber das Raiſonnement darüber betrifft, ſo ſeid ihr der Kunſt, über ſociale Tendenzen zu raiſonniren, ſchon ſeit euren Studentenkränzchen mächtig. Man weiß nicht, was euch hindern ſollte, einen Roman zu ſchreiben. Auf keinem andern Gebiete der poetiſchen Produkzion iſt das Talent weniger die Hauptſache. Ihr ſeid darum nicht unehrlicher als ein junger Menſch, der die Beſtimmung in ſich fühlt, ſtudiren zu müſſen, und da ihm die Mittel zu einem andern Studium fehlen, ſich zur Theologie wendet. So muß beſagter junger Menſch an ſich und der Welt zur Lüge werden und iſt doch durch das Examen bevollmächtigt, den Menſchen die Wahrheit zu predigen. Ich könnte hier über die Neigung des modernen Menſchen zum Scheinweſen und zur Lüge und zu dem, was nicht ſeines Amtes iſt, einige Klagelieder Jeremiä ſchreiben, wenn ich nicht Gefahr liefe, ein ſchwarzgalligter und hypochondriſcher Zänker oder gar Revolutionär geſcholten zu werden. Denn darüber, wer oder was eigentlich ein Revolutionär ſei, ſind wir in Deutſchland ſehr im Unklaren.

Zwei Hauptgattungen des Romans ſind vorhanden, die ſich wieder in eine Menge Nüancen und Unterarten zertheilen: der Roman des Raiſonnements und der Roman der Thatſache. Jener kann ſich in einen Aether der Geiſtigkeit auflöſen, daß kaum noch etwas von ihm übrig bleibt; dieſer neigt ſich auf ſeiner unterſten Stufe ſo dem Erdenkloß zu, daß man ſich verſucht fühlt, ihn wie ein Klümpchen Unglück vor ſich her und aus einander zu ſtoßen. Natür-

lich giebt es auch unzählige Arten Mischgattungen, wo bald das Raisonnement, bald die Thatsache überwiegt; das Thatsächliche des Romans aber ist entweder fingirt oder historisch, und im ersteren Falle ist er entweder ganz phantastisch oder nach den Analogieen von Lebenserscheinungen gearbeitet. Die phantastische Gattung ist offenbar rein deutsches Produkt; die raisonnirende sagt dem deutschen Character wenigstens vorzüglich zu, aber nicht weniger die ganz rohe, hausbacken thatsächliche, wovon in unsern Leihbibliotheken so viele klassische und unvergängliche Muster aufgestapelt sind.

Einen Roman zu schreiben ist unter allen Völkern ein und dasselbe leichte Ding; aber einen guten Roman zu schreiben, ist eine Aufgabe, die besonders den Deutschen schwer fällt, da sie mehr theoretisch und wissenschaftlich, als praktisch und politisch gebildet und gerade für den Anbau des Romans ein öffentliches Leben, eine öffentliche Gerichtsverfassung von unberechenbarem Nutzen sind. Wo sollen wir alle die schönen Dinge herlernen, die den Franzosen und Engländern auf der Straße und dem Markte von selbst anfliegen? Man darf an dem weitbauschigen, durchlöcherten Mantel Paris nur schütteln, um aus allen Falten interessantes Ungeziefer und schäbige Motten herausfallen zu sehen. Wenn euch Balzac ein Stück Pariser Haus- und Familienleben schildert, so macht er euch alles namhaft bis auf die Hausnummer; man könnte es fast mit Händen greifen. Es ist in der That etwas Großes um eine so weitläufige Stadt wie Paris. Ihre Dünste bedecken so viele interessante Schäden und Geheimnisse, von denen unsre deutsche Schriftstellerwelt, diese grämliche, verblichene, in sich gekehrte Stu-

benvegetation, die in Scherben und Töpfen wächſt, kaum eine Ahnung hat. Die franzöſiſchen Autoren erleben meiſt ſelbſt, was ſie beſchreiben; ſie ſtürzen ſich kopfüber in den offenen Strudel der Geſellſchaft und treiben ſich in und mit ihm herum; ſie ſitzen am Bette der kranken Civiliſation, fühlen ihr den Puls und verſtehen ihre Krankheit, weil ſie in der Mitleidenſchaft begriffen ſind. Wir Deutſchen berichten nur nach Hörenſagen und nach innern Geſichten. Die Geſellſchaft, welche wir ſchildern, iſt eine, die nur in unſern Traum- und Schlafkabinetten ſpukt — in unſern Hirnkammern. Darum können die franzöſiſchen Romantiker auf myſtiſchem Gebiete mit uns nicht concurriren, und Balzac's Seraphita war von Grund des Herzens ein mattes und langweiliges Buch. Auch ein Engländer verſuchte ſich in einem myſtiſchen Romane „die Waiſen von Unwalden," der eben ſo langweilig iſt. Sonſt ſtehen wir hinter den Engländern, wo es auf wirkliche Sitten- und Lebensſchilderungen ankommt, faſt noch weiter zurück als hinter den Franzoſen. Der Brite iſt ein Mann der That, der Praxis, des Handelns und Handeltreibens. Wir lecken alle zehn Finger nach dem Leben; der Brite erfaßt es mit der Fauſt. Er bildet das Leben ab in haltbarem Thon, nicht in zartem Porzellanſtoff, auch verſchmäht er eine verſchönernde Glaſur des bloßen Geiſtreichſeins. Er ſteht etwas breitbeinig da, aber er ſteht um ſo feſter, und wenn er geht, ſo geht er ſeinen geraden Weg. Wir blinzeln und trippeln nach allen Seiten und vergeſſen über einen Kragſtein, eine Farbenſkizze, oder eine alte Inſchrift den Roman und uns ſelbſt; der Engländer höchſtens über ein Glas Genevre, Sodawaſſer oder

einen Pudding. Aber der Pudding liegt als ein tägliches Ereigniß mitten im Wege. Er ſchlägt in das öffentliche Leben ſelbſt ein, und die Vergeßlichkeit des britiſchen Romanſchriftſtellers dauert nur ſo lange, als er den Mund voll hat; bei uns ſo lange, als wir den Kopf voll haben. Wir haben aber den Kopf immer voll. Selbſt den däniſchen Romantikern der Gegenwart muß man nachrühmen, daß ſie ein ſchönes Stück Leben zu ſchildern wiſſen und zwar mit einer Einfachheit und Ruhe, welche ungemein anziehend ſind; bei alledem glüht in ihnen ein reiches, ſprudelndes Feuer, wie bei den Skandinaviern überhaupt, unter äußerer Kälte; und darüber zieht ſich hin ein poetiſcher Duft, wie der Duft des Meernebels über die Seen und ſanften Hügelwellen Jütlands und die Inſeln Seeland und Fünen mit ihren weißſtämmigen Buchenwäldern, jene ſtillen poetiſchen eingefriedigten Inſeln, welche eigentlich Gärten ſind. Ich nenne hier nur Ingemann, C. Hauch und Anderſen. Was iſt Hauch's Roman „Wilhelm Zabern" für eine prächtige und liebliche Compoſition! Anderſen weiß das kleinſtädtiſche Leben der Dänen trefflich zu ſchildern, es iſt aber merkwürdig, daß ſein letzter Roman „nur ein Geiger," ſogleich wo er die Landzunge Dänemark verläßt, in die Unruhe, Aufgeregtheit und Krankhaftigkeit der Modernen verfällt. Dieſe Dänen gehören uns ſo gut an, wie ihrem Vaterlande, und ihr Verhalten iſt eben ſo ſittlich und keuſch, wie das der engliſchen Romanſchriftſteller. Nur in den franzöſiſchen und deutſchen Romanen ſcheint es ohne Verführungen, Verzweiflungen und ſinnliche Verſuchungen nicht abgehen zu können. Es ſieht bei uns faſt ſo aus, als ob es für den

Roman keinen andern Lebensathem geben könne, als den der glühenden Sinnlichkeit, als könne ſich in der Weltgeſchichte nichts vollenden, wenn es nicht den Weg alles Fleiſches geht. Gutzkow ſagte mit Recht: er wolle nicht gegen die Unmoralität eifern — weil er, wie er ironiſch hinzuſetzt, bekanntlich ein ſehr unmoraliſcher Menſch ſei — aber die Gattung als ſolche fange doch nachgerade an, ſehr langweilig zu werden.

Den Edleren unter unſern compactern Romanſchriftſtellern, Spindler, Rellſtab, Storch, Mügge, Herloßſohn, fehlt es zum Theil gar nicht an einem glänzenden Talente, aber wohl an einem großartigen Hintergrund von Land und Volk, es fehlt ihnen die öffentliche Erziehung von Jugend auf, die man bei bewegteren Staaten wie Frankreich oder einem großartigen Gemeinweſen wie England, für jedes Individuum gewiſſermaßen annehmen darf. Dieſer Mangel hat uns auf andere Vorzüge angewieſen, auf ein geiſtiges Stillleben, eine innere Unendlichkeit, auf die mannigfaltige und unbegrenzte Welt der Gefühle und Empfindungen; aber er macht ſich ſchmerzlich fühlbar, wo wir uns des bloßen Stoffes, der Thatſache bemächtigen und Gefühl und Erfindungsgabe allein nicht ausreichen wollen. Wir vermiſſen da Sicherheit, Tact und Geſchmack, die Rückwirkungen einer großen Geſellſchaft, das raſche bewußte Hineingreifen in den Gegenſtand, die blitzäugige Auffaſſung, die Handhabung des ſocialen Hebels. Für die innere Schönheit, die Stimmungen zarter Seelen haben wir Empfängniß vollauf, nicht für äußere Formenſchönheit. Unſer plaſtiſches Vermögen iſt im Ganzen äußerſt gering, wenn auch Einzelne einer vollen-

deten Plastik näher gekommen sind, als irgend ein außerdeutscher Schriftsteller. Es ist freilich bequem, einen französischen Schriftsteller halb zu übersetzen und aus eignen Mitteln eine zweite romantische Hälfte hinzuzuthun. Dann die Rettungsgeschichten, wo der deus ex machina, wie man voraussieht, schon an dem Hinterpförtchen steht und nur auf das Stichwort lauert, um in das Haus zu dringen, wo unterdeß der Teufel los ist und Frau und Kind in Todesangst schweben! Ein verständiger Mann weiß gar nicht, wozu all das Aufeinanderpacken von Zwischenvorfällen, Zwischencharacteren, Hindernissen und Schwierigkeiten dienen soll, welche nur den gewöhnlichsten Menschenverstand mit dem Schein der Wahrheit täuschen können. Alle diese Romanverwickelungen sind zu einem wahrhaften Mechanismus ausgeartet. Wo einmal eine Verwickelung eingeführt ist, können auch wohl eine zweite, dritte und vierte eingeflochten werden. Man ist einmal in der Arbeit; wie lange wird es vielleicht Zeit haben, ehe sich Stoff, Lust oder ein Verleger zu einem zweiten Romane finden! Außerdem sind dreibändige Romane bei Verlegern und Leihbibliothekeninhabern gesucht, und es ist gewiß, daß ein deutscher drei- und vierbändiger Roman das schrecklichste und anstaunenswürdigste Ungeheuer ist, was man sich denken kann.

Das Vortrefflichste im compacten Romangenre leistete ein Anonymus; der Verfasser des Virey, der transatlantischen Reiseskizzen, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären ꝛc. Dieser namhafte Namenlose (Follen? Seatsfield? Nach den neuesten Behauptungen Rivinus, sächsischer Consul in

Nordamerika), hat die Grenzpfähle auf dem Terrain des deutschen Romans weiter hinausgeschoben. Welch eine pralle vollblütige Darstellungskunst, wenn uns der Verf. in die Missisippi-Vegetation versetzt, mitten unter die Wunder einer jugendlich quellenden Natur und einer allein an die Natur gewiesenen Menschenwelt! Da ist der Kampf groß, andauernd und nahe die Gefahr. Wildnisse von Schlangen und Alligatoren belebt, Waldbrände, furchtbare Stürme, üppige Naturscenen, ungeheure Aussichten, Perospecte auf oceanähnliche Ströme gehen an den erstaunten Blicken des Lesers vorüber; dazu die sonderbaren Menschenracen, tollkühne Kentuckier, ernste apathische Indianer, bewegliche, tanzlustige, sanguinische Negersclaven, entschlossene Männer und zarte Frauen, und als Gegensatz die Repräsentanten europäischer Uebercultur, welche mit ihren politischen Träumereien, philosophischen Voraussetzungen und müßiggängerischen Gedanken in dies Land der Praxis und der That gekommen sind, um mit ihrem anmaßenden, halb dem feudalistischen Mittelalter, halb der constitutionellen Gegenwart angehörenden, schulmeisterlichen und naseweisen Sermon die Nordamerikaner zu langweilen und sich billigerweise belächeln zu lassen. Hier gilt es nicht die Zunge, sondern die Hand anzulegen, um zu schaffen und die mächtig wuchernde Natur im Zaume zu halten, damit sie der Menschenwelt, nicht diese ihr verfalle. Das Leben in seiner Wirklichkeit und Straffheit, wie es in diesen Romanen pulsirt, die rasche Auffassung, die gedrungene Characteristik, die lebhafte Färbung, die Einmischung gewaltiger Naturerscheinungen und Zeitereignisse, die unverzärtelte Kraft der elastischen Phantasie

ſtellen dieſen Anonymus unter den jetzt gangbaren Romanſchriftſtellern leicht oben an.

Betrachten wir nun den raiſonnirenden Roman und die Tendenznovelle, worin die Literatur mit der unverwüſtlichen Kraft ihrer Capillarität alle die feuchten, trübnaſſen, ſpirituöſen und dickölligen Säfte der Gegenwart in ſich aufgeſogen und mühſam mit dem Fidibus ihrer abgeleiteten Kritik in Brand geſteckt hat!

Der raiſonnirende Roman und die Novelle ſind ein Lieblingsmanoeuvre der deutſchen Schriftſteller, um ihre Gedanken und Meinungen über Perſonen und Bücher, Kunſt und Künſtler, Muſiker und Muſikalien, alte und neue Zeit, Krieg und Frieden, Hitze und Kälte, gutes und ſchlechtes Wetter, Hunde- und Menſchenleben auf die bequemſte Weiſe an den Mann zu bringen. Das nennt man die Poeſie mit dem Leben der Gegenwart vermitteln und die Fragen der Zeit, Kunſt und Literatur populariſiren. Es iſt wahr, wir haben in dieſem Genre ſehr geiſtreiche Arbeiten, aber wenig Kunſtwerke aufzuweiſen; ein Kunſtwerk kann da nicht aufkommen, wo jeden Augenblick die Kritik mit raiſonniren und recenſiren will. Es mag auch wahr ſein, daß Vieles aus der Literatur und mancher geiſtreiche Gedanke auf dieſem Vermittelungswege in das Herz des Volkes verſenkt worden iſt; aber die Gedanken liegen zu zerſtreut, ſind zu ſubjectiv, werden zu ſehr von dem Gegenraiſonnement verdeckt und zweifelhaft gemacht, und auf der andern Seite wird der Thatſache und dem Kunſtwerke zu großer Abbruch gethan, als daß man dieſer Gattung einen bedeutenden Einfluß auf die Maſſe des Volkes einräumen könnte. Dieſer Roman, dieſe No-

velle ſind überhaupt nur für die hoch und höchſt Gebildeten, hohen und höchſten Herrſchaften. Ueber dieſen Tendenzromanen und Zwecknovellen liegt immerdar eine gewiſſe Trübe und Unbehaglichkeit, welche den freien und frohen Genuß ſtören. Das jetzt allgemein gewordene bloße Kritteln und Mäkeln, das Hin- und Wiederreden, das Ironiſiren, Perſifliren und ſich gegenſeitig lächerlich Machen, findet zum Theil ſeine erſte und letzte Urſach in dieſer Gattung des Romans und der Novelle, die unſchuldiger ausſieht als ſie iſt. Welche erſtaunenswürdigen Phaſen und Stufen mußte die Novelle der alten Spanier und Italiener überwunden haben, um ſich in dieſe breite und trefflich angelegte Muſter-Landſtraße der modernen Novelle auszuweiten, wo die Geſtalten der neuen europäiſchen Welt mit Regenſchirm und Spazierſtock hin und wieder gehen, ſich höflichſt grüßen, belügen, afterreden, ennuyiren, ironiſiren, ſatyriſiren und über Tod und Leben, Lüge und Wahrheit, Staat und Kirche, Geſelligkeit und Ungeſelligkeit, Selbſtmord und natürliches Abſterben die geiſtreichſten, blitzendſten und treffendſten Geſpräche führen! In der Urnovelle laufen die muntern Subjecte leichten Herzens und unbepackten Buckels; in der modernen ſchleppen ſie ſich mühſam fort durch die Langweile der Geſellſchaft, den Staub der Geſchichte, das Kreuzfeuer der Intriguen, die Winkelwirthſchaften halb verhehlter, halb kundgegebener Geſinnungen, die Müh- und Armſeligkeiten des häuslich bürgerlichen oder adeligen Lebens, bepackt mit einem ganzen Bündel von Raiſonnement, Reflexion, Aerger und Unluſt, an dem Krückſtock der Kritik oder an den Rädern des ſchleichenden Lebens-, Staats- und Trauerwagens hinſchlotternd,

ohne rechten Genuß und ohne rechte Herzensfreude. Es ist ein Jammer, wie sich diese männlichen und weiblichen Raisonneurs in unsern Novellen herumzerren, obgleich es gewiß ist, daß sie alle sehr gelehrt, gebildet, philosophisch, elegant, ungemein anständig, zierlich, geist- und bilderreich, paraboliſch, symboliſch und hyperboliſch zu raiſonniren wiſſen. Wenn unſere Nachkommen einmal dieſe modernen Novellen zur Hand nehmen, ſo werden ſie auf der einen Seite glauben müſſen: wir, ihre Vorfahren, ſeien von Tieck's jungem Tiſchlermeiſter bis zu deſſelben Hund Muntſche herab ein Volk geweſen, welches aus lauter Profeſſoren, Pädagogen, Poeten, Kunſtkritikern und Muſikern beſtanden habe, auf der andern Seite werden ſie ſich nicht verbergen können, daß es kein anderes Volk gegeben habe, welches ſo, wie das deutſche, von allen böſen Geiſtern und fixen Ideen menſchlicher Unnatur beſeſſen geweſen ſei. Zu welchen Seltſamkeiten das Novellengenre Einzelne ſchon verführt hat, ſieht man an einem gewiſſen C. Hubert Bachoven von Echt, der in ſeinem romantiſchen Backofen einen pſychologiſchen Roman „der Pietismus" gebacken hat, worin Cöleſtin den Damen eine Vorleſung über die muthmaßliche Entſtehung des Menſchengeſchlechts hält, und beweiſt, daß der Menſch nicht wegen der Flöhe da ſei. Zugleich iſt von den Sexualien des Froſchmenſchen, welcher für das menſchliche Geſchlecht Prototypus ſein ſoll, und einer kugelrunden Philoſophie die Rede u. ſ. f.

So hat ſich die Novelle — der raiſonnirende und reflectirende Roman iſt nur eine Verlängerung von ihr — eine große Peripherie gebildet, von der ihr gedrungener Kern

verdeckt wird; ſie ſchwimmt wie ein kleines Dotter in dem breiten Eiweiß des Raiſonnements und der Philoſophie; ſie hat ſich ausgeweitet zu einer Fächerpalme mit ausgedehnt hängenden Blättern, die aber zugleich viel von der Stechpalmennatur hat, denn eine Unterlage von feinen ironiſchen Spitzen, auf denen ſie, ein neuer Montezuma, nicht wie auf Roſen, ſondern wie auf Kohlen liegt, darf ihr, wenn ſie eine echte moderne Novelle ſein will, nicht fehlen. Führt man uns auf das Gebiet einer ſolchen Novelle, ſo ſuchen wir nach ihr häufig vergebens; wir fragen uns: wo iſt hier die Novelle? — Hier iſt Raiſonnement, Philoſophie, Lebensverzweiflung, Hypochondrie, Kunſt, Religion, hegel'ſche Weltanſchauung, nur nicht die Novelle. Man hat ſie dazu umſchaffen und ausdehnen wollen, daß ſie ein in den kleinſten Raum zuſammengezogenes Spiegelbild der formloſen Gegenwart darſtelle, und von einer innerlichen Ausdehnung in die Unendlichkeit nicht der Thatſache und des Raumes, ſondern des Gedankens und der Zeittiefe ſelbſt ſei. Der ganze ſubjective Leib des Verfaſſers darf ſich darin abdrücken und die geſammte raiſonnirfertige Zeit mit ihren Schwächlichkeiten, Unerheblichkeiten und Lächerlichkeiten darin verarbeitet werden als rechtmäßiger Nachdruck, ſo daß die Tagesgeſchichte vor der Weltgeſchichte einſchrumpft, die einzelnen Menſchenleben geſammte Geſchlechtslebenheiten repräſentiren ſollen, das einzelne Geſchlecht wiederum von der geſammten Gattung und das Spezielle von der Spezies verdrängt wird. Daß ſich auf dieſe Weiſe in einem ſo kleinen Raum nur eine unbehagliche und unerfreuliche Mißform, keine Kunſtform erzeugen kann, ſcheint mir außer Zweifel zu ſein. Ein

reines Kunſtwerk darf nichts weiter beabſichtigen, als ſich ſelbſt; es iſt ſein eigener Endzweck; wer eine Statue bildet darf nur an dieſe denken und daß ſich ihre Theile mit dem Ganzen harmoniſch verbinden und vollenden. Man kann der modernen Novelle, wie ſie ſich jetzt herausgebildet, nur einen ihr eigenthümlichen Werth zugeſtehen, ſonſt aber ſagen, daß ſie mehr eine Abart als eine Art der Kunſt darſtelle. Auf das Strenge, Edle, Erhabene und Ideale muß ſie von vornherein Verzicht leiſten.

Es iſt wahr, Tieck hat in dieſer von ihm mit Vorliebe angebauten und von einer Unzahl Schriftſteller nachgeahmten raiſonnirenden Erzählungsform wirkliche Muſterbilder geliefert, aber am wenigſten da, wo er es mit der Gegenwart zu thun hat. Die Charactere werden freilich bis in's letzte Glied, in's genaueſte Detail ausgemalt, aber es ſind Charactere, denen mehr künſtliches als natürliches Blut in den durchſcheinenden Adern fließt. Tieck hat einmal den Tic, ſo viel verſchiedene, meiſt wunderliche Menſchen auf einem kleinen Raum, etwa in einem Schloſſe, zuſammenzubringen, als nur immer neben einander Platz haben. Dieſe Perſonen und Perſönchen pflegen ſich nicht zu ſtoßen, ſondern, ſo klein das Local auch iſt, anſtändig wie Katzen um den Brei um einander herumzugehen und ſich Platz zu machen; lauter ſonderbare und närriſche Käuze, welche wunderlichen Lieblingsneigungen nachhängen. Auch die beſten unter dieſen Menſchen ſind nicht recht gut, wie die ſchlechteſten auch nicht gerade ſchlecht ſind; ſie ſind zum Guten wie zum Böſen zu wunderlich. Die Nachahmer gingen natürlich noch weiter als Tieck, indem ſie ſeine Manier immer mehr

verdünnten. Man wird ſelten, weder in Luſt noch Schmerz, im Grunde der Seele afficirt und erſchüttert; jede Situation trägt die blaßblaue verblichene Schleife der flauen Gegenwart vor dem flachen Buſen; man erzählt uns die ſchrecklichſten Dinge mit einer Gelaſſenheit, einer Ruhe, welche den fühlenden Leſer in Empörung bringen kann. Ich bedanke mich für eine ſo herzloſe und unempfindliche Objectivität, deren Marmorbläſſe ſich unter allen Verhältniſſen gleich bleibt! — Ich table hier jedoch nicht die Tieck'ſche Art der Novelle an ſich, ſondern den Mißbrauch, den man mit ihr getrieben hat. Die kleine niedliche Form der Novelle war doch gar zu leicht zu handhaben und ſo bequem und die Einbildung ſo ſtark, daß ſie das allein zeitgemäße Genre ſei. Was mußte ſich nicht der papierne Packeſel der Novelle Alles aufbürden laſſen, was man zu Markte führen wollte! — Die Schwächlichkeit unſrer Literaturperiode, wenn man nur nach Kunſtwerken und ſelbſtſtändigen Produkzionen fragt, hat mit ihr angefangen und ſich bis zu uns fortgeſetzt.

Wohin Tieck durch ſeine eigene Erfindung gerathen iſt, ſehen wir; er verdarb in der von ihm erfundenen Novelle, wie Phalaris in ſeinem ehernen Stier. Jeder Unbefangene wird zugeben müſſen, daß ſeine jüngſten Novellen nur in der Sprache und der Darſtellung mit ſeinen früheren die Vergleichung aushalten. Die Novelle iſt für Tieck ſelbſt jetzt eine ausgeſchriebene Manier. Nur iſt es ſchimpflich für das deutſche Volk, daß einer ſeiner berühmteſten Dichter, Kritiker und Literaturkenner, der ein langes an Reſultaten reiches Leben geführt hat und in vielen Richtungen Muſter iſt, ſich aus äußern Rückſichten veranlaßt ſieht, in ſeiner Manier

fortzuſchreiben und ſein Alter ſelbſt zu einer literariſchen Arbeitſtätte umzuſchaffen, während der niedrigſte Knecht der Literatur in Frankreich, der wie Jules Janin ſein Publikum unterhalten, nicht gebildet hat, in Hülle und Fülle lebt und mit Verachtung auf ein Volk herabſieht, welches ſeine berühmteſten Schriftſteller wie den armen Lazarus behandelt, wie den Ulyß, der nach langen Irrfahrten vor ſeiner eigenen Thür bettelt oder wie einen zweiten Hiob, der ſich in einer noch ſchmutzigern Lage befindet. Thöricht handelte aber auch Tieck, als er ſeiner gereizten Stimmung gegen Zeit und Jugend in ſeinen Novellen freien Lauf ließ; man iſt verſtimmt, wo man Abſicht wittert, man iſt empört, wo man ſie unbelikat ausgeführt findet. Als wir jungen Gallier in das alte Rom der Literatur eindrangen und ihm einen halb wieder verlorenen dies Alliensis bereiteten, hätte es ſich für Tieck geſchickt, auf ſeinem Senatorſtuhle in all ſeinem Pomp gleich einem Gotte des Olymps ſitzen zu bleiben und nicht nach den jungen Stürmern auszuſchlagen, wie jene römiſche Magiſtratsperſon nach dem Gallier ſchlug, von dem ſie unehrerbietig am Barte gezupft ward. Stürzte ſich Tieck offenbar in die Zeitdebatte, obgleich freilich viel gereizt und herausgefordert, ſo darf es weder ihn noch ſeine Verehrer wundern, wenn man ihn behandelte nicht wie einen Dichter, der durch ſeine Vergangenheit imponirt und Schweigen gebietet, ſondern wie einen Verhetzer, der zum Wiederbellen auffordert, weil er ſich in die Debatte der Gegenwart einließ. Das geſchah beſonders in jener Novelle voll Unnatur und Abſichtlichkeit „Eigenſinn und Laune," wo das Bordell eine ſo widerwärtige Rolle ſpielt. Sagt gerade heraus, was

ihr auf dem Herzen tragt, ſtatt die Poeſie oder was als eine politiſche Produkzion anmaßlich betrachtet ſein will, mit den Ausfällen eurer Polemik zu zerrütten! Wenn alte ehrenfeſte Männer das Bettzeug der Novelle verunreinigen, was ſoll man von den Jünglingen oder gar den Kindern in der Literatur erwarten? — Ich kann mir nicht ausreden laſſen, daß die Tieck'ſche Schule und Tiecks Verehrer das meiſte zu der jetzt herrſchenden Unbehaglichkeit beigetragen haben. Gab es doch eine Zeit, wo man den Mann des Volks Schiller und andere ehrenhafte Leute gegen einen Tieckianer nicht erwähnen durfte, ohne daß man durch ein ironiſches, ſpitzfindiges Lächeln zurechtgewieſen und widerlegt worden wäre. Hier die Nemeſis!

Henrik Steffens, gegen den ich als Anthropologen, Geologen und Univerſitätsredner eine innige Verehrung empfinde und der in dieſen Eigenſchaften für mich, als er in Reinheit und unverderbter Friſche die Flitterwochen ſeines Berliner Lebens feierte, eine Oaſe in der Wüſte war, hat ſich wahrlich auch nicht zu beklagen, wenn ihn die Jungmannſchaft von allen Seiten mit kritiſchen Pfeilen überſchüttet hat und kein Altersgenoß ſich fand, der ihm ein vertheidigendes und abwehrendes Schild vorgeworfen hätte. Ich ſehe nicht ein, warum dieſe Herren mit Gewalt Belletriſtik treiben und ſich ſo gefliſſentlich der Polemik ausſetzen! Denkt Steffens nicht daran, daß unter ſeinen zuhörenden Jünglingen ein Dutzend angehender Schriftſteller befindlich ſein könnte? daß jetzt jeder Student Belletriſtik treibt und über ein belletriſtiſches Buch eine Recenſion zu verfaſſen im Stande iſt? Inneren Drang, die Sehnſucht, ein Kunſtwerk

zu ſchaffen, war es ſchwerlich, was Steffens vermochte, ſeinen Roman „die Revolution" zu ſchreiben; es war eine Abſicht, ein polemiſcher Kitzel, Aerger, welcher ſich Luft machen wollte. Nun kommt Gutzkow, rechnet ihn mit Minckwitz und Jacoby unter die Don Quixote der Literatur und wirft ihm vor: die jüngere Richtung habe durch ihn gelernt, gegen das Zeitalter als ſolches zu polemiſiren, über die Gegenwart zu grübeln, über die Religion zu ſprechen, ohne Theolog zu ſein, über das Recht, ohne Advokat, über die Politik, ohne Staatsmann, über den Krieg, ohne General, über die Medizin, ohne Arzt zu ſein. Wirklich: ein offenes, ehrliches Geſtändniß von Gutzkow, wodurch ich meine Anſicht, daß dieſe raiſonnirende Gattung der Novelle und des Romans eine krankhafte Mißform und vom ſchädlichſten Einfluß geweſen ſei, unterſtützen kann.

Ganz dieſelbe Polemik finden wir in Bührlen's Roman „der Flüchtling" wieder. In Tiecks Novelle concentrirt ſich die Thätigkeit der Liberalen und Revolutionärs um ein Bordell, in Steffens „Revolution" begeht Adrian noch ärgere Dinge, im „Flüchtling" ſtecken ſie eine Mauthwohnung in Brand! — Bührlen's Roman erſchien vor zwei Jahren. Wer kennt ihn, wer ſpricht von ihm? Dergleichen Erſcheinungen überwältigt und beſeitigt die Gegenwart, aber die Nachwelt kann ſie ſchon darum nicht brauchen, weil ſie keine Kunſtwerke ſind und, was den Zeitinhalt betrifft, in falſchen Lichtern ſpielen. Eine gewiſſe Trübe und Schwere, die man nur fühlt, ohne ſie ſich erklären zu können, liegt faſt über allen Romanen, welche in der jüngſten Zeit geſchrieben und von einiger Bedeutung ſind. Selbſt

W. Alexis „Haus Düsterweg," macht durchaus keinen stärkenden erhebenden Eindruck; eben so wenig die Mehrzahl der Sternberg'schen Novellen, und zwar schon darum nicht, weil darin so viele blasirte, zerrissene und aristokratische Charactere geschildert werden, welche nie und nirgends stärken und erheben können. Weniger ist das der Fall mit Immermann's „Epigonen," in denen schon die offen hervortretende Entschiedenheit und Characterfestigkeit des Verfassers, abgesehen von den vielen einzelnen Vortrefflichkeiten, ein günstiges Vorurtheil erweckt. Die polemisirende Kritik der Jüngern hat mit Immermann als einem mannhaften Character stets eine ehrenvolle Ausnahme gemacht, obgleich er, von seinem vornehmen Standpunkt aus, sich viel mit den Gespenstern von literarischen „abgerissenen Betteljungen" beschäftigt; wären nur Immermann's Herz und Talent reich genug, sie zu kleiden, zu speisen und zu wärmen, aber auch Immermann fröstelt stark, auch Immermann muß betteln gehn, bald bei Shakspeare, bald bei Göthe, dem er seine Fiammetta urkundlich abgeborgt hat. Man sieht übrigens ein, daß bei einer solchen Gemüthsverfassung zwischen der älteren und jüngeren Linie der Literatur keine Annäherung, keine Verständigung, keine billige Anerkennung möglich ist. Es ist doch wahrlich auch von jener Seite nichts so Ungeheures, so Geniales, so Neues und Ueberwältigendes geschaffen worden, daß man demüthig auf das Gesicht fallen und die Herren Nabobs der Literatur stillschweigend verehren müßte! Welche Arroganz läge in dieser ganz unbegründeten Forderung! Es sind doch immer nur einzelne Glanzlichter, welche uns in ihren Produkzionen anziehen, häufig so-

gar überraſchen und eine Weile feſſeln. So auch bei Willibald Alexis. In kleinen maleriſchen Novellen iſt er wahrhafter Meiſter. Es laſſen ſich deren mehrere anführen; ich nenne hier nur die Novelle „Herr von Sacken.“ Welch ein vortreffliches ſpannendes Genrebild iſt „der Vater im Schnee!“ Ohne Ironie erſcheint Alexis ſtets bedeutender oder wenigſtens liebenswürdiger als mit ihr. Die Ironie läuft über den Körper eines Romans wie Gänſehaut und Fieberfröſteln; es iſt eine Seltenheit, wenn ſie, wie etwa in deſſelben Schriftſtellers Novelle „der Fluch des Mauren,“ den Character der Großartigkeit annimmt.

Mitten in den Zeitwirren, auf der äußerſten Linken, befindet ſich E. Willkomm, der Herausgeber der dramaturgiſchen Jahrbücher, mit ſeinen „Civiliſationsnovellen“ und „Europamüden.“ Man kann ſagen, daß die junge Zeitrichtung in ihm ihr Aeußerſtes erlebt, ihren extremſten Ausdruck gefunden hat, den ſie naturgemäß finden mußte, um über ſich ſelber nachdenkend ſtille zu ſtehen und ſich zu vollenden. Man kann wirklich ſagen, daß ſeitdem ein Wendepunkt eintrat, der nicht als bloßer Zufall erſcheint. Was für Willkomm bezeichnend iſt und günſtige Reſultate verſpricht, iſt die Gährung, worin ſich ſein Talent befindet, jene chaotiſche Verwirrung, woraus ſich Welten niederzuſchlagen pflegen, wenn der ordnende Verſtand es bis zur Lichtſchöpfung bringt. Willkomm iſt voller Urſprünglichkeit, weshalb auch in ſeinen verfehlteſten Characterbildungen viel Naivetät liegt. Willkomm forcirt ſich nicht, wie es den Anſchein hat, er ſchafft frei aus ſich heraus, er iſt weſentlich produktiv und ſein Irrthum könnte nur der ſein, daß er ſeine Charactere für Nach-

bilder wirklichen Lebens hielt, was sie keinesweges sind; sie sind nur Geschöpfe seiner Phantasie, worin die Extreme und Verirrungen der Zeit in ihren entgegengesetzten Polenden und auf ihrer Polhöhe nachgewiesen werden sollen. Ich finde in seinen Romanen vieles, was mit meinen Ansichten von Form und Zweck eines Kunstwerks und wahrer Characterschilderung nicht übereinstimmt, aber ich liebe das Feuer seines Gemüths, das ungehemmte Sprudeln seines rastlos thätigen Gedankenlebens und die Ehrlichkeit, womit er so vielen ironisirenden und diplomatisirenden Versuchen scharf gegenüber tritt. Seine „Byronnovellen," wovon schon Proben vorliegen, dürften ganz dazu geeignet sein, seinen sprudelnden und gährenden Geist abzuklären und zu beruhigen. Wo sich eine so große Menge Schriftsteller ausgestrebt und ausgelebt hat, oder im Ausleben begriffen ist, wendet man das Auge seiner Hoffnung gern den jungen Sternen zu. Willkomm hat auch den Versuch gemacht, die Eigenthümlichkeiten der Grenz- und Gebirgsvölker Böhmens in kleinen Bildern darzustellen. Volksscizzen, wie Carleton uns von den Irländern gegeben hat, sind sie darum noch nicht, aber sie könnten ihnen bei dem unbezweifelten Talente dieses Schriftstellers nahe kommen, wie sie dieselben an Reichthum der Gedanken und Ideen bereits übertreffen, wenn es Willkomm über sich vermöchte, der Zeittrübungen und Zeitforderungen, die ihn jetzt noch überwältigen, und seiner Nervengereiztheit Herr zu werden. Warum martern und quälen sich unsere Schriftsteller überhaupt so ausschließlich in dem aufreibenden Leben und der flauen Gesellschaft großer Städte ab? Warum versenkt sich keiner in die Nation selbst,

da wo sie noch am reinsten, ungemischtesten und ursprünglichsten erscheint? Walter Scott und viele andere englische Dichter genossen das Leben in der Hauptstadt nur als Delicateßwaare. Seine Iren möchte Deutschland wohl auch haben, es fehlt uns nur ein Carleton, der sie porträtirt.

In der letzten Zeit hat F. G. Kühne in seinen „Klosternovellen" das geschichtliche Factum mit der Debatte, die er, wie ein venetianischer Nobile seinen Dolch unter dem schönen Mantel der novellistischen Einkleidung verbirgt, zu verschmelzen gesucht. Der Fortschritt, den Kühne in diesen Klosternovellen gethan, ist jedenfalls bedeutend. Seine „Quarantäne im Irrenhause," wenn auch an geistreichen Partieen nicht arm, war immer doch nur eine Quarantäne, abgehalten im Vorhofe des Irrenhauses der Dialectik, wo die Qual zum Vergnügen und das Vergnügen zur Qual gereicht. Indeß befindet sich in dieser Quarantäne eine Figur, der wahnsinnige Prediger Faigenheim, welche dem Verfasser erbeigenthümlich zugehört. Faigenheim repräsentirt die Tollheiten des Materialismus, obgleich er in seinem Wahnsinne auch viel verständiges Zeug zu Markte bringt. Solchen Personificationen, die eine Polemik in weitem Faltenwurfe einhüllen, begegnen wir auch in den Klosternovellen. Kilian Maurus, der Teufelsspuker, ist eine solche Figur. Schade, daß er nur auftritt, um wieder zu verschwinden; das Drama dieser merkwürdigen Person fehlt im Buche, wir haben nur seinen Prolog. Ein Engländer würde auf eine so tiefsinnige Figur nicht gerathen sein; hätte er sie aber erfunden, so würde er sie auch wirksamer benutzt, weiter durchgeführt und mehr in den Vordergrund gebracht haben. Da man Kühne

häufig mit den Männern des jungen Deutſchlands in Verbindung gebracht hat, ſo ergreife ich hier die Gelegenheit, auf dieſen Roman als die am ſinnigſten durchgeführte, reinlichſte, zarteſte und an hiſtoriſchen Characteren reichſte Produkzion aufmerkſam zu machen, welche aus dieſem Kreiſe hervorgegangen iſt. Es iſt nur zu wünſchen, daß ſich Kühne ſeinen Standpunkt nicht verrücken und in dieſem ihm vorzüglich zuſagenden Genre das Productive in ihm fortwirken läßt. Man wird Einzelnes in der Conſtruction des Ganzen tadeln können, Fehler, die bei einem zweiten aus einer Idee empfangenen Romane leicht zu vermeiden ſind; aber man wird dadurch, und am wenigſten durch Verunglimpfungen, die aus der Luft gegriffen ſind, ein Werk mehrjährigen Dichtens und Trachtens, welches die Grundlage hiſtoriſcher Studien hat, nicht widerlegen noch vernichten können. Ich wüßte nicht, wen man noch mit Wärme vertheidigen ſollte, wenn nicht einen Schriftſteller, der dem Publikum gegenüber noch ehrlich genug iſt, in ſeinen Produkzionen gründlich zu ſein. Allerdings iſt der durchlaufende Faden in dieſer Produkzion die Darſtellung der Zerrüttungen, welche die Asceſe in den Gemüthern und das ſtarre klöſterliche Geſetz in den äußeren Verhältniſſen anrichten, aber es iſt in der Conſtruction ein Bruch bemerkbar, indem ſich plötzlich hiſtoriſche Charactere und Situationen ſo übermächtig hervordrängen, daß der novelliſtiſche Stoff ſtillſchweigend ſeinen Rückzug nimmt. Es iſt nur individueller Geſchmack, wenn mich der hiſtoriſche Theil des Romans inniger angeſprochen hat, als der novelliſtiſche Grundſtoff. Der Jude Thomaſſin, offenbar eine freie Handzeichnung, iſt eine vortreffliche Figur; ſo

der König Heinrich, ſein Freund Sully, der Königsmörder Ravaillac, dann die Volks- die Gerichts- und Hinrichtungsſcenen — es iſt wahrhaft lächerlich und zu lächerlich um noch maliziös zu ſein, wenn man den Werth dieſer Darſtellungen, wie geſchehen iſt, mit der Phraſe widerlegen will, das habe Gott, nicht der Verfaſſer gedichtet! — Was bliebe uns da wohl noch übrig! Und als ob es nicht die wahre Aufgabe des Dichters und Künſtlers ſei, Gott, dem Urdichter und Urbildner, nachzudichten und nachzubilden! —

Eigenthümlich in ihrer Manier ſind L. Schefer, S. Wieſe und E. Duller. Wenn ich mich in Schefer's Romanen ergehe, ſo komme ich mir vor wie ein Spaziergänger in einem Urwalde; bald hier bald dort hindert mich vielverflochtenes Schlingkraut, eine mächtige Baumwurzel, wucherndes Farrnkraut, Gebüſch und Geſtrüpp. Ueberall aber allgegenwärtiges Leben der Natur, Friſche der Vegetation, Blumenfülle und Duft der Blüthen, welche in vollen Trauben niederhängen! Und um die Blüthen koſen die Schmetterlinge, ſchwirren die Brillantkäfer; der Thau glitzert, wo ein Sonnenſtrahl den Zugang findet; ſchlanke Eidechſen ſchlüpfen durch hohen Graswuchs; hier fliegt ein Geier kreiſchend auf, dort ſteigt die Lerche in Liebeszuckungen wirbelnd empor oder ein Spottvogel macht ſich luſtig über den einſamen Wanderer. In dieſer vegetativen Pracht hat Schefer Manches von Jean Paul, aber es iſt in Schefer zu viel verwilderte, ſtruppige, unbändige Vegetation; der durchſichtigen und geebneten Wege giebt es eine zugeringe Zahl; man muß ſich hindurchhauen und arbeiten; aber die anmuthigen Erſcheinungen, die ſich rechts und links während des Wan-

derns in mannigfaltigem Wechsel darbieten, das lebendige Treiben bunter Insecten und Würmchen am Boden und der nach oben geöffnete Wald, welcher den Anblick eines immer klaren Streifens von Himmelsbläue gewährt, erleichtern den Gang und belohnen einigermaßen die Mühsal. Schefer's Romantik ist so wild, schauerlich, regel- und zügellos wie eine uncultivirte Vegetation, aber auch eben so großartig und unschuldig. Den unklaren Sigismund Wiese möchte ich mit einer wilden Gebirgsgegend vergleichen, von schroffen Formen, dunkelspaltig, über und durch einander geworfen, zerrissen von vulkanischen und neptunischen Mächten; dazwischen donnernde Lawinen, verderbliche Bergstürze, schäumende Cascaden über einander rollender Gedanken, wenig Vegetation, meist Knieholz; mystische unheilbrauende Nebel überall, welche die Formen, die nur hier und da zackig und verbrannt hervorragen, verhüllen und mächtiger erscheinen lassen als sie sind. Im Gegensatze zu diesen Schriftstellern, an denen alles zu Knoten und Knorren verwachsen ist, vergleiche man einmal eine Tieck'sche Novelle, etwa den jungen Tischlermeister, die glatte und reinliche Kunststraße. Da giebt's nirgends einen Holper, nirgends einen Ruck; da ziehen sich an beiden Seiten duftige und blumenreiche Wiesenflächen hin, ohne Unterbrechung, bis an den fernsten Horizont, so daß man mit jeder einzelnen Partie wohl zufrieden sein darf, aber nach stundenlanger Fahrt der Abwechselung wegen einmal einen Ruck, einen Holper herbei wünscht, und statt der Wiese nebenan etwas Anderes sehen möchte, etwas Fremdartiges, Seltenes, was nur nicht Wiese ist. Duller wühlt sich gern in geschicht-

liche Stoffe ein. Auch in ihm glüht eine heiße Lavaader, welche ſich alle Augenblicke aus dem Krater ſeiner Romane hervorwälzt und wie geſchmolzenes Metall an den Seiten herunterläuft. Der Krater brennt nie aus, er dämpft ſich nur, um zu einem neuen Ausbruch Kraft zuſammeln, und die Detonationen ſind andauernd. Die Geburt ſeiner Romane erfolgt in keinem regelmäßigen Zuſammenhange, ſondern ſtoß- und ruckweiſe und von ſchneidenden Wehen begleitet. Duller iſt eben ſo wenig zu einer klaſſiſchen Ruhe gediehen, wie Schefer und Wieſe, aber er ſaugt ſich nicht ſo feſt wie jener an die eigene Empfindungswelt, noch wie dieſer an unpraktiſche philoſophiſche Schulbegriffe an, welche in der Individualität des Verfaſſers in einen wüſten Knäuel zuſammenlaufen. Das geſchichtliche Object ſchützt ihn vor offenbaren Verirrungen, an die er indeß zuweilen nahe anſtreift.

Mit einem allerliebſten Mährchen, „Gockel, Hinkel und Gackeleia," beſchenkte uns der ſarkaſtiſche Einſiedler, Clemens Brentano, der Verfaſſer der vortrefflichen populär gewordenen Erzählung vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl, welche in ihrer rührenden und ergreifenden Einfachheit ganze Bände von Romanen aufwiegt; und Gaudy mit venetianiſchen Novellen, meiſt muntre, joviale Burſchen von blitzendem Auge und ſauber gekräuſeltem Haar, die es ſich unter Gottes italieniſchem Himmel wohl ſein laſſen. — Der eigentliche komiſche Roman hat bei den Deutſchen lange brach gelegen. Was von Humor in uns lag, wurde von dem heimlichen Gifte der Ironie zerfreſſen und konnte ſpäterhin unter den überwältigenden trüben Einflüſſen der Zeit nicht

aufkommen. Von jener gesunden Komik und Humoristik, welche die Pickwickier und Capitän Marryat's Romane zu einer so kräftigen, gemüthlichen und nahrhaften Speise machen, sind in Deutschland jetzt nur geringe Spuren zu bemerken. Bei Saphir, der sich selbst einen Humoristen nennt, schlägt der Humor in einen oberflächlichen, mit Worten spielenden Witz und schillernde Redefloskeln aus; er reicht bei ihm wie bei seinen Nachahmern, die noch hier und da einen Zipfel an dem Sargtuche der Journalistik festhalten, höchstens zur Vergötterung oder Bespöttelung eines Theater- und Concertabends hin. Diese seichte Nahrung hat den Geschmack des Publikums gräßlich verwüstet und die Leseseelen für allen Ernst unempfänglich, für alle ehrenhafte Gesinnung untauglich gemacht. Bei allem unsern Hange zum Witze haben wir in jüngster Zeit nicht einen einzigen witzigen Roman hervorgebracht. Vielleicht ist die Zeit jetzt gekommen, wo ein echt humoristisches Talent sein Glück machen könnte. Humor und Komik thun uns redlich Noth, um uns aus diesen zerschmetterten, trüben, dumpfen und feindseligen Zuständen zu erlösen; aber zum echten Humor gehört eine gesunde Stimmung, eine Herzlichkeit und Gutmüthigkeit, die wir nicht mehr besitzen. Mundt fand unter den Engländern einen größeren Vorrath von Gemüthlichkeit, als unter den Deutschen. Man darf nicht nach England reisen, um diese für uns betrübende Erfahrung zu machen, man darf sich nur in den Romanen der Briten umsehen und man wird sich gestehen müssen, daß darin eine Gutmüthigkeit herrscht, die in unserm Blute jetzt ein fremder Tropfen ist. Der Zornengel des maliziösen Witzes und der Ironie hat uns

von dieſem Paradieſe des Humors vertrieben, weil und ſeitdem wir um unſere Unſchuld gekommen ſind. Der feinſpürige Gutzkow witterte, daß etwas in der Luft liegt, was ein Bedürfniß nach dem komiſchen und humoriſtiſchen Genre anzeigt, und er ſchrieb ſeinen „Vater Blaſedow." Witzige Combinationen finden ſich darin, ſelbſt manche treue Copie, welche das Leben trifft; aber die Gutzkow'ſchen Erfindungen in dieſem Romane ſind doch nur mit dem Unterröckchen des bloßen witzigen Verſtandes bekleidet, nicht mit dem ſchönen Ueberwurf poetiſcher Herzensſtimmung.

Dieſes Allgemeingut von Witz iſt beſonders von unſern Reiſeſchriftſtellern benutzt und abgenutzt worden. Es iſt unglaublich, wie witzig man in ſolchen Reiſetagebüchern nicht iſt, ſondern ſein möchte und ſich anſtrengt zu ſein. Man fliegt auf Eilpoſten dahin, ſpeiſt in aller Eile auf der Poſtſtation table d'hôte, und wo man einige Zeit verweilt, hat man entweder Geſchäfte, oder beſucht die Nobleſſe, wenn man zu ihr Zugang findet, vielleicht auch das Theater, einen Garten, wo ſich die vornehme Welt verſammelt, ſieht das Volk höchſtens, wenn es dem Reiſenden oder der Reiſende ihm auf die Naſe fällt, und nun ſetzt man ſich hin und beſchreibt Land, Stadt und Volk, als ginge das nur ſo. Das nennt man jetzt, Land, Stadt und Volk „ausbeuten." So weit haben es unſere verſtändigen Landskinder doch ſchon gebracht, daß ſie über Mauguin's und Odillon Barrot's Vorträge in der Deputirtenkammer ſchöne Characteriſtiken ſchreiben, ohne die Kammer beſucht zu haben oder auch nur fertig franzöſiſch zu verſtehen. Es iſt die göttliche Divinationsgabe der Modernen, die uns zu der Möglichkeit dieſer

Unmöglichkeiten verhilft. Eine große Anzahl von Reiſenden hat ſich den berühmten Weltgänger Pückler Muskau, der allerdings ganz unterhaltend ſchreibt, zum Muſter genommen, beſonders die adligen. Früher reiſten adlige Herren wohl auch, aber dieſe würdigen Vorfahren verſtanden nicht, deutſch zu ſchreiben und ihre Paar Gedanken auszudrücken. Jetzt iſt das alles anders. Man führt ein leidliches Tagebuch und der Wunſch, ſich zierlich gedruckt zu ſehen, iſt ſo verlockend; Geld hat man, wenn auch nicht wie Heu, doch hinlänglich, um Papier und Druck zu bezahlen, oder beſſer, es findet ſich ein Verleger zu den flüchtigen Bemerkungen, den Briefen von jenſeit, den muthmaßlich treffenden Schilderungen, den viel verſprechenden Küchenzetteln, den geſammelten Anekdotchen und beſtandenen Abenteuerchen. Nun iſt der Herr Fürſt, Graf oder Baron ein gemachter angeſehener Schriftſteller, der, wie es in den Literaturblättern heißt, von Geiſt, Kenntniſſen und Witz überſprudelt; er hat ſich glücklich zum Druck, zur Cenſur, in die Literatur und die Leſewelt gebracht — endlich in das Reich der Vergeſſenheit, welches bekanntlich das größte auf Erden iſt und mit unſtillbarem Hunger ganze Reiche, Völker und Perioden verſchlungen hat, ohne ſie je wieder von ſich zu geben.

Ein würdigeres Feld iſt neuerdings in den Charakteriſtiken angebaut worden. Im Gegenſatz zu der im Ganzen vorherrſchenden Gehäſſigkeit und Feindſeligkeit hat ſich bei Einzelnen eine achtungswerthe Neigung für Perſönlichkeiten und ein Verlangen, ihr Innerſtes zu belauſchen, ihren Schickſalen nachzudenken, ihren Einfluß auf die Umgebun-

gen und die Geſchichte ſelbſt und von dieſen auf ſie zurück zu beſtimmen und die gewonnenen Reſultate biographiſch zu verarbeiten, bemerkbar gemacht. Der treffliche Schweizer Zſchokke hat über Jochmann Worte von goldenem Klang hören laſſen; Z. Funck gab dankenswerthe Beiträge zur Lebensgeſchichte T. A. Hoffmann's, F. G. Wetzel's, Devrient's und Iffland's, Bacherer politiſche Charactere in ſeinem Salon deutſcher Zeitgenoſſen; aber am eifrigſten, ausſchließlichſten und glücklichſten hat ſich auf dieſem fruchtbaren und anmuthigen Terrain der Menſchenbeobachtung und Menſchendarſtellung Varnhagen von Enſe bewegt. Dieſelbe liebenswürdige Neigung finden wir bei den Meiſten wieder, auf welche er influirt hat, bei Mundt, Kühne, ſelbſt Gutzkow. Mundt entwarf ein treffliches auch ſprachlich gelungenes Lebensbild von Knebel; ſeine Darſtellung des Fürſten Pückler Muskau befriedigt wenig, ſchon der geſchilderten Perſönlichkeit wegen, deren Originalität ſich in die Reit- und Reiſeſucht und einen gewiſſen ariſtokratiſchen Freimuth verflüchtigt; es koſtet Mundt unendlich viel Mühe, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus eine einigermaßen geiſtreiche Behandlung möglich war; der Hauptfehler der Arbeit beruht darin, daß weniger der Fürſt, als Mundt ſelbſt, und der Fürſt auch nur in Mundt'ſchen Reflexen wiedergeſpiegelt wird. Einen großen, alle Gefühle und Empfindungen aufregenden Stoff behandelte Mundt in ſeinem Buche über Charlotte Stieglitz; Mundt mag mit ſeinem nur menſchlichen Deutungs- und Faſſungsvermögen Vieles in falſchem Lichte geſehen und ſich gedeutet haben, aber mit Unrecht wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er der Zeit ſelbſt einen zu großen Einfluß

zugeſtanden habe. Charlotte hat in der That ein echtes ſociales Drama mit ihrem Manne durchgelebt und tragiſch beſchloſſen, welches in der Art, wie es ſtattfand, ſich anlegte, ſteigerte und mit der tödtlichen Kataſtrophe abſchloß, nur in unſerer Zeit, unter den ſtatt gehabten Umgebungen und am eheſten in der preußiſchen Hauptſtadt ſich ereignen konnte. Nur wer den Dingen nicht auf das Herz ſieht, wird die That der merkwürdigen Frau, nur wer am Factum und ſeinen nächſten Umgebungen hängen bleibt, Mundt's Darſtellung für verwerflich halten. Wenigſtens ſind einzelne Partieen in dem Buche, worin ſich Mundt's Liebenswürdigkeit glänzend bewährt; geiſtreiche und blühende Reflexionen finden ſich, welche dem Biographen ſo Niemand und er ſich ſelbſt ſchwerlich je in dieſer poetiſchen Fülle nachſchreiben wird; endlich iſt die Kataſtrophe mit wahrhaft ergreifender Darſtellungskunſt behandelt, deren Wirkung im Leſer lange noch nachzittert. Wenn ich mir Mundt's liebenswürdigſte Seite vorſtellen will, ruht mein Blick am liebſten auf ſeinem Buche über Charlotte Stieglitz. Seitdem iſt ihm manches Fremdartige angeflogen und angedrängt worden, was ſeiner deutſchen Natur ganz offenbar widerſpricht. Kühne hat in ſeinen männlichen und weiblichen Charakteren einzelne treffliche Proben ſeiner Characteriſirkunſt abgelegt und geſammelt. Ein poetiſch elegiſcher Hauch zeichnet ſie vorzüglich aus. Kühne vertritt überhaupt die elegiſche Seite in der jungen Literatur; ſelbſt ſein Witz iſt ſcharf ausgepreßte Citronenſäure der Wehmuth; Kühne hat überall viel Gemüthlichkeit, wo man ſeinen innerſten Neigungen nicht nahe und die dumpfe Gemeinheit ihm nicht gegenüber tritt.

Die seinen Arbeiten eigene schmerzlich wehmüthige Färbung zeigt sich auch da, wo er Persönlichkeiten aufzugeben sich gezwungen sieht, oder wo er als Priester des Verstandes schöne rein menschliche Illusionen dem unerbittlichen heißhungrigen Gotte des philosophischen Begriffes opfert. Mit Schmerz sieht er die christlichen Symbole und den Glauben daran hinschwinden und mit Schmerz wird er ein Apostel der Skepsis, deren Bilder- und Glaubensstürme er dadurch vergüten zu können glaubt, daß er die Lehre vom Gottessohn dahin deutet: die Menschheit selbst sei der wahrhafte Gottessohn. Als ob man das religiöse Mysterium für die philosophische Auslegung aufgeben und an dem Einen nothwendig zweifeln müßte, um das Andere glauben zu können! Oder als ob nicht im christlichen Cultus allein noch ein Gegenhalt gegen die überhand nehmende Corruption des menschlichen Geschlechtes läge, dessen Glauben sich nur auf das zu beschränken anfängt, was in und auf der Hand liegt — Geld und Geldeswerth, Gewinn, Erfolg, das Facit, das Fabricat!

Die Memoirenliteratur liegt in Deutschland noch ziemlich brach, obgleich die Meinung für sie im Ganzen eine sehr günstige ist. Memoiren sind für die Geschichtschreibung, was die kurze Waare im Handel, das Journalwesen in der Literatur. Der Memoirenschreiber liefert nur Stückwerk, einzelne zerstreute historische Blöcke, der Geschichtschreiber bildet aus diesen verschiedenen Werkstücken ein zusammenhängendes Kunstwerk und ordnet die Blöcke pyramidalisch zu einem Bau, welcher seine Spitze, seine Grundfläche, seine genau abgemessenen Seiten und Winkel hat. Jener liefert durchbrochene Arbeit, dieser eine Arbeit aus dem Ganzen, indem

er zugleich aus einer Reihe geſchichtlicher Ereigniſſe das Reſultat zu ziehen weiß. Die Memoiren ſind beſonders wichtig in einer Zeit, wo die Intrigue und das diplomatiſche Verfahren ſo ausgebildet ſind, daß wir nur durch die damit näher Vertrauten in die geheimen Machinationen des Staatslebens eingeführt werden können; wichtig zugleich als Beiträge zur Sitten-Cultur- und Menſchengeſchichte. In dem wenig offiziellen Deutſchland, wo man ſo außerordentlich empfindlich und übelnehmiſch iſt, hat die Memoirenliteratur nie recht gedeihen wollen. Die Deutſchen ſind ein Volk von Geheimſchreibern und packen ihre Lebensacten am liebſten in Archive, wozu nur das betreffende Individuum den Schlüſſel hat. In jüngſter Zeit ſind wir mit einigen Schriftſteller- und Gelehrten-Memoiren beſchenkt worden. Zerlegen wir Begriff und Art eines deutſchen Gelehrten, ſo werden wir finden, daß er einmal jung war, das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt beſuchte, ſich entweder durch nichts Hervorſtechendes oder durch Genie bei wenigem Fleiß oder durch unerhörten Fleiß bei wenigem Genie, aber am ſeltenſten durch beides zugleich auszeichnete; man wird finden, daß er in jungen Jahren verliebt geweſen, im vierzehnten Jahre ſpäteſtens deutſche Verſe machte und ſie in Begleitung von Blumenſträußen an ſeine Geliebte gelangen ließ, daß er nebenbei noch ein Ideal von einer Geliebten im Sinne hatte, zu deren Ritter er ſich träumte und die ihm unausſprechlich zugethan war, die er in der Vorſtellung aus Feuersnoth und Waſſergefahr errettete und die ihm endlich an der Schwelle ſeiner Anſtellung und des kirchlichen Altars aus Dankbarkeit und unſtillbarer Liebe ihre Hand reichte — natürlich nur in

der Vorſtellung; man wird finden, daß er als Student entweder duckmäuſerte, von Collegium zu Collegium lief, die Bibliothek frequentirte, eine Maſſe Conceptpapier verſchrieb und auf die Dogmen ſeines Lieblingsprofeſſers Leib und Seele verſchwor, oder daß er als trefflicher Burſch renommirte, ſich herumbalgte auf und außer dem Fechtboden, den Biercomment verſtand, einer Landsmannſchaft oder einer andern Genoſſenſchaft ſich zuordnete und allerlei weltreformirende Träume und Pläne im Buſen mit ſich herumtrug, um endlich, am dritten Stadium ſeiner Laufbahn angelangt und im Hafen der Ruhe eingelaufen, als Lehrer, Privatdocent oder Docent an einer Univerſität ſeine idealiſtiſchen Träume mit den Collegienheften zugleich zur Seite legen. Darauf wird ſtudirt, docirt, mit einigen gelehrten Geſellſchaften correſpondirt, polemiſirt und zuweilen an einem auf gemeinſame Koſten veranſtalteten Abendbrot oder Mittageſſen Theil genommen. Bücher verfaßt man ſo viel als möglich, denn die Bücherverfaſſung iſt von den Verfaſſungen, die wir in Deutſchland haben, die beſte; und wenn der Tod kommt, ſo kommt er bei Einigen zu früh, bei Andern zu ſpät, je nachdem man noch ganz, oder nur halb oder gar nicht mehr lebte. Ausnahmen davon giebt es, z. B. daß Einer eine Zeitlang Diplomat war oder bloßer Schriftſteller geworden iſt; aber im Ganzen brauſ't ſich auch bei dieſen der ſchäumende Cataract der Lebenswoge ſehr bald ab, um ſich in der Tiefe als ruhiger See zu ſammeln, den kaum noch ein Lüftchen kräuſelt. Selbſtbekenntniſſe gaben in jüngſter Zeit Varnhagen von Enſe, E. Münch und F. Laun heraus. Ein naives und anziehendes Schauſpielermemoire haben wir von Coſtenoble,

mitgetheilt in Lewald's allgemeiner Theaterrevue. — Andere verarbeiteten einzelne Lebenserfahrungen und Ereigniſſe in der Form von Genrebildern, wie A. Lewald, deſſen Styl eben ſo anmuthig, wie ſeine Schilderung lebendig und anſchaulich iſt.

Ueber die eigentliche poetiſche Produkzion, wie ſie ſich jetzt geſtellt, wäre viel zu ſagen. Da ich jedoch Gelegenheit habe, über den gegenwärtigen Zuſtand des Drama's und der Lyrik an einem andern Orte mich ausführlich auszuſprechen und ich mich nicht allzudeutlich wiederholen will, ſo werde ich hier in aller Kürze verfahren und nur Einzelnes als Ergänzung jener umfaſſendern Aufſätze andeuten. In Betreff des Drama verweiſe ich beſonders auf den zweiten Band von Mundt's Dioskuren, wo ich daſſelbe Thema ſchon einmal behandelt habe.

Wie vortrefflich die Schauſpielkunſt als Kunſt von unſern Bühnendirectionen gepflegt wird, weiß jedes Kind; unſre Regieen ſind bekanntlich nur dazu da, um den klaſſiſchen Sinn im Volke, den Sinn für das Ernſte, Große und Erhabene zu nähren und die ungeheure eingeriſſene Geſchmacksreinheit zu unterhalten. Es iſt nicht zu ſagen, bis zu welcher Hingebung ſich die Directionen aufopfern! Die Kunſt geht ihnen über Alles, ſelbſt über das tägliche Brot! Die Herren Régiſſeure können nicht eſſen, nicht trinken, nicht ſchlafen, ohne über das Heil der dramatiſchen Kunſt nachzudenken oder davon zu träumen. Wenn ſich ihr linker Fuß noch im Bette befindet, ſtehen ſie mit dem rechten ſo gut wie auf der Bühne. Die jungen Talente, ſowohl Componiſten wie dramatiſche Dichter unterſtützt man wahrhaft ver-

ſchwenderiſch — man ſieht noch gar nicht ein, wo das hinaus ſoll! Selbſt wenn das Drama eines jungen Dichters oder das erſte Werk eines Componiſten nicht aufführbar wären, aber doch von Talent zeugten, kennt die Bühnenverwaltung in ihrer Großmuth keine Grenze. Nicht etwa, daß ſie einen Fonds für junge Talente gegründet hätte, um ſie in der Produkzionslaune zu erhalten, oder daß ſie zu demſelben Zwecke Preiſe und Acceſſite ausſetzte — ganz und gar nicht! das hieße, die jungen Talente an ein verſchwenderiſches, bequemes Leben gewöhnen oder den Fonds zu Gehaltzulagen und Gratificationen für angenehme, bald trotzige bald nachgiebige, in allen billigen Aufträgen und Forderungen willfährige Sängerinnen und Tänzerinnen ſchmälern — aber man gewährt ihnen freien Zutritt zu den Vorſtellungen, und ſelbſt dann, wenn und wo es nicht geſchieht, iſt das Motiv weiſe und väterlich; man fürchtet, daß die jungen Dichter und Componiſten durch zu häufigen Theaterbeſuch ihren Geſchmack verderben und ſich in Anſichten verlieren möchten, die dem klaſſiſchen Geſchmacke der Regie zuwiederlaufen; man will an ihnen orginelle und ſelbſtſtändige Bühnendichter erziehen, wie ſie das Theater gar nicht anders brauchen kann.

In der hitzigſten Periode meiner Theaterpolemik verfaßte ich einmal ein Sonett, welches ich hier mittheilen will. Das Sonett trägt die Ueberſchrift:

Raupach.

Dem Hündlein gleich beſchnubbern und beſchnaufen
Mußt End' und Anfang du der Weltgeſchichte

Zu deiner Dramen bühnlichem Gedichte,
Weil Stoff drin liegt in groß und kleinen Haufen.

So sagt' er sich, und sieh, die Hohenstaufen
Hat er beschnubbert, daß er sie vernichte
Mit seiner Jamben donnerndem Gewichte
Und all den Reimen, die mit unterlaufen.

Wie muß der Zorn im Wörterflusse branden!
Wie saus't der Wind der Phrase durch das Laub, ach!
Verschlungner Redekränz' und Wortguirlanden!

Wie fällt herab der Schäum' und Träume Staubbach!
Wie muß sich der Begeistrung Strom verfanden
An dieser Sand- und Klippeninsel Raupach!

Indeß hat Raupach Recht! Die Bühne will einmal nur Produzenten; Talente, die sich nicht nach den Coulissen strecken und beschneiden lassen wollen, weis't sie von sich. Wäre kein Raupach da, so wäre wahrscheinlich ein Anderer da, der die Sache nicht besser machte als Raupach und vielleicht nicht einmal vermögend wäre, eine Tragödie wie Isidor und Olga zu componiren oder die Hohenstaufen wenigstens in ihrer äußeren pomphaften Erscheinung dem Publikum vorzuführen. Wer sich einmal der Bühne widmen will, muß sich ihr mit Haut und Haar verschreiben und hat auf das beste Theil seiner Individualität keinen Anspruch mehr. Raupach schlägt all unsere Polemik nieder mit dem kostbaren Geschirr, von dem er speis't, mit dem Gute, das er sich in Schlesien käuflich erworben hat. Gegen solche Gründe seiner Vortrefflichkeit können die Gründe der schlagendsten und gerechtesten Kritik nicht aufkommen.

Das Schlimmste dabei ist, daß der Geschmack des Publikums in eine immer größere Stumpfheit verfällt und lange

nicht mehr auf der Höhe ſteht, wie zur Zeit der vagabundirenden Bühnen im vorigen Jahrhundert, wo Shakſpeare der Liebling des Publikums war und der Hamlet öfter gegeben wurde, als jetzt das Quodlibet Fröhlich oder das Haus der vier Temperamente; daß der Sinn für die hohe Bedeutung der Schaubühne, für Ernſt, Hoheit und Würde, ja für die Sittlichkeit ſelbſt furchtbar untergraben wird; daß aus dem jungen Geſchlecht der Schauſpieler, die ihre Rolle im geſellſchaftlichen Umgange glänzender durchzuführen wiſſen als auf der Bühne, keine wahrhaften Künſtler hervorgehen können, weil ſie ſeit Müllner und Houwald bis auf Raupach und Halm herunter, an die leichteſte, faſelhafteſte Declamation und an characterloſe Rollen gewöhnt ſind, die kein pſychologiſches Verſtändniß, kein tieferes Eindringen in ihren nicht exiſtirenden Geiſt, keine Aufregung und höchſtens eine körperliche Begeiſterung und Anſtrengung in Anſpruch nehmen. Möchte auch hier und da ein Theater ſein, etwa in Stuttgart, Dresden oder München, oder das Hofburgtheater in Wien, welches von der Bühnengerechtigkeit eines Drama's weitherzigere Begriffe hat, ſo ſind wieder Verhältniſſe anderer Art vorhanden, welche den beſten Willen beſchränken, gefangen nehmen, kreuzen und unwirkſam machen.

Ludolf Wienbarg hat in einer ſcharf gedachten und vortrefflich ausgeführten Recenſion über Halm's Griſeldis nachgewieſen, daß Stücke wie die von Halm gelieferten nicht bloß den Geſchmack irre leiten, ſondern auch die Sittlichkeit gefährden. In der That! hinter dieſer engelgleichen Unſchuldsmiene brütet der Teufel der modernen Unſitte, die Kraftloſigkeit, das Schönthun mit bloßen Phraſen, das Hohl-

weſen, die Herzenskränklichkeit, der Kitzel raffinirter Qual, die hinſchmachtende Weichlichkeit! Dieſe Helden, aufgeſtutzt und aufgeputzt mit den Flittern hohltönender moraliſcher Floskeln, in den fliegenden Pompmänteln nichtsſagender Verſe, die mit Katzen- und Haſenfellchen verbrämt und gefüttert ſind, quälen ein Weib fünf Akte hindurch zur Probe, zur Luſt, und ſtehen zuletzt nur da gefoppt wie ein dummer Ehemann in einer Comödie, während die poetiſche Gerechtigkeit nach blutiger Rache ſchreit! Wie verwirrt Raupach des angenehmen Qualſpectakels wegen die Begriffe von Sitte und Unſitte, Tugend und Untugend in ſeiner „Schule des Lebens." Dieſer junge brutale Prinz im Stück, ein Scheuſal, der ein gutes braves Weib bis auf's Blut der Seele martert, um ſie ſich für ſeinen Hausſtand und zur Sclaverei zurechtzuſetzen, wie religiös, wie nett bibliſch, wie ſentenzenreich declamirt und radotirt er nicht! Wirklich! eine ſchöne „Schule des Lebens" für Parterre, erſte und letzte Gallerie, die hier zur Schule gehen! Was die Bühne mit ihren Mitteln ſein könnte und was ſie iſt! Eine Stätte könnte ſie ſein der Belehrung, der Veredelung, der Erhebung, eine Bildungsſtätte der Menſchheit, eine Erweckerin großer Leidenſchaften und Gedanken, eine Pflegeſchule der Dichtkunſt und der Dichter! Aber ſo arg iſt es mit ihr beſtellt, daß man in Frankreich die allgemeine Entſittlichung ihr auf's Gewiſſen geſchoben hat! Und ſind wir etwa beſſer daran? Hörten wir nicht auch in Deutſchland von den Brettern der Bühne herab jene franzöſiſchen Frivolitäten und Nuditäten, ſahen nicht auch wir die Gräßlichkeiten und Scheußlichkeiten des Melodrama's? Sind nicht auch unſere Originaltrauerſpiele

von Müllner's „Schuld" bis zur „Griſeldis" herab Geburten der Unnatur, der Geſchmackloſigkeit, der raffinirten Grauſamkeit, der Verweichlichung, ſelbſt der Verworfenheit? — In der Wüſte unſerer Bühnendramen ſeit Schiller macht Heinrich v. Kleiſt durch Natur, Einfachheit und Unſchuld vielleicht die einzige rühmliche Ausnahme, welche um ſo größere Anerkennung verdient, da ſie eben Ausnahme iſt. Auch Grillparzer hat ſich, ſeitdem er die Verirrungen in der Ahnfrau überſtanden, in ſeinen Bühnenſtücken dem Klaſſiſchen zu nähern geſucht.

Das wahre Drama pflanzt ſich jetzt nicht mehr auf der Bühne fort, ſondern im Buchhandel. Hierher gehören Immermann's beſſere Produkzionen, Hauch's „Tiberius" und „die Belagerung von Maſtricht," Georg Büchner's „Danton's Tod," J. Moſen's „Heinrich der Finkler" und „Cola Rienzi," Uechtritz, „die Babylonier" u. A. Auch in des verſtorbenen Grabbe Produkzionen blickt hinter allen Verzerrungen und krampfigen Zuckungen das blitzende Auge der wahrhaft tragiſchen Größe hervor, groß und offen, wie das Auge eines Hektiſchen. Man hat uns eingeredet, ein Drama ſei nichts ohne die Bühne. Aber man wird mir doch zugeben müſſen, daß ein echtes Drama daſſelbe Kunſtwerk bleibt, das es iſt, auch ohne bühnliche Aufführung und freilich auch leider ohne den Erfolg der Bühne. Als ob Aeſchylus und Sophokles nicht verdienten geleſen zu werden, weil ihre Stücke nicht mehr zur Aufführung kommen! So ſchätzt man jetzt Alles nach dem äußeren Erfolge ab! Es gab in Deutſchland eine Zeit, wo das Drama eben ſo geſucht und geleſen war als jetzt der Roman, und mich dünkt, die

Zeit könne wieder kommen. Fichte setzte sich in seiner studentischen Jugend einmal hin, um ein Trauerspiel zu schreiben, weil die Waare von den Verlegern am meisten gesucht und am besten honorirt werde. Freilich lag es im Interesse der überhand nehmenden Romanschriftsteller, der eigentlichen Fabrikanten und Despoten in der Literatur, jede andere Gattung als die ihrige dem Publikum zu verdächtigen und in Mißcredit zu bringen. Doch muß man zugeben, daß es selbst den Besten unserer dramatischen Dichter an der Kunst fehlt, die Charactere scharf in ausgeprägtester Eigenthümlichkeit von einander abzusetzen und in der Sprache alle die Nüancen und Lichter anzuwenden, welche die Charactere und Situationen erfordern — die Kunst, zu individualisiren, wie sie Shakspeare vor Allen verstanden hat.

Auf einigen Bühnen sind auf höhern selbst diplomatischen Betrieb gewisse Dramen, die zu unsern besten gehören, von der Aufführung ausgeschlossen. Aber nicht die „Räuber," nicht der „Wilhelm Tell" werfen revolutionäre Stacheln in's Gemüth, sondern eben jene Dramen des modernen Raffinement, worin man gequält, bei lebendigem Leibe geschunden und gefoltert und trotzdem gelangweilt wird. Wer noch einen Funken von Naturkraft in sich spürt, ist nach der Aufführung dieser frevelhaften Dramen in der Stimmung Karl Mohrs, da er ausruft, daß er den Ozean vergiften möchte. Man wälzt allerlei blutige Gedanken im Gehirn umher, man knirscht mit den Zähnen gegen die Bande und Ketten, die uns an eine so schlechte, langweilige Menschheit fesseln, wie sie so eben vor unsern Blicken aufgerollt worden, man möchte die Welt reformiren, und wer weiß, wohin eine Stim-

mung wie dieſe den Menſchen bringen könnte, fühlte man ſich nicht zugleich außerordentlich zum Schlafe aufgelegt, der nach der Aufführung dieſer Dramen allerdings ſehr feſt und den Umſtänden nach erquickend zu ſein pflegt. Unſere ältern klaſſiſchen Dramen behandelt man faſt nur wie Reliquien oder wie Heiligenbilder, die man an beſtimmten Feiertagen aus einer gewiſſen Ehrfurcht und frommer Gewohnheit ausſtellt; oder ein tüchtiger Künſtler wünſcht, ſich einmal wieder in einer großen characteriſtiſchen Rolle zu zeigen, wie er ſie in keinem Bühnenprodukte unſerer mitlebenden Dramen- und Füllſtückſchreiber vorfindet. Die Couliſſengerechtigkeit iſt das höchſte Kriterium der Herren Regiſſeure, der gelehrten und klugen Geheimräthe bei der Bühnenverwaltung, die ſich nicht ſchämen, den Dichter ſelbſt zu hofmeiſtern. — In der letzten Zeit iſt das Converſationsſtück übermächtig geworden. Da geht Alles ſehr gemüthlich, reinlich, und abgeſehen von verſteckten Spitzen der Frivolität, ſittlich zu, oder vielmehr anſtändig, im Sinne der vornehmen Geſellſchaft. Es iſt ein ariſtokratiſches Element darin, etwas, was Manſchetten trägt, bei dem Tanzmeiſter ſein Compliment gelernt, und Haare und Taſchentuch mit wohlriechenden Waſſern und Pomaden getränkt hat. Dieſe Converſationsſtücke gehen Hand in Hand mit moraliſirenden Dramen, welche ſich nur als eine Verlängerung der Iffland'ſchen Moral und Spießbürgerlichkeit darſtellen. Man hat uns dieſen Spuk wieder aufgeweckt und dadurch bewieſen, daß ſich Alles im Leben wiederholt. In dieſen Stücken kommt die haute volée häufig genug übel weg; man will natürlichere, freilich auch weinerliche Zuſtände; das Raffinement

und die Sucht der Modernen zu ſpeculiren, werden hart mitgenommen; auf dem Lande allein weilt die Unſchuld; die zärtlichen Täubchen, die gackelnden Hühnchen, die wedelnden Hündchen, die munteren Füllchen, wie rührend! In dieſen bürgerlichen und converſationell moraliſchen Schauſtücken iſt die Moral eben auch nur ein Schauſtück, oder ein grämlicher Landprediger, der den Bauern verbietet, in den Krug zu gehen und nach einer mühſeligen Arbeitswoche ſich einen vergnügten Sonntagabend zu machen. Wie anders wirkt die große Sittlichkeits- und Gerechtigkeitslehre in der Hiſtorie, in den Dramen Shakſpeare's oder Schiller's, die ſich an die Hiſtorie und das Urewige in der Menſchheit anklammern, nicht an dieſe vorübergehenden Formen der ſchwächlichen Gegenwart, gegen deren Nichtigkeit man nur durch Auffaſſung des Unvergänglichen in der Menſchengeſchichte den Prozeß führen und gewinnen kann; ſie ſteht da wie der Zornesengel mit dem Gottesſchwerte, der die Schuldigen aus dem Paradieſe treibt! Jene Dramen voll Sentiment und weinerlicher Gewöhnlichkeit werden, wie der alte Mohr in den Räubern, zum zweiten Male, d. h. wahrhaft ſterben müſſen. Das iſt, in allerallgemeinſtem Umriſſe, unſere Bühne! Censeo Carthaginem esse delendam! Cato hatte doch Recht. Man muß nur der Aufregung nicht müde werden, ſo wenig wie Cato im römiſchen Senat und der gegenwärtige König Dan in Irland.

Die Lyrik iſt in Deutſchland ein nationales Element, ein Naturlaut, der uns angeboren iſt, ein Troſt in unſerm Schmerz, ein zwangloſer Ausbruch unſerer Freude. Keine Dichtgattung entſpricht unſern ſubjectiven Stimmungen mehr

als die des Liedes; daher unſere Neigung zum Geſange, zum muſikaliſchen Elemente, zur Compoſition, weiterhin ſogar zur Inſtrumentalmuſik, die bei uns durch Haydn und Beethoven ſo zart und empfindungsreich ausgebildet wurde, daß ſie an die Stelle der menſchlichen Stimme treten konnte. Die Leiden während und nach dem dreißigjährigen Kriege ſind von Flemming, Fr. v. Spee, Weckherlin, Opitz und Andern verſungen worden. Wir haben Spinnſtubenlieder, Jäger-, Soldaten-, Handwerksburſchen-, Studenten- und Geſellſchaftslieder, wie ſie in dieſer Abſonderung nach Ständen und Geſchäften ſchwerlich irgendſonſtwo zu finden ſind. Im Liede erſcheinen wir am reinſten, urſprünglichſten, unſerer Natur gemäßeſten. Wie könnte die Kritik je unſerm Uhland und Chamiſſo etwas anhaben? Oder ſoll ich noch Rückert, Lenau, Anaſtaſius Grün, Wackernagel, Moſen, Schwab, Gaudy und andere nennen, welche die lyriſche Blüthe der deutſchen Nation darſtellen? Man würde kaum in der Aufzählung von Namen ein Ende finden, wenn man erſt angefangen hätte. Selbſt in der Malerei hat ſich eine lyriſche Stimmung feſtgeſetzt, beſonders unter den Düſſeldorfern, deren Held, ſelbſt Despot Uhland iſt. Die Düſſeldorfer ſtimmen Alles, was aus Dur geht, zum Mollton herab, und ſelbſt in ihre Hiſtorien und Landſchaften legen ſie ſubjective Stimmungen; ſie ſind die Lyriker und Elegiker in der Malerei, der Ruhm ihrer Schule begann in der Hiſtorie mit dem trauernden Königspaare Leſſing's und in der Genremalerei mit den trauernden Lohgerbern Schröder's. Woher ſchreiben ſich unſere lyriſch-elegiſche Stimmungen, als weil uns allen gewiſſe Felle weggeſchwommen ſind? —

Die Sentimentalität der deutſchen Nation iſt überall ausgelöſcht, nur nicht in der Lyrik, in der Malerei und der Muſik. In der Letzteren ſpukt ſie noch zum Entſetzen. Unſere Componiſten ſind faſt ohne Ausnahme hyſteriſche, kränkliche, weichliche und ſentimentale Weiber oder liebesſieche Jünglinge, welche ihrer Geliebten ein Ständchen bringen und vor Schmerz und Sehnſucht vergehen wollen. Mit dieſen Componiſten iſt es gar nicht mehr auszuhalten; das Sterbe- und Armeſünderglöcklein iſt das einzige, was ſie anſchlagen, um unſere Mannheit zu Grabe zu läuten. Eben an dieſer Vorliebe für das ſentimentale Lied iſt die deutſche Oper geſtorben, und wenn uns Halm einen Schiller wohl oder übel erſetzen muß, ſo erſetzen uns einige Dutzend niedlicher und ſentimentaler Liedercomponiſten einen Gluck, Beethoven und Mozart. Das Weichliche und Weibliche iſt es durchaus, was unſere Zeit characteriſirt und zu Falle bringt. Und man ſoll den Repräſentanten, Beſchützern und Förderern dieſer Weiblichkeit und Weichlichkeit noch das Wort reden! Laßt doch ſehen, wohin das bisher ſo ſtolze, freie und ſtarke England gelangen wird, ſeitdem die Frauen ihre Meetings halten und von Herrn Vincent haranguirt werden! Glücklicherweiſe ſind die verſtändigen engliſchen Frauen klug genug, erſt ihre Männer frei haben zu wollen, weil davon, wie ſie meinen, ihre eigene Freiheit abhängt!

Die Trübe und Schwere unſerer gegenwärtigen Literaturperiode hat ſich auch in der letzt vergangenen Zeit unſern Lyrikern mitgetheilt. Lenau ſchmäht in Vers und Reim auf das von Alters her angefeindete Volk der Recenſenten, das an ſich unglücklich genug iſt, um dieſer ſchön gereimten

Angriffe entbehren zu können; und der treffliche Freiligrath ſingt: „der Dichtung Flamm' iſt allezeit ein Fluch," und: „das Mal der Dichtung iſt ein Kainsſtempel!" — Wann iſt je dergleichen erhört geweſen? In einer geſunden natürlichen Zeit gewiß nicht, aber wohl zu einer Zeit, die, wie jetzt von Heine geſchieht, die Poeſie ſelbſt zu einer Apotheoſe der Liederlichkeit gemißbraucht hat! Was ſagen meine Freunde dazu, Ferrand und Karl Beck? Jener ein ſo liebenswürdiger Dichter wie Character, aller Verſtellung baar, einfach, herzlich, ohne Prunk und Selbſtſucht, den Wirren der Zeit fremd, ſeinen Sympathieen innigſt hingegeben! Dieſer ein auf der Sturmfluth ſchäumender und rauſchender Bilder „fahrender Poet," der die Schmerzen und Leiden unſerer Zeit auf ſein junges Haupt genommen, freiſinnig wie Anaſtaſius Grün, und pathetiſch wie Schiller — iſt es nicht halbewege auch mein Thema, wenn er in ſeinen Nächten ſingt:

Himmel! du biſt alt geworden,
Ohne Macht iſt dein Gericht!
Weiche Herzen kannſt du brechen,
Aber Ketten brichſt du nicht!

Es laſſen ſich dazu auf der „Orgel der Phantaſie" unendlich viel Variationen ſpielen, Hirtenſtückchen und Todtenklagen, nur keine Sinfonia eroica, in welcher man die ganzen und vollen Töne ſtreichen und nur die halben dulden würde. Wir müſſen uns wie Hamlet auf das ſchmachtende Flötenſpiel verlegen; die Griffe dazu ſind bald eingelernt.

Wie es mit dem Anbau des Epiſchen jetzt ſteht, weiß Jedermann, obgleich gerade in jüngſter Zeit einige Verſuche

darin gemacht worden ſind, welche an Gedankenſchwere, Ernſt und Inhalt weit über Schulze's bezauberter Roſe und Cäcilie ſtehen. Schulze war der Epiker der Reſtaurationsperiode und es wäre der Rede werth, zu unterſuchen, ob er nicht unter dem Symbol der bezauberten Roſe die bezauberte Roſe der Freiheit verſtanden hat, um die ſo viel ſchönes, jugendlich roſenrothes Blut auf den deutſchen Schlachtfeldern dahin gefloſſen iſt. Ich glaube, daß ungefähr zu derſelben Zeit Eberhard ſein Idyll „Hannchen und ihre Küchlein" zuſammengeſetzt hat. Es iſt ein erhabener Gedanke, wenn ſich die Poeſie auf den mit Ingredienzen allerlei Art reich geſegneten Hühnerhof verirrt und Alles um Einen herum flattert, kräht und gackert, wie auf dem Hofe des Paſtors Schmidt in Verneuchen. Darüber ſind wir jetzt freilich hinaus. Leider iſt aber auch von den letzten epiſchen Verſuchen keiner ein wahrhaftes Heldengedicht. Anaſtaſius Grün's „letzter Ritter" iſt ein Romancencyclus und J. Moſen's „Ahasvar" mehr lyriſch, als epiſch; Lenau vermiſcht Drama und Epos in ſeinem Fauſt, wie Meißner ehemals Roman und Drama, und in ſeinem „Savanarola," an vortrefflichen Einzelheiten reich, ſpuken die Einflüſſe der reflectirenden Gegenwart und heben, wenn auch nicht den Begriff des Kunſtwerks, doch den reinen Genuß auf, den man vom Kunſtwerk haben ſoll. Inſofern entſpräche Rückert's „Roſtem und Suhrab" mehr den Forderungen, die man an ein dichteriſches Werk ſtellt, nur daß wir daran kein nationales Epos haben, ſondern ein perſiſches Mährchen, mit der wunderbaren Beweglichkeit, Kühnheit und Formen-Mannigfaltigkeit ausgeſtattet, welche

der Sprache Rückert's eigen ſind und Erſtaunen abnöthigen.

Im Ganzen ſtellen ſich Lyrik und Epik unter den abſpannenden, zum Nachgrübeln und Brüten auffordernden Einflüſſen der Zeit ſo, daß man zwar durch eine Menge feiner Bezüge, poetiſcher Anſchauungen und inhaltreicher Gedanken einigermaßen entſchädigt wird, aber den heiteren Eindruck eines Kunſtwerkes ſchmerzlich vermißt; es ſind meiſt nur künſtlich aufgeführte Werke, keine aus einem einheitlichen Bewußtſein entſprungene Kunſtwerke. So auch in der Malerei. Die Werke der düſſeldorfer Schule, vielleicht die von Leſſing und Hildebrandt ausgenommen, drücken meiſt nur Stimmungen, keine Geſammtſtimmung aus, und zwar die trüben Stimmungen elegiſcher Weltanſchauung; es ſind Werkſtücke mehr als Werke. Alles will jetzt ſein lyriſches Müthchen kühlen; wirklichen Muth haben nur die Meiſter der Münchner Schule, Cornelius, Schnorr, Kaulbach, die auch in der religiöſen Malerei den Character des Epiſchen feſthalten — Muth beſonders, weil ſie dem Geſchmacke einer ganzen Zeit Trotz bieten. Ich geſtatte mir hier, einen Ausſpruch meines Bruders Rudolf aus ſeinen „Münchner Jahrbüchern für bildende Kunſt" anzuführen. „Man ſpricht gegenwärtig," heißt es in ſeiner Abhandlung über Schnorr, „ſo viel von Poeſie in der Malerei, ohne doch recht zu wiſſen, was man damit eigentlich will, und ſtellt ſich prüde bei ſymboliſchen, zumal nackten Figuren, nicht minder wie bei Darſtellungen wirklicher Handlung. Wir mögen lieber die Poeſie oder die Philoſophie der Geſchichte, als die Geſchichte ſelbſt; unſer unhiſtoriſches Zeitalter iſt in

einem zu überreizten und überspannten Zustande, als daß es für die geschichtliche That, für das Wirken leidenschaftlicher Kräfte und für unmittelbare Erscheinung festlicher Heiterkeit Sinn und Antheil haben könnte. Es giebt eine Poesie der Freude, des Reichthums, der Fülle und Mannigfaltigkeit, wie es eine Poesie der Trauer, der Armuth und der Beschränkung giebt."

Nun noch einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Tageskritik, der Journalistik und den Belletristenstand als solchen! — W. Alexis nennt in seinen Selbstbekenntnissen, welche im letzten Jahrgange der Penelope mitgetheilt sind, den verstorbenen Wilhelm Neumann den letzten Kritiker. W. Neumann hat immer zu den Lieblingsfiguren der Berliner schriftstellernden Tory's gehört; er ist als Recensent ihr Ideal, über das hinaus sie kein höheres Muster sich denken können; er war ganz in ihre Ansichten eingewachsen, ihr beredtes Organ, der Sprecher im Oberhause des literarischen Berlins. Die Liebe der Berliner zu ihm ist daher sehr wohl begründet; er war wenigstens ihr letzter Kritiker. Aber die Kritik hat keine Norm und kann keine haben; sie ist so gut wie Literatur und Zeit der Bewegung und Veränderung unterworfen; wie könnte sie den Bedürfnissen der Zeit Trotz bieten, und deren veränderte Stellung in unveränderter Form überdauern wollen? — W. Alexis sagt selbst: es gäbe eine Kritik, höher als jede; das sei der Erfolg. Dieser Ausspruch, der freilich der Kritik selbst Hohn spricht, hat etwas Wahres, und wir wenden ihn zu Gunsten der von W. Alexis mißachteten Kritik der letzten Jahre an, indem ihre Verirrungen und Einseitigkeiten zwar nicht ab-

zuleugnen ſind, aber zugleich der Geiſt, aus dem ſie hervorging und der ſie beherrſchte, ihr einen glänzenden Erfolg ſicherte. Ich habe ihre Art und Weſen ſchon weiter oben zu characteriſiren geſucht. Im Allgemeinen ſprach ſich ihr Character dadurch bezeichnend aus, daß ſie eine Produkzion nicht an ſich noch als einen Abdruck des produzirenden Individuums betrachtete, ſondern als eine Erſcheinung der Zeit ſelbſt, und daß ſie nachforſchte, was in ihr den Forderungen der Zeit entſprechend oder nicht entſprechend ſei. Unter dieſer veränderten Geſtalt der Kritik hat die reine produktive Literatur allerdings gelitten; dagegen trat ſie jetzt mehr und mehr als Richterin über die Geſinnung des Schriftſtellers auf; ſie wurde eine Vehme, welche den Boden der Literatur unterminirte und ihre Freiſchöppen in die Journale ausſandte, um die politiſchen Meinungen der alten und jungen ſchriftſtellernden Herren vor ihr Gericht zu fordern. Allerdings hat ſie auf eine unbillige und ungerechte Weiſe ſelbſt über Gefühle, Herzensempfindungen und unſchädliche Ueberzeugungen ihr Verdammungsurtheil geſprochen; ich leugne auch gar nicht ihre Auswüchſe und ihren Terrorismus; ich behaupte nur, daß dieſe junge Kritik, ihrem Grundweſen und ihrer Tendenz nach, die einzige war, welche den veränderten Bedürfniſſen und Anforderungen der vielfach bewegten Zeit genug that; was aber ſeiner Zeit genug thut, hat zugleich aller Zeit genug gethan und iſt Moment der Geſchichte und des Bildungsganges der Nation geworden. Trat doch das Verlangen des Publikums offen hervor, daß der Kritiker ſeine politiſche Meinung kund gäbe, um zu wiſſen, woran es mit ihm ſei und weſſen zu ihm es ſich zu ver-

ſehen habe. Es fand ſich eine erſichtliche Vorliebe für Recenſionen ein, welche an ſich einen Inhalt hatten, und für Recenſenten, welche in ihrem Berufe ihre Individualität und Geſinnung frei walten ließen. Haben die älteren Herren Literaten die Neigung des Leſepublikums benutzt und Novellen und Romane, hundert für einen, ſelbſt unter der Firma Walter Scott, mit dem Wünſchelrüthchen ihrer Phantaſie hervorgezaubert, ſo ſollten ſie denn doch bedenken, daß die Literatur jetzt weſentlich ein Brotfach geworden iſt und daß die jungen Kritiker ihre Semmeln und Kuchen aus einem zeitgemäßen Teige bereiteten, um den Wünſchen der resp. Kunden zu entſprechen. Es ſteht den älteren Herren Literaten eben ſo frei, die Kritik nach Herzensluſt von ihrem Standpunkte zu betreiben und zu ſehen, wie weit ſie damit in der Theilnahme des Publikums gelangen und fortſchreiten werden. Warum überließen ſie jenen das Schlachtfeld, da ſie doch nicht etwa zugeben werden, daß ſie ſich als geſchlagen anerkennen? Wer ſeines Rechtes ſich bewußt iſt, kämpft für ſein Recht, und wenn er es nicht thut, giebt er ſein Recht freiwillig auf. Trägheit und Vornehmheit können Gründe dafür ſein, daß man ſeinen Zorn zurückhält und ſeine Ueberzeugung des Beſſern verſchweigt, aber es ſind offenbar ſchlechte Gründe. Wenn man daher mit der Kritik in ihrer gegenwärtigen Geſtalt eine Lanze zu brechen hat, ſo hüte man ſich, daß nicht ein anderer ſchwer gewappneter Ritter dazwiſchen ſpringt und den Stoß abparirt, die Zeit ſelbſt, deren Pflegekind jene iſt.

Leſſing! Welch ein Mann! wie umfaſſend an Gelehrſamkeit, wie muthig und unerſchrocken in der Bekämpfung

religiöſer und literariſcher Vorurtheile! wie furchtbar im Niederreißen! wie erhebend im Aufbauen! ein Heros des Gedankens und der Sprache zugleich, der, wo wir höchſtens Marmorkügelchen des Styles und der Gedanken ballen, um uns damit wie Knaben zu necken, ganze Felsblöcke von gediegenem deutſchen Korn dem Gegner an den Kopf ſchleudert! Unſere Marmorkügelchen ſind aber häufig ſo angeſchmutzt, daß ein ehrlicher Mann ſie nicht anfaſſen darf, ohne ſich die Hand zu verunreinigen und ſein Kleid zu beflecken; Leſſing wußte die Katapulte der Gedanken und die Blöcke des Styls, die er damit ſchleuderte, ſauber und rein zu halten. Von den Ruinen, die er um ſich aufgeſchüttet, konnte er auf den Tempelbau ſeines Nathan zeigen als auf ein Specimen ſeines religiöſen Glaubens und Fühlens. Die Formen der Religionen hat er darin eine der andern gleich geſetzt oder unentſchieden gelaſſen, welcher der Vorrang gebühre, aber er hat darin gegen den Cultus als ſolchen nicht polemiſirt! Er hat darin den menſchlichen Genius nicht als das goldene Kalb aufgeſtellt, das man verehren müſſe! Er wußte in den Kämpfen mit den beſchränkten, fanatiſchen und trotz ihrer Dummheit eingebildeten Orthodoxen ſeiner Zeit wohl zu unterſcheiden, was die Nothwendigkeit des Beſtehens in ſich trage und was nicht. Betrachtet unſere mitlebenden Skeptiker! Bauen ſie mit der einen Hand auf, während ſie mit der andern Hand niederreißen? Sie ſagen, ſie ſtreifen nur das Vergängliche vom Chriſtenthum ab, während ſie uns das Ewige an ihm laſſen. Dies Ewige beſteht aber nur in den Conſequenzen eines philoſophiſch gebildeten Zeitalters überhaupt, und die griechiſchen Philoſophen waren

im Grunde eben ſo weit. Ich finde aber nicht, daß ſie gegen den Cultus als ſolchen geeifert hätten, ſie waren dazu zu feinfühlend, zu human, zu religiös und vernünftig. Durch das, was Leſſing beſtehen ließ, durch das was er zerſtörte, durch das was er an eigenen neuerfundenen Schönheitsgeſetzen, vielſeitigen Produkzionen und Gedankenſchöpfungen hinzuthat, iſt er unſer Wohlthäter und Begründer der neuen literariſchen Ordnung geworden. Man glaube doch ja nicht, daß der ein Wohlthäter der Menſchheit ſei, der nur bezweifelt, nur polemiſirt, nur vernichtet, zerſtört und als Erſatz einen anmaßlichen Gottesdienſt predigt, den die Menſchheit gegen ſich ſelbſt auszuüben hat. Die Selbſtſucht iſt eben die Krankheit unſrer Zeit, die alle Selbſtverleugung und damit jede große That unmöglich macht — und man befördert ſie noch und preiſt ihre ſyſtematiſchen Beförderer als Retter der Menſchheit und Verkündiger des Heils!

Was würde Leſſing ſagen, wenn er aus ſeinem Grabe ſich erheben und das Wirrſal, worin ſich die Dinge jetzt umhertreiben, mit ſeinen Anſichten und ſeinem ſcharfen Seherblicke von damals betrachten und meſſen könnte? Oder wenn er jetzt geboren würde, welchen Weg würde er einſchlagen, welchen Bildungsgang durchmachen, wie ſich vollenden und wo ſtehen bleiben? Jedenfalls ſind die immenſen gelehrten Kenntniſſe der Herren von ehemals für uns ein Ding der Unmöglichkeit, es ſei denn, daß wir uns ganz außerhalb der Zeit ſtellten und die Theilnahme an ihr einer gelehrten, für unſre Zeit relativ einſeitigen Bildung zum Opfer brächten. Was ſollen wir nicht Alles ſein? Sprachen-, Natur- und Geſchichtskundige ſollen wir ſein, eine Einſicht ſollen

wir haben in den Kern der politiſchen Inſtitutionen einheimiſcher und auswärtiger Staaten; was ſeit Leſſing in der politiſchen und literariſchen Welt irgend Erhebliches geſchehen iſt, davon ſollen wir Kenntniß haben und uns mit Allem, was um uns her geſchieht, bezweifelt, geſchrieben, ausgedacht wird, auf vertrautem Fuße erhalten. Und was iſt ſeit Leſſing nicht Alles geſchehen, bezweifelt, geſchrieben, ausgedacht worden! In Deutſchland allein mehrere große philoſophiſche Syſteme, die ſollen wir in uns aufgenommen haben; in Frankreich mehrere politiſche Syſteme, theils theoretiſche, theils praktiſch ausgeführte, die ſollen wir kennen gelernt und Alles geleſen haben, was darüber geſchrieben ſteht; dazu die Revolutionen, Weltkriege und parziellen Aufſtände, dazu Byron und Walter-Scott, die Parlementsverhandlungen, Pitts, Canning's und Brougham's Parlaments- und Gerichtsreden, Victor Hugo, die Sand, die Lehren der Saint-Simoniſten, die politiſche Doctrin Chateaubriands, die philoſophiſche des Ballanche, in Deutſchland die romantiſche Schule, Tiecks Novellen, Willibald Alexis, Gutzkow, Mundt, Steffens, die vielen Zeitungen und belletriſtiſchen Journale, ſpaniſche, portugieſiſche, italieniſche, altdeutſche Literatur, ſelbſt däniſche, ſchwediſche, ruſſiſche und morgenländiſche Dichter, die fortlaufenden Erſcheinungen der Zeit, die hundert und mehr Brochüren über den Erzbiſchof von Cöln, die münchner und düſſeldorfer Bilder, die Lyriker, die Opern, Symphonien und Oratorien von Mozart bis Felix Mendelsſohn herab, Kenntniß der Eiſenbahnen, der Dampfſchiffe, der neu erfundenen Heil- und Lehrmethoden, der Diplomatie — ſchwindelt euch nicht? klagt ihr noch über die Ungründlichkeit der

Modernen? oder meint ihr nicht, daß eine Zeit kommen wird, die ſich nur auf das nächſt Liegende beſchränkt ſehen und uns als Coloſſe wunderſamer Gelehrtheit anſtaunen wird? Zehn Jahre häufen jetzt ſchon die kenntnißwerthen Gegenſtände zu Gebirgen an, die wir erklettern und durchforſchen müſſen, um nicht der Einſeitigkeit beſchuldigt zu werden. Ihr alten gelehrten Herren! bedauert, aber verdammt uns nicht, wie wir diejenigen nicht verdammen aber bedauern wollen, welche aus der gegenwärtigen Jungmannſchaft einer neuen Zeitbildung entgegenreifen! Sie werden uns in der Kenntniß und dem Verſtändniß des Nächſtliegenden eben ſo voraus ſein, als, wie ich glaube, wir euch voraus ſind, und in vielen Dingen eben ſo hinter uns zurückgeblieben ſein, als, wie ich glaube, wir hinter euch. So bereitet ſich aus den Erfahrungen der Alten und Jungen zugleich die Weltgeſchichte; man muß ſich nur zu verſtändigen wiſſen. Wir ſind eben nur das, was wir unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ſein können. Leſſing, mit ſeinem beweglichen, für den Fortſchritt enthuſiasmirten und die Thorheiten der Zeit raſch und ſcharf auffaſſenden Geiſte, würde ſich, lebte er jetzt, ohne Zweifel dem Strome der Zeit überlaſſen, ihrer Fragen und Debatten ſich bemächtigt und ſich möglichſt an die Spitze der Bewegung geſtellt haben. Grundgelehrt würde er ſchwerlich geworden ſein. Vielleicht hätte er ſogar mit manchem politiſchen Stürmer ein und daſſelbe traurige Schickſal gehabt. Jedenfalls wäre jetzt nur ein modificirter Leſſing denkbar. So ſehr kann die Zeit der Menſchen Richtung und Beſtimmung ändern!

Jede geſunde, bis in ihr Innerſtes hinein mit poeti-

ſchem Marke erfüllte Zeit bedarf der Kritik nicht und kennt ſie nicht. Die Poeſie in ihrem Naturſtande lebt ohne Aufſicht, wie ein ungebändigtes, aber friſches und muthiges Kind, in deſſen Spielen oft tiefer Sinn und hohe Offenbarungen verborgen liegen. In ſolchen Zeiten ſtrömt der Quell der Poeſie raſch und voll, man freut ſich der lebendigen Strömung und daß ſie ſo blitzt und funkelt und die Blumen und Fruchtbäume am Ufer ſo rein wiederſpiegelt; man unterſucht nicht, aus welchen mineraliſchen, ſalzigen und erdigen Beſtandtheilen der Quell gemiſcht iſt. Die Kritik thut ſich auf, wenn die Literatur zu einer ſo ungeheuren Maſſe angewachſen iſt oder anzuwachſen droht, daß mit dem wuchernden Fleiſch zugleich die Sünde ſich einfindet und zunimmt, das Geſetz der Schönheit verletzt und das Ebenmaß im Körper der Literatur durch das Abmagern einzelner Gliedmaßen und das krankhafte Anſchwellen anderer geſtört wird. Die Kritik erzeugt ſich in ſolchen Augenblicken wie von ſelbſt aus einem allgemeinen Bedürftigkeitsgefühl und hat in ihrer Machtvollkommenheit das Recht, zu ſondern, zu ſichten und zu lichten und aus der Betrachtung vorhandener Kunſt- und Muſterwerke wie ihrer Vergleichung Regeln zu ſchöpfen, nach denen ſie das Schöne und Gute anzuerkennen und das Häßliche und Schlechte zu verwerfen und zu verdammen hat. Die Literatur der Alten mußte bereits ſehr an Breite gewonnen und eine Menge von Gattungen, Formen und Stufen durchlaufen haben, als Ariſtoteles, und noch mehr, als der detaillirende Quintilian auftrat, denn die Kritik gebiert ſich nur aus der vergleichenden Betrachtung einer Maſſe von Erſcheinungen. Je dürfti-

ger an Umfang eine Literatur, deſto dürftiger die Kritik; je maſſenhafter eine Literatur, deſto ſelbſtſtändiger und in das Leben der Literatur ſelbſt eingreifend die Kritik. Man kann ſagen, daß ſie ſich hauptſächlich da an den Körper der Literatur anſetzt, wo dieſe mit faulen und unreinen Säften behaftet iſt; aber ſie hilft das Ungeſunde verzehren und iſt gegen ihr eigenes Gift Gegengift; ſie iſt wie die Perle, von der man ſagt, ſie ſei ein Produkt der kranken Muſchel, oder wie der Gallapfel, der als eine krankhafte Ausſchwitzung erſcheint. Die Kritik hat eben eine ſolche Seelenverwandtſchaft mit der Tinte, wie der Gallapfel.

Da keine Literatur maſſenhafter und unüberſehlicher gerathen iſt, als die deutſche, auch keine in ſo viele verſchiedene Gattungen aus einander gegangen und ſo viele Formen durchlaufen iſt, endlich keine neben dem Muſterhafteſten ſo viele Verirrungen vom guten Geſchmack, ſo viel dem natürlichen Urtheil und dem geſunden Menſchenverſtande Zuwiderlaufendes, ſo viele Sünden, ſo viel Wüſtes, Rohes, Geſinnungsloſes, Talentloſes und bloßes Fabrikat aufzuweiſen hat, kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Kritik in Deutſchland eine bedeutende und faſt ſelbſtſtändige Rolle ſpielt, und ein reicheres geſchichtliches Leben offenbart, als in irgend einer andern Literatur. Damit hängt aber das Entſtehen von einer Menge Journale für Literatur und Kritik genau zuſammen.

Ueber dem Sumpfe unſrer dermaligen Journalliteratur brütet zwar ein Geiſt, aber nicht der Geiſt Gottes, und was er hervorbringt, ſind hier und da kleine Baſilisken, ſcharfe und ſchneidende Gedanken mit ſpitzigem Schweif

und tückiſchem Auge, oder junge Fröſche, welche lyriſches Geſchrei erheben, Sommertags-Abends, wenn ſie ſich verliebt oder zu viel getrunken haben, weiterhin Waſſerſchlangen, welche lieblich glitzern und flunkern und wenn man ſie mit der Hand faßt, leicht hinausſchlüpfen, auch wohl hypochondriſche, zerriſſene, melancholiſche, ſchlurrende und ſchnurrende Unken, dann Waſſerkäfer, Infuſorien, Pilze — kleine Gedanken, Theater- und Bücherrecenſionen, Aphorismen, Notitzen, Miscellen und Spielwaaren ähnlicher Art. Eine Menge Journale entſtanden in letzter Zeit nur um wieder zu verſchwinden; andere friſten ihr Daſein aufs kärglichſte, ſie treiben wohl auch Wegelagerei und ſtrecken ihre unſaubern Hände nach Correſpondenzen, Erzählungen und literariſchen Aufſätzen aus, welche der Unternehmer eines andern Journals oft den Umſtänden nach theuer bezahlt und zu erwerben Zeit und Mühe nicht geſpart hat. Der letztere aber iſt nicht einmal im Stande, ſich durch Gegenraub zu entſchädigen, weil die Originale in den erſteren des Raubens nicht werth ſind, und was des Raubens werth erſcheint, bereits geſtohlene Waare iſt.

Die meiſten Journale ſtützen ſich auf das Princip wahrhafter Aermlichkeit; mit geringen Mitteln will man ſie beſtreiten, und ſo geſchieht es, daß Literatur, Verleger, Redakteur und Mitarbeiter dabei urkundlich verhungern könnten, wenn die zähe Lebenskraft des Deutſchen nicht einen Widerhalt gewährte. Was ſoll man übrigens von der Theilnahme des deutſchen Leſepublikums für literariſche Intereſſen denken, wenn ſelbſt ehrenwerthe und vom Verleger wohlunterſtützte Journale, wie der von Duller achtbare und no-

bel geleitete „Phönix," nicht bestehen können? Dagegen halten sich witzelnde, in Saphirs Geist redigirte, zänkische Journale, welche hauptsächlich von der Theaterkritik, schlechten Correspondenzen und Schmähartikeln leben und den Geschmack des Publikums für das Edle und Würdige immer mehr abstumpfen, mittelmäßig oder erträglich schlecht. Jedenfalls sind auch viele unsrer bessern Journale zu wenig stoffhaltig, zu literarisch geworden und geben sich den kleinen Intriguenspielen literarischer Zänkerei zu ausschließlich hin, um auf eine weitverbreitete Theilnahme rechnen zu dürfen. Die Zeit des Wandsbecker Boten, Justus Möser's und Schubart's, wo man noch allgemeine Interessen populär zu verarbeiten wußte, ist dahin; wir schreiben für Literaten, wenige Literaturfreunde und ein Dutzend halbe und Viertel-Philosophen, welche sich das alles selbst sagen könnten, was wir ihnen sagen. Daher finden in den Mittelstädten selbst die besseren Journale wenig Unterstützung mehr. Am meisten scheint sich neuerdings der Geschmack des Publikums den Monats- und Vierteljahrsschriften zuneigen zu wollen, welche eine strengere Beaufsichtigung von Seiten des Redacteurs selbst nothwendig und möglich machen und mit ihrem mehr buchlichen Character zugleich die Vorzüge eines Journals verbinden. Für die Einführung dieser verständigen und würdigen Form scheint Mundts Beispiel, das er durch Einrichtung des Freihafens und früher des Zodiacus gegeben hat, besonders anregend gewesen zu sein.

Der Arten und Standpunkte, wie und von denen aus kritisirt wird, giebt es eine große Menge und so viele Nüancen, daß man darüber, wenn der Gegenstand bedeutend ge-

nug wäre, ein Buch ſchreiben könnte. In Norddeutſchland beruft ſich die Kritik vorzüglich auf die Grundſätze des hegel'ſchen Syſtems. Aber das Schöne an ſich, das Kunſtwerk als ſolches, iſt in dem äſthetiſchen Theile der hegel'ſchen Lehre ſchlecht genug bedacht worden; Schelling's äſthetiſche Grundſätze ſind in der Hinſicht, wenn nicht bedeutender, doch untrüglicher, ihr Verhältniß zur Kunſt iſt viel gerechter, inniger und klarer. Die Hegelianer, welche Gott die Weltgeſchichte und ihn ſelbſt nachconſtruiren, conſtruiren auch dem Künſtler ſein Kunſtwerk nach, ſo daß die Kritik oft viel mehr in ſich hat, als das kritiſirte Buch oder Werk; nur müſſen ſie dieſem eine Idee abgewinnen oder ſie hineinlegen können, die zugleich die ihrige iſt. Mit dieſer Idee bewaffnet legen ſie eine ganze Welt in ein Gemälde, ein Buch, während jenes nichts weniger als ein Kunſtwerk und dieſes ein ganz ſchwaches und ſchlechtgeſchriebenes Produkt iſt. Wahrhafte Kunſtwerke dagegen werden von ihnen nicht ſelten verkannt und mißhandelt, weil ihnen der Schlüſſel dazu fehlt, das innige Verhältniß zum Kunſtſchönen, das Vermögen, ſich aus ihrer Sphäre von Begriffen, Empfindungen und Anſchauungen zum freien Genuß des Schönen zu erheben. Sie haben einen Genuß, inſofern ſie durch Speculation das Kunſtwerk in das Bereich ihrer Schulbegriffe zu ziehen im Stande ſind, es iſt keine unmittelbare Hingebung, keine Aufopferung, wie die Kunſt ſie will und wie ſie auf natürliche Menſchen bisher immer gewirkt hat. Es liegt in dieſer Weiſe anzuſchauen, zu begreifen, zu empfinden, etwas Egoiſtiſches, was für die Jünger Hegels ſehr bezeichnend iſt und, ſo wenig es den Anſchein hat, ſogar etwas ungemein Be-

ſchränktes. Wer je einem mündlichen Vortrage von Hegel beigewohnt oder ſeine Bücher geleſen hat, deren Styl der entgegengeſetzteſte von einem guten iſt, wird, wenn er ſich unbefangen zu halten weiß, zugeben, daß Hegel für Formenſchönheit wenig Sinn und Empfängniß gehabt hat.

Wir haben alſo bereits zwei Merkmale der Hegel'ſchen Schule: ihren Egoismus und ihre Beſchränktheit, indem ihre Anhänger auf keine Weiſe ſich aus ſich ſelbſt verſetzen können, ſondern Alles zu ſich heranziehen und wo das Object zu ſelbſtſtändig iſt, um ſich das gefallen zu laſſen und ſich ihren Schulbegriffen zu unterwerfen, es fallen laſſen und als verfehlt von ſich weiſen. Zudem iſt ihr Verhältniß zur Natur äußerſt loſe und ſpröde, ſie iſt ihnen nicht viel mehr als eine todte Maſſe, und ein Hegelianer iſt ſehr wohl im Stande, zu behaupten, daß ihm die Natur, ſelbſt die ſchönſte Gegend, Grauen errege. Ich habe dieſen Ausſpruch mehr als einmal hören müſſen und habe mich dabei meinerſeits vor der ſchönen Gegend des hegel'ſchen Begriffs auch gegraut. Mithin entwickeln ſie auch einen vollſtändigen Mangel an natürlichem Gefühl, an Naivetät, an Vegetation, an poetiſcher Anſchauung, Herzlichkeit und Gemüthlichkeit; zur eiteln, marktſchreieriſchen Geſchwätzigkeit aber verführt ſie ihr Egoismus. Alle dieſe Eigenſchaften zuſammen geben das Reſultat, daß man gegen das Urtheil eines Hegelianers immer auf der Hut ſein ſollte, weil es wohl beſtechen kann, aber, wenn man ihm auf den Grund ſieht, meiſt einſeitig und eben nur von einer Seite, von der hegel'ſchen Schulſeite wahr iſt.

Zu dieſer Polemik gegen das kritiſche Gefühl und Ver-

fahren der hegel'ſchen Sette beſtimmt mich ihre Anmaßlichkeit und Ausſchließlichkeit, womit ſie Alles mißachten, was ihrer Secte nicht angehört. Wie gern würde man ſonſt die furchtbare Conſequenz in Hegels Syſtem, die Verſtandesſchärfe und Dialectik ſeiner Schule und die geiſtige Regſamkeit und nie raſtende ſpeculative Thätigkeit dieſer merkwürdigen Verbrüderung anerkennen! Was ich oben, den Grenzen gemäß, die ich mir in dieſer Schrift geſetzt, flüchtig ſcizzirt habe, bleibt einer weiteren Ausführung an einem andern Orte überlaſſen.

Männer wie Gans, Hotho, Rötſcher, Roſenkranz, haben für die Gebiete, denen ſie ſich zugewendet, das Trefflichſte geleiſtet, weil ſie mit einer ſtrengen wiſſenſchaftlichen Bildung für den Kreis ihrer ſpeciellen Thätigkeit ausgerüſtet waren. Für ſo in ſich begründete und feſtgeſtellte Männer kann ein philoſophiſches Syſtem nur ein Segen, kein Fluch ſein; es trägt dazu bei, ihre wiſſenſchaftliche Bildung flüſſig zu machen; aber wie bei Männern, in denen eben nur der Extract flüſſig iſt, den ſie aus dem Syſtem gewonnen haben, und die ſonſt in ihrem Ich verſteinert, auf ihr begreifendes Ich allein gewieſen ſind, weil ihnen die Reſultate wiſſenſchaftlicher Studien mangeln? Denn allerdings haben viele Hegelianer geglaubt, ſich mit den Reſultaten, die ihnen das Syſtem des Meiſters als fertiges Fabrikat geliefert, begnügen zu dürfen und damit das dürre Gerippe ihrer mangelhaften wiſſenſchaftlichen Bildung zu überziehen. Dieſe ſind in der Regel jene unausſtehlichen Schwätzer der Schule, welche ſich das Unſinnigſte zu Schulden kommen ließen, das Syſtem ihres Meiſters ſelbſt in Verruf

brachten und die Antipathie gegen das philoſophiſche Syſtem bei Vielen ſo weit ſteigerten, daß ſie es eher für eine Ehre als für eine Schande anſehen, zu erklären, ſie gehörten keiner philoſophiſchen Schule an. Dazu hat ſich noch neulich erſt W. Alexis veranlaßt gefühlt.

Die Menzel'ſche praktiſche und durch einzelne Wahrheiten ſchlagende Kritik hat wenigſtens das Verdienſt gehabt, daß ſie der Recenſirwuth der jüngeren Hegelianer das nothwendige Gleichgewicht hielt und ihrer überwuchernden Autorität einen Damm vorbaute. Leider war die Richtung der Menzel'ſchen Kritik keine ewige, ſie vernichtete ſich ſelbſt durch ihre Einſeitigkeiten und ihren Fanatismus. Es iſt indeß aus dem Hegelianismus ein in ſeiner Art vortreffliches Journal hervorgegangen, die „Halliſchen Jahrbücher" von Ruge und Echtermeyer, worin der Tact, die verſtändige Richtung und Beſonnenheit der Herausgeber kein eitles und unbegründetes Schulgeſchwätz aufkommen laſſen, wenn auch der Mangel an Kunſt, ſich zu concentriren und mehr auf Thatſächliches als auf breites Raiſonnement einzulaſſen, der populären Wirkung des Journals Abbruch thut.

Einige Specimina der jetzt in Deutſchland gebräuchlichen Recenſirmethode will ich hier noch beifügen, weil ſie für den Zuſtand unſers Gemüthslebens und der Kritik äußerſt bezeichnend ſind. Wenn Menzel den Romanſchriftſteller Emerentius Scävola ein „Schwein" nennt, „welches ſich mit einem Battiſttuch die Thränen abtrocknet," ſeine Gegner „Schwarzvieh," und Müllner eine „Beſtie, die in Weißenfels verreckt iſt," ſo iſt das noch nichts gegen die Ausfälle einiger jungen norddeutſchen Kritiker und Philoſophen,

die ſich herausnahmen, die junge Literatur zu beſchützen und zu fördern und mit Grobheiten die alte niederzuſchmettern. Da heißt es von einem Schriftſteller: er ſei eine Blattlaus, die auf einigen welken Blumen vegetire, eine Made, die auf dem Leichnam Menzels herumkrieche; er ſei ein zuſammengeſchrumpftes Männlein, ſähe aus wie ein Schubkarren, dem man einen Frack überziehe, ſei eine Peſtbeule, ſeine Kritik Rattengift; ein Andrer wird mit einem ſauberbarbierten glattkahlen Schweinskopfe verglichen, mit Piſtol, welcher liederliche Häuſer beſucht; einem dritten wird ſein häßliches vergrämtes Silensgeſicht zum Vorwurf gemacht; Herbart iſt ein Don Quixote, von geiſtiger Impotenz, von Selbſtgefälligkeit ſtrotzend wie ein aufgeblaſener Froſch; Steffens einer der gelungenſten Kleckſe, der zufällig eine Menſchenphyſiognomie annahm; alles übrige iſt bornirt, Menzel iſt bornirt, Herbart iſt bornirt, Rellſtab hat ſogar eine nationale Bornirtheit; Heinſe iſt ein genialer Sprungbock, dem Laube „nachmeckert;" G. Pfizer albern und philiſterhaft u. ſ. w.

Das Nachſprechen iſt überhaupt an der Tagesordnung. Was z. B. die Ausfälle auf Joh. v. Müller betrifft, ſo ſpricht Lang in ſeiner Hammelburger Reiſe etwa Laube nach, Laube Menzeln und Menzel Woltmann; Lang wirft Müller vor, er ſei eine Bedientennatur geweſen, affektirt, falſch, ekelhaft, von hündiſchen Sitten — welch einen Mangel an geſundem Menſchenverſtande das deutſche Volk doch haben müſſe, wenn es ſolche Autoritäten noch gelten laſſe! u. ſ. w. Und dergleichen Bosheiten und Unverſchämtheiten ſammelt der alte ſchadenfrohe Paulus in Heidelberg und giebt ſie unter dem Titel einer „Geiſterrevüe" heraus! Seitdem Menzel

ausgesprochen hat, ein Trauerspiel in Versen wäre Unsinn, ist es geschehen, daß man Trauerspiele nur deshalb schlecht genannt hat, weil sie, wie man es offen aussprach, in Versen geschrieben seien! Seitdem die Manie aufgekommen ist, daß ein Drama dem Bewußtsein der Jetztwelt entsprechen müsse, so daß der Schauspieler Devrient mit seinen socialen Dramen eine neue Periode des dramatischen Heils ankündigt und gleich hinter Shakspeare, d. h. noch vor Schiller, hergeht, ist es Brauch geworden, ein historisches Trauerspiel darum zu verwerfen, weil der Verf. trotz der Theatercensur einen schwächlichen socialen Stoff aus dem Leben einer emancipationssüchtigen Jungfrau von heute hätte bearbeiten sollen, kein Stück aus der Geschichte, die in jedem ihrer tragischen Momente eine beherzigungswerthe Moral predigt! — Für tüchtig ausgearbeitete Werke, Resultate jahrelanger Mühen, welche noch für eine ferne Zukunft eine Schatzgrube von Material sein werden, hatte man keinen Sinn. So wurde Gervinus treffliches und reichhaltiges Werk über die Nationalliteratur der Deutschen von einigen Hegelianern bei Seite geschoben, weil sie darin den Standpunkt vermißten, den sie selbst, wenn sie je ein so thatsächliches und an Material reiches Werk zu schreiben fähig wären, zur Literatur und Geschichte genommen haben würden. Wie hat man nicht Mosen's Ahasver behandelt! Mosen ist ein wackrer deutscher Mann und wahrhafter Dichter, ein vielseitiger Dichter, ausgezeichnet im Liede, in der Novelle, im Drama, und selbst sein Epos „Ahasver" reich an schönen lyrischen und beschreibenden Partieen. Aber jeder der das Buch las und recensirte, hatte sich seinen Ahas-

ver conſtruirt und verwunderte ſich höchlich, daß Moſen nicht gerade auf dieſen Ahasver gerathen ſei; da gab ihm der eine dieſen, der andere jenen Rath, und immer war es doch nur ein philoſophiſcher, kein poetiſcher Ahasver, ein ſubjectiver ewiger Jude, den man zum Vorſchlage brachte; es ſammelte ein Recenſent ſogar alle die Paar Oh's und Ach's aus dem Gedichte, um daraus zu beweiſen, welch ein verfehltes Machwerk es ſei. — In welche Irrgänge ein Philoſoph zu gerathen im Stande iſt, beweiſt Göſchel, welcher in dem Buche „Herold's Stimme zu Göthes Fauſt" und a. a. O. den einzelnen Momenten in der Göthe'ſchen Fauſtdichtung eine chriſtlich religiöſe Deutung unterſchob und von dem Bunde Dietriche und der Nachtlampe, welche Fauſt in der Kerkerſcene in Händen hält, behauptet, ſie bezeichneten verſchiedene Geiſtesthätigkeiten, deuteten auf Eigenmacht und Selbſthilfe moraliſcher und intellectueller Kraft; aber das Nachtlämpchen ſei das Nachtlämpchen ſeichter Verſtandesaufklärung, der matte düſtre Schein vereinzelter Vernunft ꝛc. ꝛc. Das nennt man Göthe und den Fauſt erklären, wenn Jeder das Lichtlein ſeiner Subjectivität neben das Licht der großen Sonne ſteckt, um dieſe hell zu machen! Gefühl iſt Alles; Namen iſt Schall und Rauch! Die Hauptſünde, woran unſer jetziges kritiſches Verfahren krankt, iſt die Sucht ſich gegenſeitig zu „vernichten." An ſich iſt die wahre und gewiſſenhafte Polemik nicht als Impietät zu faſſen; ſie iſt, wenn ſie rein iſt, Pietät im ſtrengſten Sinne des Worts; man polemiſirt, aus Pietät für die Vernunft, die Religioſität, die Nationalität u. ſ. f. gegen Alles, was aus Mangel an Pietät Vernunft, Religioſität, Nationalität u. ſ. f. beeinträchtigt oder unter-

drückt. Weil man aber nichts als vernichten will, so gilt jedes Mittel für erlaubt, das lächerlich Machen, die maßlosesten Beschimpfungen, das Verdächtigen der Motive, die Personalbeschreibung, die Aufdeckung von Lebensumständen, das Offenbaren anvertrauter Geständnisse. Man hat noch ein andres Mittel: das Ignoriren, indem man hofft, durch fortgesetztes Stillschweigen einen Literaten vergessen machen und in das Reich der Nichtexistenz verweisen zu können. So verhält sich Menzel jetzt gegen eine ganze Seite der Literatur; das ist aber nicht bloß eine an den Schriftstellern, sondern auch eine an der Literatur und dem Publikum selbst verübte Unredlichkeit. —

Einen Vorzug aber hat die Kritik der Jüngeren im Allgemeinen; sie können ein Buch nicht lesen und darüber schreiben, ohne warm zu werden, mag es gut oder schlecht sein; das Buch tritt ihnen entgegen wie ein Lebendiges, Persönliches, sie dringen auf Tendenz und Geist, und haben nicht Zeit, Kälte und Gleichgültigkeit genug, um sich auf kleinliche Dinge dabei einzulassen, wohl gar die Capricen des Verf. in der Orthographie oder der Zeichensetzung zu rügen und den Verf. wie einen Quartanerbuben zu behandeln, dessen Schulaufsatz sie corrigiren müßten.

Daß die Literatur so zugänglich geworden, ist allerdings ein großes Uebel; die vielen eine Masse literarischer Kräfte in Anspruch nehmenden Journale tragen die Schuld. Eine Recension, ein Theaterbericht, eine Correspondenz, worin man seinen persönlichen Feindschaften und Freundschaften genug thut, sind ja so leicht geschrieben, und eine Novelle — Himmel! wer schriebe jetzt nicht eine Novelle? Hat

man doch ſeine Studien dazu gemacht und ſchon auf der Schule ein Dutzend Taſchenbücher mit Haut und Haar verſchlungen! Erſt ſchreibt man gratis, der Ehre, des Vergnügens, der Uebung, des literariſchen Umgangs, eines freien Theaterbillets wegen, die Beſchäftigung iſt ſo angenehm, ſo unterhaltend, man kommt in ſo liebenswürdige Verbindungen mit Männlein und Weiblein, das Brotfach wird darüber vergeſſen, die Unterſtützungen von Hauſe hören auf, was will man nun thun? — man ſchreibt für Honorar, ohne eigentliches Talent und wahren Beruf — ernſte Studien ſind ein Ekel geworden — man fällt der Belletriſtik ein Opfer, ehe man ahnt und darauf vorbereit iſt. Hierzu kommen die vielen Taſchenbücher, hierzu eine Anzahl junger, oft wenig bemittelter und unerfahrner Buchhändler, welche doch etwas verlegen wollen, und weil die angehenden Schriftſteller die wohlfeilſten ſind, nach den ſchwachen Erſtlingsprodukten derſelben gern ihre Hände ausſtrecken. Das deutſche Publikum lieſt zwar viel; davon zeugen ſchon die Ausdrücke: eine *erleſene* Geſellſchaft, eine *auserleſene* Schönheit, etwas *erleſen* oder *ausgeleſen* Schönes, eine Gemäldeſammlung als ob ſie *ausgeleſen* wäre, wodurch ſich beweiſt, daß wir etwas Gewähltes, Vortreffliches, Ausgezeichnetes mit nichts lieber in Verbindung bringen, als mit dem, was wir am liebſten thun, mit dem *Leſen*. Indeß kaufen die Deutſchen, wenigſtens jetzt, ungern laufende bibliographiſche Erſcheinungen für ihre Bücherſammlung, beſonders die deutſchen Frauen, deren Sparſamkeit eine ausgezeichnete Gabe Gottes iſt; die Sortimentshändler ſchicken die Neuigkeiten ohnehin ins Haus, und im ſchlimmſten Falle

iſt eine Leihbibliothek in der Nähe, bei der man abonnirt iſt. Je mehr aber verlegt wird, deſto weniger haben die einzelnen Erſcheinungen darauf Anſpruch, vorzugsweiſe beachtet und gekauft zu werden.

Hitzig in Berlin hat in einem Sendſchreiben an den Schriftſteller Rebenſtein, das auch einzeln abgedruckt iſt, die Gefahren der belletriſtiſchen Schriftſtellerei aufzudecken und vor ihr als Lebensberuf zu warnen geſucht. Ich ſehe jedoch nicht ein, warum ein wirklich Berufener, der eine Lüge an ſich und ſeiner Neigung begehen würde, wenn er ſich einem Brotſtudium zuwendete, nicht ſeiner innern Stimme und Neigung folgen ſollte. Bei dem jetzigen Zuſtande des Buchhandels, der Literatur und der mit Candidaten und Aſpiranten bis zur dritten Folge wohl verſehenen Berufszweige, iſt das literariſche Geſchäft als Brotgeſchäft ein Aſyl für Viele, welche lieber ein erträglicher Schriftſteller, als ein unerträglicher Prediger oder Schullehrer oder ſo was ähnliches ſein und ſich in fortgeſetzter Lebenslüge aufreiben wollen. Herr Hitzig ſetze den Fall: Gutzkow, der alle Elemente zur Wally ſchon in ſich trug, hätte ſeine eingeſchlagene Laufbahn verfolgt, ſtände jetzt auf der Kanzel und müſſe dem ſkeptiſchen Gotte in ſeiner Bruſt falſch Zeugniß reden und Lüge auf Lüge häufen — wünſcht Herr Hitzig, daß ſo die allgemeine Lüge und Nothlüge der modernen Zeit vermehrt werde und Fluch zum Fluche komme? Nur die Unberufenen ſollt ihr abſchrecken, nicht die berufen ſind. Die Literatur iſt ein Abzugskanal für Viele, welche ſich ſchämen, ſich und die Welt zu belügen und Gaben und Neigung zu erheucheln, die nicht vorhanden ſind. Jeden-

falls iſt die Anſicht Hitzig's in Berlin weit verbreitet. Iſt es Menſchlichkeit? Mitleid? Theilnahme? Ich zweifle. Einmal bekümmert man ſich nirgends mehr als in Berlin um das, was der Nachbar thut, wovon er lebt, welchen Titel er hat, was er trinkt, iſt und ißt; dann fürchtet man auch in Berlin die Ueberhandnahme der jungen literariſchen Sippe, von der man keine Sympathieen zu erwarten hat und von der es zweifelhaft iſt, ob ſie je für das Berliner Intereſſe zu gewinnen ſein werde. Hitzig's Anſichten vom Literatenſtande liegen nur auf der materiellen Seite. Er ſcheint zu glauben, ein Literat könne nicht anders, er müſſe verhungern oder doch dem Hungertode nahe kommen. Unter den gegenwärtigen literariſchen Verhältniſſen iſt für den Hunger wohl geſorgt, und für noch Einiges nebenbei, wenn der Schriftſteller wirklich Talent, Beruf, Geſchicklichkeit und Thätigkeit entwickelt und ſo gut wie ein Beamteter ſeinen Stand von der Pflichtſeite betrachtet. Wenn aber je einen Berufenen das unverſchuldete Mißgeſchick zu verhungern treffen ſollte, ſo möge man ihm von Seiten der Berliner den Troſt und das unausſprechliche Vergnügen gönnen, in ſeinem Berufe verhungert zu ſein! —

Mit dem Gefühle, das Amt der Kritik in dieſer Schrift ehrlich und gewiſſenhaft verwaltet und im Intereſſe des Guten und Schönen, des Ernſten und Würdigen, der Wahrheit und Freiheit, der Religioſität und der Sittenſtrenge, gegen die Uebel der Nation und noch mehr der Zeit, insbeſondere gegen den Abdruck dieſer Uebel im weichen Wachſe der Literatur, meine Stimme erhoben zu haben, ſchließe ich jetzt die Darſtellung unſerer Literaturwirren und der Cultur- und

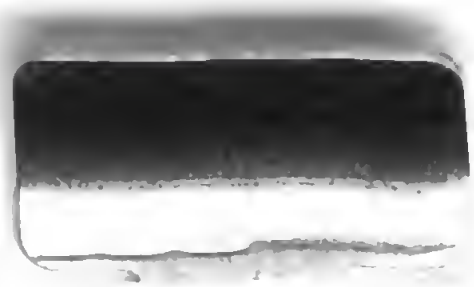
Civiliſationsgebrechen unſerer Zeit, die mit jenen im innigſten Nähr- und Wechſelverhältniß ſtehen. Perſönlichkeiten, die mir nahe ſtanden und mir werth waren und ſind, habe ich im Intereſſe der Wahrheit und der Sache in ihren Schwächen und Verſündigungen gegen den Geiſt der Nation und die alte Ethik, die Völker- und Menſchenbeglückerin und Weltordnerin, bloßlegen müſſen, nicht ohne ihr Wirken, ſo weit es geſchichtliches Moment geworden iſt oder werden muß, in ſeinem vollſtändigen Werthe anerkannt zu haben. Deſſen bin ich mir bewußt, daß mein Verfahren ehrlich war — allerdings eine große Sünde gegen den Geſchmack der Zeit und der kleinen Chane, welche mit ihren Horden in der Sand- und Salzwüſte der Literatur umherziehen und um den geringſten Fleck Landes einen Kampf auf Tod und Leben mit ihrem Nachbarchan eingehen. Aber noch hat ſich nichts ausgeglichen. Die entgegengeſetzteſten Principien wühlen unter dem Boden der Politik wie der Literatur ſchweigend fort; man dehnt die Fragen aus, ſtatt ſie zu entſcheiden; man will den Weltfrieden quand même, ohne zu bedenken, daß ein gezwungener Frieden völkerverderblicher wirkt, als ein erklärter Krieg, der die Wahl einer freien moraliſchen Ueberzeugung iſt. Wir müſſen dieſen erſchlaffenden, demüthigenden, ſelbſt das moraliſche Bewußtſein beeinträchtigenden und die geſellſchaftlichen Verhältniſſe mit trüber Tünche färbenden Halbzuſtand ertragen, weil ſich die Weltgeſchichte nichts vorweg nehmen läßt; man kann kein Produkt gewinnen, wenn nicht die einzelnen Factoren alle beiſammen ſind. Die hanöver'ſche und cölniſche Fragen haben neuerdings bewieſen, daß auch Deutſchland weder in religiöſer noch poli-

tiſcher Hinſicht befriedigt und geſichert iſt, daß der Kampf der Principien eher im Werden, als in der Entſcheidung begriffen und das deutſche Volk endlich in die Reihe derjenigen Nationen getreten iſt, welche an den inneren auf Grundſätzen und Meinungen beruhenden Vorkommniſſen einen lauteren und entſchiedneren Antheil nehmen. Der Kampf, der draußen im Säculum ſchweigt, hat ſich in Deutſchland auf den Fechtboden der Literatur zurückgezogen; eine Ableitung nach außen fehlt; die Verbindungscanäle mit der Nation ſind faſt verſtopft — da entzünden ſich die böſen literariſchen Schwaden und Dünſte und reiben ſich unter einander auf, weil ſie vergebens nach einem Krater ſuchen. Es liegt in dieſem Zuſtande eben ſo viel Forcirtes als Naturgemäßes; ich aber hielt einen großen mit zuſammengehaltenen Kräften mitten durch dieſe Wirren und aufreibenden Einzelkämpfe unternommenen Feldzug für nöthig, damit die zerſplitterte Aufmerkſamkeit auf wenige Hauptpunkte geleitet, den wunderlichen Einzelgefechten ein Ende gemacht und der Kampf, wenn einmal Kampf ſein ſoll, in größeren Maſſen und Gruppen geführt werde.

Ende.

A 1,030,086

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00591 6351



Digitized by Google